This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

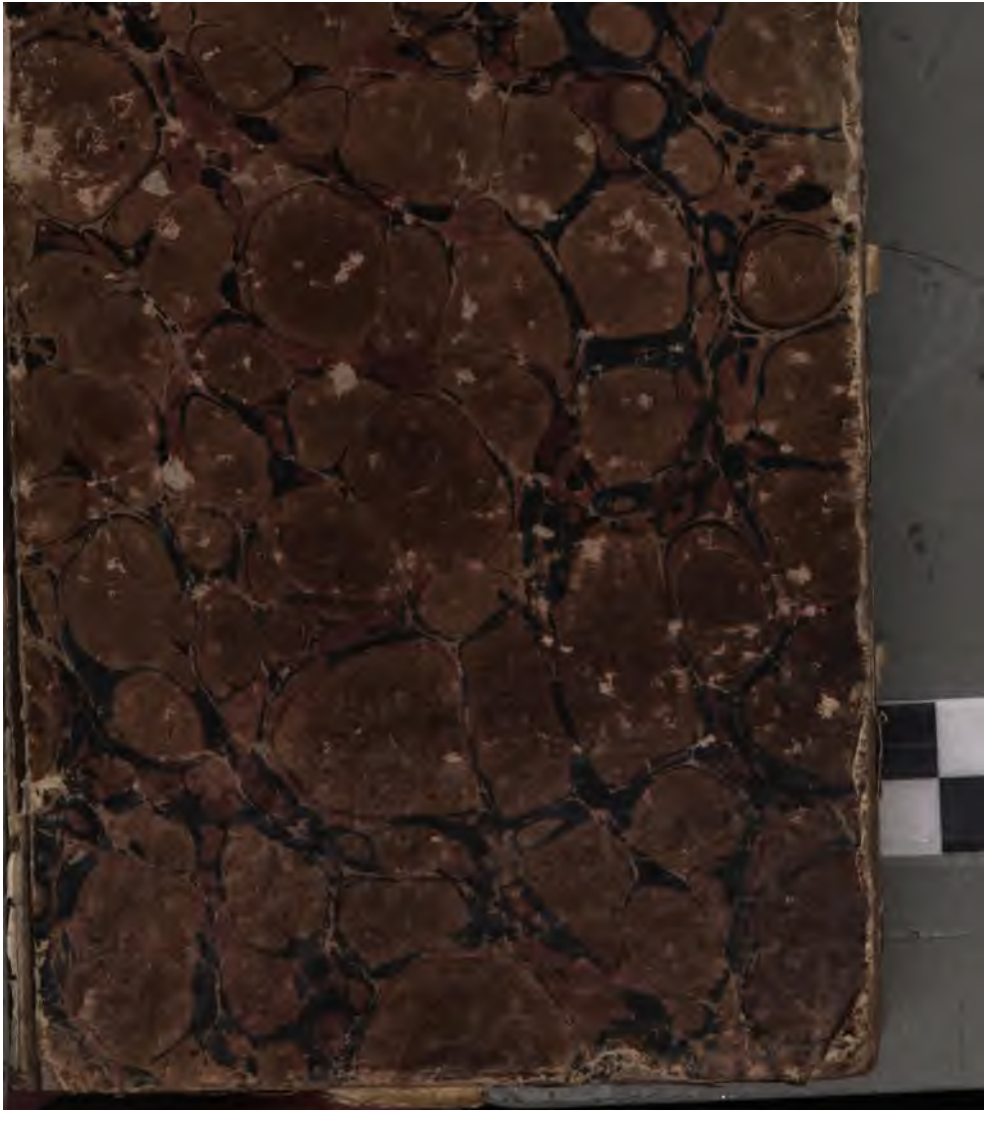
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



19 Dubl

Die Prinzenschule zu Möpselglück.

Von

S. Brunner.

I.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. S. Brunner,
der Nebeljungen Lied.
2te Aufl. Mit dem Motto:
Die Zeit ist aus, wo Poesie
Sich gefreut am Blumenpflücken-
Das ist die dümmste Arbeit das,
Man muß zu sehr sich bücken!
8. Velinp. geh. 1 fl. 12 kr.
od. 18 gr.

Dr. S. Brunner,
der deutsche Hiob.
2te Aufl. 8. geh. 2 fl. od. 1 1/4 Thlr.

Dr. S. Brunner,
der
Babenberger Ehrenpreis.
Neue, umgearb. Aufl. 8. geh.
1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 3 gr.

Dr. S. Brunner,
die Welt ein Epos.
Neue, umgearb. Aufl. 1 fl. 12 kr.
od. 18 gr.

X. Marmier,
Rußland, Finnland u. Polen.
Aus dem Französ. 2 Bde. geh.
3 fl. od. 1 Thlr. 20 gr.

Geheimnisse
von Rußland.
Ein politisches Sittengemälde des russischen Reiches.

Geschichte. — Beschreibung. — Statistik. — Politik. — Gesetzgebung. — Verwaltung. — Religion. — Einrichtungen. — Land- und See-Macht. — Oeffentlicher Unterricht. — Industrie. — Handel. — Finanzwesen. — Ackerbau. — Sitten.
Aus dem Französischen. 2 Thle.
8. geh. 4 fl. od. 2 1/2 Thlr.

H. Reitzenbeck,
Glimmer.
4 Bändchen.
(1. Lieder und Briefe in österreichischer Volksmundart. — 2 Der reiche Bettler. Ein Bild aus dem Volksleben in drei Aufzügen. 3. u. 4. Kurze Geschichten. 2 Bändchen.) 6 fl. od.
3 Thlr. 12 gr.

Franz Stelzhammer,
mein Gedankenbuch.
(Prosa 1r Bd.) 8. geh. 1 fl. 30 kr.
od. 22 gr.

Franz Stelzhammer,
Sebastian,
der Spaziergänger.
(Novellen-Cyclus.) 1r Theil.
(Prosa 2r Bd.) 8. geh 2 fl. od.
1 Thlr. 6 gr.

Franz Stelzhammer,
Novellen.
(Prosa 3r Bd.) 8. geh. 2 fl. od.
1 Thlr. 6 gr.

C. Stegmayer,
Novellen u. Novelleten.
8. geh. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Die

Prinzenſchule

zu

Möpſelglück.

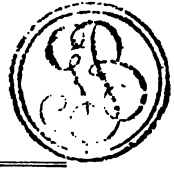
Schildereien

aus der jungen Welt.

Von

S. Brunner.

Es iſt dahier im Scherz zu ſehn,
Wie wir im Ernſt zum Teufel gehn.



Erſter Band.

Regensburg.
Verlag von Georg Joſeph Manz.
1848.

I.

Aus dem Hofleben zu Möpſelglück. Zwei Schreiben des Kammerjunkers von Bitterſalz an den Feſtungscommandanten von Lachteufel.

Der hintere Schloßhof zu Möpſelglück iſt ein Viereck, düſter anzuſehen, von hohen Mauern umgeben und gepflaſtert mit großen Steinplatten. Hier hat zumeiſt die unbeſchreiblichſte Melancholie ihren Thron aufgeſchlagen. Man hört jedes Mörtelbröcklein, das ſich von den Ziegeln gelöst, um in die Dachrinnen zu hüpfen, und dort, wenn es eben glückt, durch die kupfernen Röhren, die das Regenwaſſer herableiten, bis in den Hof klingend und kniſternd niederzutanzen. Ein Schwibbogen führt in den äußern Schloßhof, und der andere in den Park. Der letztere aber iſt mit einem eiſernen Gitterthor verſchloſſen, und eine grüne Laubwand verdeckt die Ausſicht in den Garten.

Der in der Regel ſo todtenſtille Hof iſt eben ausnahmsweiſe ungewöhnlich belebt — es muß etwas los ſein. Packwägen ſtehen an den Thüren, Küſten und Koffer nebenbei, Küchengeſchirr wird eingepackt, Lakeien, Diener und Kutſcher gehen beſtändig hin und her, ſie haben von der feinern Hoffitte ſchon ſo viel wegbekommen, daß ſie nur leiſe für ſich hin ihre Fluchworte über die ungewohnte ſchwere Arbeit ausſtoſſen. Man kann es den Leuten nicht verargen, wenn man bedenkt, daß ſich bei ihnen ſeit undenklichen Zeiten der Gedanke feſtgeſetzt hat: der Herzog bezahle ſie fürs Faullenzen.

Kommende Tage verläßt der Hof ſeine Reſidenz zu Möpſelglück, um das Luſtſchloß Muskatell zu beziehen, deßwegen all' dieſe Vorbereitungen.

Von einem Fenſter des erſten Geſchoßes ſehen ein paar allerliebſte Seraphköpfchen herunter, und haben ſichtlich ihre Luſt an dem ganzen Getriebe. Ein wahrer Jubel ſpricht aus ihren Augen, ſie klatſchen vor Freuden in die Hände, und reden *vorhinein genießend* vom Park zu Muskatell, von

den ausländiſchen Thieren, die dort eingeſperrt ſind, und von den inländiſchen Thieren, die dort ausgelaſſen ſind, und von den ſchönen Waſſerkünſten, bei denen man nur die kleinen Fallthürlein auf dem Erdboden bei dem Ring aufheben, und den Hahn umdrehen darf, um tauſenderlei Spaß und Kurzweil zu haben, und ſie reden auch von Hauswurz, dem alten Gartenhüther, der voll Schnacken iſt, und den der Herzog ſo gut leiden kann, und vom chineſiſchen Saal im Schloße mit den vielen Pagodelchen auf den Tiſchen und Kamingeſimſen, die unaufhörlich Komplimente machen, wenn man ſie nur leiſe mit dem Finger antupft, und die Empfindlicheren darunter, wenn man ſie nur anhaucht, und die Empfindlichſten ſogar ſchon dann, wenn man nur vorübergeht.

„Ach Herr Je! was wird das wieder für ein Jubel und was für eine Unterhaltung ſein?“

Die freudigen Schelme ſind Prinz Achilles und Prinzeſſin Blanda — die beiden Kinder des Herzogs. Es iſt eine wahre Luſt ſie anzuſchauen, es liegt in ihren Augen ſo viel herzliche Gut-

müthigkeit, man muß ſie beim erſten Anblick lieb gewinnen. Schade, daß dieß heilige, kindliche, unſchuldige Weſen ſo bald vorübergeht.

O Jugend, du kühlige Morgenzeit, wir wiſſen es gar nicht, was du für ein ſeltſamer ſchöner Vogel biſt, denn kaum wollen wir dich ein wenig betrachten und uns freuen über dein Farbenſpiel, ſo biſt du auch ſchon fortgerauſcht auf deinen goldig ſchimmernden Flügeln!

Siehe da, auf einmal machen die Beiden recht bedenkliche Geſichter — es müſſen ihnen trübe Gedanken durch den Sinn gefahren ſein, ſie dachten daran, wie dieſen Sommer die ernſteren Studien beginnen werden — die Zeit zur Unterhaltung wird karger zugemeſſen. Ein Lehrer wird dem andern die Thüre in die Hand geben, und des Lernens ſoll von nun an durch wenigſtens zehn Jahre kein Ende mehr ſein!

Der Herzog konnte durch eine kleine Oeffnung in der Wandtapete das Treiben ſeiner Kinder vom anſtoſſenden Zimmer aus beobachten. Er bediente ſich eben jetzt dieſes Mittels; auf dieſe

Weiſe wollte er ſich von den charakteriſtiſchen Anlagen derſelben überzeugen, um den Studienplan darnach einzurichten. Er wird ſonach Zeuge folgender Scenen.

Blanda ſteht vor einem Pfeilerſpiegel auf einem Seſſel und probirt einen neuen Shwal; ſie muß dabei den Kopf ſo oft zurück drehen, daß eine Verrenkung der Wirbelbeine zu befürchten ſteht. Im Entzücken der Selbſtbeſchauung vergißt ſie ſogar ganz auf ihren gefährlichen Standpunkt, und dreht ſich in kokettirenden Schlangenwindungen ſo lange herum, bis ſie den Schwerpunkt verliert, und auf ein ganzes Regiment Bleiſoldaten hinabfällt, die vom Prinzen eben zur Revue aufgeſtellt waren.

Die Prinzeſſin erlitt einige unbedeutende Confuſionen; der Prinz iſt betrübt über die Niederlage ſeines Heeres; ſchon hat er halb bedauernd, halb im Unmuth ſeine Schweſter bei den Zöpfen gefaßt, um ſie aufzuheben, weil ſie aber weint, zieht er ſie bei den Händen empor und ſagt, ein kleinwenig zürnend: Das haſt du von dei-

nem dummen Shwal; haſt du dir nicht weh gethan?

Nein, erwiederte Blanda, es iſt mir nicht viel geſchehen, aber der ſchöne türkiſche Shwal wird ruinirt ſein; pfui! mit deinen abſcheulichen Soldaten!

Was liegt an deinem Shwal, ſagt hierauf Achilles, mich dauern meine Soldaten, ſieh nur die armen Burſche an, ſie ſind alle zerquetſcht und verbogen.

Ei was, tröſtet ihn Blanda, du wirſt ſchon wieder neue kriegen!

Neue? mag ſein, ich weiß es aber nicht gewiß.

Warum nicht?

Nun, haſt du nicht gehört, als wir unlängſt beim Herzog ſpeisten, ſagte die Tante, Fürſtin von Mömpelheim, daß die Soldaten ſo viel Geld koſten!

Darauf erwiederte Blanda mit einem altklugen Geſicht: Aber Achilles was du doch redeſt, *du* verſtehſt gar nichts! Die Tante hat die gro-

ßen gemeint, die unten bei der Hauptwache trommeln und vor den Thüren ſtehen, und die ſich immer unter die Naſe greifen, um nachzuſehen, ob der Schnurbart noch in der Ordnung iſt. — Aber deine Soldaten! hi, hi! da koſtet höchſtens Einer zwei Groſchen!

Nein, nein, drei Groſchen, vier Groſchen, hundert Groſchen, ſagt der Prinz, und ſchwingt ſich auf ein Fenſter, welches in die Orangerie hinausgeht, darnach winkt er Blanda herzu und ſagt leiſe: Sieh, da unten liegt eine große Katze und ſchläft — ich will ſie anſchütten, denn das können die Katzen nicht leiden, wenn ihnen Waſſer in die Ohren kommt!

Nach dieſen Worten greift er nach einem Lavoirkrug aus chineſiſchem Porzellan, und eilt zum Fenſter ſein Werk zu vollbringen. Die feinen Ohren der Katze vernehmen aber auch im Schlafe das Rauſchen des fallenden Waſſers, ſie ſpringt auf und eilt in großen Sätzen fort. Den Prinzen ärgert ſein mißlungener Streich, er wirft ihr im Zorneseifer den Krug nach; aber der Haustiger flieht

ungetroffen fort, während der Krug zu Trümmern geht.

Nachdem der Herzog Zeuge dieſer Scenen war, begab er ſich in ſeine Gemächer zurück und murmelte vor ſich hin: Es iſt höchſte Zeit für eine gute Erziehung zu ſorgen, ich ſehe nichts als Eitelkeit, Zankſucht, Haderſucht, Hang zur Satyre, Thierquälerei ſammt Bosheit!

Der Herzog geht in den Audienzſaal, betrachten wir indeſſen das Treiben in den Vorzimmern.

Der Thürhüther an der erſten Thüre bäumt ſich ſo ſehr zurück, daß ein Einbrechen ſeines Rückens zu befürchten ſteht, er nickt den Eintretenden nur ein ganz klein wenig mit dem Haupte zu, und ſieht jeden Bittſteller mit einem unſäglichen Ausdruck der Verachtung an; die Andern, mit denen man in den Antichambren zu thun hat, werden immer vernünftiger und freundlicher, je näher ſie dem Herzog ſtehen, und der Herzog ſelber iſt der entgegengeſetzte Pol ſeines Thürhüthers, ein freundlicher leutſeliger Mann. Im erſten Vorzimmer *ſitzen einige* Heiducken, ſie liegen eigentlich mehr

auf den Seſſeln als ſie ſitzen, die Füſſe ſind gerabehin ausgeſtreckt, der Kopf ruht an der Lehne, und der ganze Leib iſt einem ſtarren Holzblocke nicht ungleich, man könnte ſie auch für halb umgefallene und in der Schwebe hängen gebliebene Nußknacker halten, die plötzlich aus irgend einer unerforſchlichen, geheimnißvollen Veranlaſſung vom Starrkrampf befallen wurden; ſie ſperren ihre Rachen weit auf, die Sympathie der langen Weile ſcheint auf ſie gegenſeitig einzuwirken.

Oefter dringt hie und da ein Schnarchlaut hervor, die guten ſchläfrigen Herren machen es gerade ſo, als ob ſie ihre Kehlinſtrumente und Rachenflöten zu einer großen Schnarchſymphonie zuſammenſtimmen wollten.

Im zweiten großen Vorzimmer befinden ſich mehrere dienſtthuende Kammerjunker. Jeder von ihnen hat einen eigenen Platz mit Schreib- und Leſepult; man ſieht es Manchen von ihnen an, daß es ihm keine kleine Anſtrengung koſtet, der langwierigen und vielgliederigen Schlange — Zeit — einen Stundenknorpel um den andern abzudrehen.

In dieſem Zimmer dürfte die merkwürdigſte Perſönlichkeit Herr von Bitterſalz ſein, er läßt ſeine ſtechenden ſchwarzen Augen unſtett rings umher fahren, und iſt eben im Zuge ſeinem Freunde, dem Hauptmann von Lachteufel, gegenwärtig Commandant der einſamen Feſtung Kauzenberg, einen vergnüglichen Brief zu ſchreiben.

Bitterſalz übertreibt gern, und ſchmückt die Begebenheiten, welche ins Bereich ſeines Sprechens oder Schreibens fallen — bisweilen ein wenig gar zu bunt und grell — doch läßt er ſeinen Schilderungen überall die Wahrheit zu Grunde liegen, und iſt wenigſtens hierin zuverläſſig. Wir wollen den Brief, der den Herrn von Bitterſalz, ſowie die Umſtände zu Möpſelglück zugleich charakteriſirt, wörtlich wiedergeben, und zwar auf die Gefahr hin, daß vielleicht hie und da ein Leſer auf den Verdacht kommen könnte, Bitterſalz habe durch ſein Schreiben nichts anders gewollt, als den Lachteufel ein wenig bezähmen.

Erſtes Schreiben des Herrn von Bitterſalz an den Hauptmann von Lachteufel.

Lieber Freund!

Du ſaugſt wie ein Vampyr an meiner Feder, und willſt immer Hofneuigkeiten und Hofneuigkeiten, und es iſt hier doch mehr altes als neues — ach, und wie vieles iſt ſchon gar zu ſehr veraltet. Doch, ich will Dir willfahren und Dir die Zimmerreiſe, die ſich heute vor meinen Augen herumhaspelt, zu ſchildern ſuchen. Mag ſein, daß du Etwas findeſt, was Dich anſpricht; für Deine langweiligen Feſtungstage ſind ſelbſt die Begebenheiten einer Antichambre noch ein tolles Luſtſpiel.

Du weißt, der verdammte Bretthupfer, der Leibheiduck des Herzogs iſt mein Bijou, es wäre nicht der geringſte Genuß meines Lebens, dieſen Kerl einmal recht tüchtig durchzubläuen. Er macht ſich eben heute wieder außerordentlich geſchäftig, die drei Profeſſoren Aleph, Beth und Gimel ſind eben zum Herzog gegangen, um ihre Aufwartung zu machen. Es handelt ſich um die Erziehung

unſers Erbprinzen, und ich muß geſtehen, ich bin recht neugierig was da herauskommt.

Bretthupfer hat mit dem Diener Alephs (der nebenbei geſagt dem Herzog am meiſten empfohlen iſt) ein Geſpräch angeknüpft, und ſucht ihm dieß und das herauszulocken. Der Burſche ſcheint ſehr durchtrieben, er heißt Kolem, ich höre jedes Wort, was er mit Bretthupfer ſpricht; er ſpielt mit dem Heiducken wie mit einem Kinderballe. Eben erzählt er Bruchſtücke ſeiner Biographie; auf die Frage Bretthupfers, woher er gebürtig, gibt er zur Antwort: Ich erblickte das Licht der Welt am Oranienburgerthore, meine Mutter iſt dort, wenn man hinausgeht rechts, zwar nur eine Höckerin, aber mein Vater ſtammt dafür aus Hinterpommern, und wirkt gegenwärtig als Droſchkenführer in ſeinem beſchwerlichen Beruf; wenn ſie eine Spur von geographiſchen Kenntniſſen haben, kann es ihnen nicht entgangen ſein, was ich ſagen wollte: Ich bin Berliner, Kind der geräuſchvollen Reſidenz. Mein Herr iſt das, was man *einen Philoſophen* nennt, der Alles weiß und Alles

lehrt — weil er aber die jungen Leute anleitet, wie ſie es in der Welt weiter bringen können, wird er Profeſſor genannt.

Bretthupfer wird neugierig, er iſt herablaſſend und ſetzt das Geſpräch mit Kolem fort:

Mit was wird nun Aleph ſeinen Unterricht eröffnen?

Das erſte wird die Logik ſein!

Kann er mir vielleicht ſo ein klein wenig auseinanderſetzen, was Logik iſt?

O, mit vielem Vergnügen, Logik iſt das Denkgeſetz; die Maſchinerie, in der die Logik verarbeitet wird, heißt Dialektik; dieſe erfand ein gewiſſer Platon, aus dem Griechiſchen gebürtig; Sokrates, ein Landsmann desſelben, verbeſſerte das Zeug und nahm ein Privilegium darauf, er brachte bei der Dialektik eine ſubjective Vorrichtung an, und dieſe heißt auf Deutſch: Ironie.

Bretthupfer iſt in großer Verlegenheit, für ihn war die ganze Erklärung Kolems Sanskritt, er wollte aber doch den Theilnehmenden und Ver-

ſtehenden ſpielen, und fragt: Was ſind denn das eigentlich für Leute, die Griechen?

Die Griechen — nu, haben ſie noch nicht bei der Leipzigermeſſe die Kerle geſehn mit langen Röcken und weiten Aermeln, ſie rennen gewöhnlich mit einem Bündel türkiſcher Pfeiffenröhren herum, die ſie zum Verkaufe ausbieten.

Nun ja, meinte Bretthupfer, ich will ſchon glauben, daß die aus demſelben Lande ſind — aber die werden eben keine ſolchen Griechen ſein, die ſich mit den Denkgeſetzen abgeben!

Nein, das gewiß nicht — die neuen Griechen ſind fortgeſchritten, ſie ſind vom Denken zum Handeln gekommen!

Es wurde Bretthupfern nachgerade langweilig — Kolem, der die Carrikatur ſeines Herrn zu ſein ſcheint, ſprach ſogar vom reinen Denken, darüber wurde er von Bretthupfer mit der größten Befremdung angeſehen; denn das beſtändige Geſchäft des letzteren iſt: das reine Garnichtsdenken.

Bretthupfer ſucht ſich bei jeder Gelegenheit

ſeinen Nutzen herauszuſchlagen; ſo auch hier — er dachte ſich — zu etwas könnt ich den Burſchen doch gebrauchen. Nach einigem Nachſinnen fragte er Kolem: Was hat es denn mit der Philoſophie eigentlich für ein Bewandtniß? Er ſcheint ein wahrer Teufelskerl zu ſein, könnte er mir nicht in einigen wenigen, populären, verſtändlichen Worten zuſammenfaſſen, was Philoſophie eigentlich iſt?

Populär? fragte Kolem verſchmitzt lächelnd, populär? das wird ſchwer halten, doch, wir wollens verſuchen, unterbrechen ſie mich nicht, daß ich nicht irre werde, doch haben ſie die Güte, mir früher zu ſagen, warum ſie das zu wiſſen wünſchen!

Jetzt erſt wurde Bretthupfer etwas zutraulich und höflich zugleich, er verwandelte das Er in Sie: Unter uns geſagt, Abends beim König Herodes im Extrazimmer komme ich faſt täglich mit geſcheiten Männern, worunter ſogar vortreffliche Gelehrte ſind, zuſammen, da iſt nun, wie ſie ſich denken können, bisweilen von Philoſophie

die Rede, wenn nun dieſe Herren wieder einmal darüber zu ſtreiten anfangen, ſo möcht' ich auch bei Gelegenheit ein paar tüchtige Worte dazwiſchen hineinplärren!

Nun, ganz gut, Herr von Bretthupfer, verzeihen ſie mir meine Frage. Sie wiſſen wohl, wenn ein Unbekannter in eine Apotheke kommt, und begehrt Rattenpulver, ſo fragt der Apotheker: Wozu? und ingleichen, wenn ein Junge in einen Kramladen kömmt, und begehrt Schießpulver, ſo wird er gefragt: Für wen und wozu? — So iſts nun auch bei der Philoſophie; man muß überzeugt ſein, daß damit kein Mißbrauch geſchieht — dann darf man wohl ein wenig davon auskrammen. Sammeln ſie ihre Gedanken, ſetzen ſie ſich, ſehen ſie vor ſich hin auf einen Punkt, daß ſie nicht irre werden, und hören ſie mich an: Philoſophie iſt nichts anderes, als die Idealität in der Realität durch die Aufhebung aller Gegenſätze in der Identität, vermiſcht mit ein wenig Cauſalität, ohne Rückſicht auf Abſtraktion in Beziehung auf die Exiſtenz der leeren Reflexform,

welche in den ſchwierigen Totalitätsmomenten der geſchärften Accidenzen zur Kategorie der abſoluten Selbſtbeſtimmung mit dem reinen Begriff der Koncretheit des kategoriſchen Imperativs emporgeſtiegen, und durch die Spannung der Potenzen von oben aus nach unten zum Durchbruch gekommen iſt! Sie haben mich doch aufgefaßt?

Kolem blickte nach dieſen Worten auf Bretthupfer, welcher unbeweglich, mit geſchloſſenen Augen und blaſſem Geſichte daſaß, ſelbſt nachdem er gerüttelt wurde, regte er ſich nicht: ein Starrkrampf feſſelte ſeine Lebensgeiſter. Als die andern fernerſtehenden auf den Vorfall aufmerkſam wurden, murmelte Kolem für ſich hin: Sieh doch! das hätte ich nicht thun ſollen, für dieſen Burſchen iſt die Philoſophie Rattenpulver — ſie wirkt auf ihn wie Schwefeläther, und macht ihn betäubt.

Man ſchüttete dem Leibheiducken Waſſer ins Geſicht, er fing an zu zucken, und kam nach und nach zur Beſinnung.

Kolem fragte beſorgt: Um Gottes willen,

was iſt ihnen denn eigentlich — fühlen ſie ſich ſchon etwas beſſer?

Donnerwetter erwiederte Bretthupfer, gerade die neue Uniform mußte das Waſſer treffen, wenns nur keine Flecken macht! Hören ſie Kolem, wie ich gerade im beſten aufmerken bin, wird mir's auf einmal ſchwarz vor den Augen, wie ein Nebel, und als ich wieder zur Beſinnung kam, war es mir, als ob ich ihnen ein ganzes Jahr lang zugehört hätte.

Sie verzeihen, daß ich eine Bemerkung einflechte, ſagte Kolem, aber ich bin der Meinung, ihr Nervenſyſtem iſt für die Philoſophie zu ſchwach, viel zu ſchwach!

Was ſie da ſagen, Kolem, meinte Bretthupfer, klingt faſt wie eine Beleidigung. Uebrigens werden wir wohl noch auf die Philoſophie zurückkommen. Sie dürfen nicht meinen, daß wiſſenſchaftliche Geſpräche nicht in meiner Daſeinsſphäre liegen, im König Herodes ſag ich Ihnen, wird über alles geſprochen, nur Hofgeheimniſſe bleiben unberührt, verſtehen ſie, dieß iſt

ſo ein nothwendiges Stück von Politik und Diplomatie, gehen ſie einmal mit, ſie werden dort ganz famoſe Leute antreffen! So findet ſich z. B. täglich ein: der Hof- und Univerſitätsaſtronom Dr. Bamboſt, ein überaus liebenswürdiger Mann; er lieſt faſt den ganzen Tag Journale, unter den aſtronomiſchen Notizen ſucht er am liebſten die Steckbriefe der Kometen, um von ihrem Daſein gleich von der erſten Hand Wind zu bekommen.

Der Nutzen, welcher der Wiſſenſchaft durch ſeine Beſtrebungen zugewendet wird, iſt unberechenbar — ſeit er den Thurm in ſeiner Gewalt hat, ſind ſchon um 20,000 Thaler neue Inſtrumente nachgeſchafft worden, unter anderm ein neuer Refraktor, weil er beim alten das Objective eingeſtoſſen, wiſſen ſie, das iſt das große runde Glas bei der vordern Oeffnung.

Weil Dr. Bamboſt noch nie einen Kometen entdeckt hat, iſt der Herzog gewillt, ihm einen neuen Sucher machen zu laſſen. Wiſſen ſie, ich kenne das alles — der Sucher iſt das kleine leicht bewegliche Perſpektiv, auf dem Rücken des

Refraktors, mit ſeiner Hülfe wird das Aufſuchen der Sternbilder erleichtert. Wir ſind ſehr gute Freunde, ich und Bamboſi! Ein vortrefflicher Mann! Mitunter macht er auch Witze. Als ihm neulich im König Herodes, da er einiges über Chemie ſprechen wollte, unſer großer Chemiker Dr. Pantſcher zurief: Herr Doktor, ſie ſollen ſtets im Gedanken unter ihren Sternen ſein, gab er zur Antwort: Bin ich nicht ohnedieß am Tage auf dem Thurme — und allabendlich am liebſten im Thierkreis!

In dieſem Bonmot iſt wohl die Abendgeſellſchaft im König Herodes etwas hart mitgenommen, aber wenn wir unter uns ſind, laſſen wir uns gerne einen Spaß gefallen. Wir freuen uns, daß dieſer Mann von den Höhen ſeines Thurmes in die Niederungen des Lebens herabſteigt, um uns mit ſeinen merkwürdigen Aphoriſmen zu beglücken.

Erſt neulich hielt er im Herodes eine Rede, die ein Tachigraph der zweiten Kammer im Nebenzimmer ohne dem Vorwiſſen Bamboſis niederſchrieb, um ſie der Nachwelt zu retten. Ich habe

eine Abſchrift, und werde ſie ihnen mittheilen; es iſt mir zwar manches darin etwas dunkel, aber im Ganzen genommen iſt die Sache doch ausgezeichnet, und ſucht ihres gleichen. Nachdem Bamboſt einen herzhaften Zug aus ſeinem Bierkruge gemacht, begann er in folgender Weiſe:

(Bretthupfer zieht ein vom häufigen Vorleſen und Ausleihen beſchmutztes, und an den Einbügen abgeſchundenes Papier aus der Taſche und lieſt:)

„Alle Wiſſenſchaften ſind Null, Alles iſt Täuſchung, Alles Blendwerk, nur die Mathematik und Aſtronomie haben einen feſten Boden. Ein Menſch, der von Mathematik nichts weiß, der iſt dem Thiere gleich; ein Menſch, der nicht Aſtronomie ſtudirt hat, der bleibt an dem Sandkörnlein der Erde wie eine Milbe kleben; jeder Tubus aber iſt wie eine Kanone, die den Menſchengeiſt wie eine Bombe in die Geſtirne ſchleudert, und ihn ſomit erhebt über die ganze Sternenwelt; und das iſt die Größe des Menſchengeiſtes, daß er den Sternen ihre Wege anweist, daß er ſagt: Sonnenfinſterniß, Mondesfinſterniß, um die

und die Stunde, in der und der Sekunde mußt du kommen, und die Sonne gehorcht und der Mond gehorcht, und alle Sterne winden ſich wie Hunde, oder wie ſchlechte Würmlein vor dem Menſchengeiſt. Der Menſchengeiſt hat die Welt geſchaffen!

Wie eine Köchin die Klöße formt und ſie in den Topf wirft, ſo hat der Menſch als bewußtloſer Naturgeiſt die Erde, die Sonne, den Mond geformt, ſo hat er die Milchſtraſſe gemacht, mit der Leichtigkeit des Apothekers, der an die tauſend Pillen in Einer Minute mit ſeiner Maſchine dreht, oder mit der Gewandtheit des Schrottgießers, der an die zehntauſend Bleikügelchen auf Einen Guß geſtaltet. — Ja auf des Menſchen Geheiß ſind Pflanzen und Thiere entſtanden, der Menſch als bewußtloſer Naturgeiſt hat dem Tanzbären den warmen Pelz auf den Buckel genäht, er hat die Katzen ins Daſein gerufen, nachdem er in der großen Ratten- und Mäuſeverbreitungsfähigkeit einen Mißgriff ſeiner Schöpfungen ahnte, *er hat* ſich die Flöhe, Wanzen und Skorpionen

geſchaffen, um einſt, wenn er zum Bewußtſein gelangt iſt, auch zur Nachtzeit aufgeweckt zu werden, und im Nachdenken über ſeine ungeheure Schöpferkraft ſich zu erluſtiren, und in ſchlafloſen Nächten eine Kurzweil zu finden. — Wie groß und erhaben, wie ſchöpferiſch und göttlich iſt der Menſch, der ſchon als bewußtloſer Naturgeiſt ſo Ungeheueres geleiſtet hat! Ja, der Menſch behaupte ich, war im bewußtloſen, ſchöpferiſchen Zuſtande größer, als er es iſt, nachdem er zum Bewußtſein gekommen. Es thut einem das Herz weh, wenn man ſieht, wie im Schweiß ſeines Angeſichts, wie unter Thränen und Seufzen, und unter Abſingung Iriſcher Melodien, componirt von Engliſchen Meiſtern mancher Menſch ſich ſeine armſeligen paar Pfennige verdienen muß, um nicht des Hungertodes zu ſterben.

Wüßte ſo ein armer Teufel, was er im bewußtloſen Zuſtande, als er noch in der bewußtloſen Einheit mit dem Naturgeiſte war, für eine Macht beſeſſen, — er würde ſich augenblicklich erheben aus ſeinem Jammer im Gefühl ſeiner

einſtigen Größe, als er noch der bewußtloſen Totalität angehört, er würde gar nichts mehr eſſen, und ſtolz als Einzelweſen zu Grunde gehen, um zur ſchöpferiſchen, bewußtloſen Naturkraft zurückzukehren, und dort, wenn es allenfalls in unbewohnten, neuen Räumen einige Schöpfungen hervorzurufen gibt, doch wenigſtens, wenn auch im bewußtloſen Zuſtande, einige Arbeit zu bekommen, und ein paar Groſchen dabei zu verdienen. *)

Ja meine Freunde, der Menſchengeiſt hat die Welt geſchaffen, Alles gehorcht, der ganze Himmel gehorcht, und der Menſch ſchafft an, denn er iſt der Herr des Himmels, Menſch iſt aber nur der Mathematiker und Aſtronom, der mathematiſche Aſtronom iſt der wahre Weltenkönig, die Krone iſt aus Sternen über ſeinem Haupte ge-

*) Die neuen Weltdenker laſſen den Menſchen als bewußtloſen Naturgeiſt die Welt ſchaffen, die Verhältniſſe der Sterne ordnen, die Erde und die Metalle formen, den organiſchen Bau der Pflanzen und Thiere einrichten u. ſ. w. Erſt zum Selbſtbewußtſein gelangt denkt der Menſch über ſeine unbewußten Hervorbringungen nach, und erkennt ſich ſelbſt als Schöpfer!

flochten, ſein Thronhimmel iſt das blaue Firmament — — —“

Leider endet bei dieſen Worten Bamboſis Rede, die Kehle war ihm trocken geworden, er rief, ganz ſo wie gewöhnliche Alltagsmenſchen rufen: Kellner noch einen Krug Bier! und ſonach blieb ſein Vortrag durch einen andern Gegenſtand, der aufs Tapet kam, unterbrochen.

Und das, Kolem, das nenn ich mir einen großen Mann, der über den höchſten Angelegenheiten des Lebens brütend, den Sinn fürs rein Menſchliche nicht verliert, der in den König Herodes kommt, und dort trotz all ſeiner Wiſſenſchaft Doppelbier trinkt, gerade ſo, wie unſer eins! Gewiß, es gehört ein Kopf wie eine Waſſertone dazu, um ſolche Wiſſenſchaft zu begreifen, es bliebe mir der Verſtand ſtehen, wenn ich täglich, wie ein Taubenjokel auf ſeiner Dachlucke die Sterne im Kreis ober meinem Haupte herumjagen müßte!

Wenn uns der Bamboſi verläßt, um ſeinem hohen Beruf nachzugehen — ergreift der welt-

berühmte Chemiker Dr. Pantſcher das Wort; ihm ſind alle Sterne nichts anders als Seifenkugeln oder Pomadetiegeln, er zerſtäubt alle Körper, die nichts anders aufweiſen können, als das durch Adhäſion verbundene Quantum — er dringt überall auf die Grundſtoffe, und wird wahrſcheinlich noch einmal die Urſubſtanz entdecken!

Auf dieſe Weiſe ſuchte Bretthupfer dem Schelm Kolem die größte Hochachtung vor der Möpſelglückeruniverſität beizubringen, — da kommen aber die drei Profeſſores nach langer Unterredung vom Herzog heraus. Sie ſind, wie ich hörte, nicht nur zu Lehrern des Prinzen, ſondern auch zu Univerſitätsprofeſſoren ernannt.

Hier mein lieber Lachteufel haſt du die Geſchichte eines Vormittages; Bretthupfer wird tagtäglich anmaſſender, er prätendirt von allen Vorgängen bei Hof ſeine Mitwiſſenſchaft. Wenn der Herzog und die Herzogin ausfahren, verletzt er oft allen Anſtand; er biegt ſich von ſeinem Hinterſitze über das umgelegte Kaleſchenbach und wagt

es ſogar, ſich ins Geſpräch zu miſchen, und ſeine Goliathsnaſe zwiſchen die Geſichter der beiden Hoheiten zu ſtecken. Unlängſt ſagte während des Fahrens der Herzog im Scherz zu Ihrer Hoheit der Frau Herzogin: Bretthupfers Naſe wäre eine prächtige Wand in Shakespeares Sommernachtstraum, und wir beide könnten Pyramus und Thysbe vorſtellen. Bretthupfer vernahm lächelnd den Spaß, die Lachluſt kitzelte ſeine Naſe, und er nieſte ohne allen Anſtand recht tüchtig zwiſchen die beiden Hoheiten hinein, dann ſagte er zum Herzog: Sehen Eure Hoheit, meine Naſe hat ein außerordentliches Zartgefühl, ſie bedankt ſich ſelber höflichſt für die Aufmerkſamkeit, die Ihr von Seite Eurer Hoheit geſchenkt worden, in dem einzigen Ausdruck der Empfindung, der ihr zu Gebote ſteht. Der Herzog lächelte — und freute ſich über die Antwort, und erzählte mit ſichtlichem Wohlgefallen den Scherz, und Bretthupfer ſteigt immer höher und höher in ſeiner Gunſt. Du ſiehſt, wie die Sachen jetzt ſtehen. Wenn du nicht auf deiner Feſtung eindorren willſt, und wenn du

nicht ewiger Hauptmann bleiben willſt — ſo ſuche Bretthupfers Gunſt, durch ihn, iſt am eheſten weiter zu kommen. «

Neulich ſtieg der Herzog vor der Stadt aus ſeinem Wagen, um wie gewöhnlich zu Fuß durch die Allee nach Hauſe zu gehen. Bretthupfer machte ſich nun auf ſeinem Hinterſitze ſo wichtig, als ob er der Herzog ſelber wäre. Einige loſe Vögel lauerten ſchon einige Tage auf eine günſtige Gelegenheit, um ohne Zeugen ein Vorhaben auszuführen. Sie häckelten dem allmächtigen Heiducken eine große Tafel aus leichtem Papenſtiel an ſeine über den Hinterſitz herabhängenden Frackſchöße, auf der Tafel ſtand mit deutlichen Buchſtaben: Bretthupfer der Große. In dieſem Aufzug ging es durch ganz Möpſelglück bis zur Hauptwache; dort machte der eben heraußenſtehende Offizier den Heiducken auf ſeine Inſchrift aufmerkſam; Bretthupfer wurde kirſchroth vor Wuth, und konnte halb ohnmächtig nichts anderes thun, als zähneknirſchend auf dem Weg bis *zum* Schloß hin die Worte ſtammeln: Majeſtäts-

verbrechen, Majeſtätsverbrechen, das muß gerochen werden! Gegen den unbekannten Thäter iſt bereits der Prozeß anhängig gemacht. Sonſt iſt der Markt hier flau, und nicht viel Neues. Bis in einigen Wochen vielleicht mehr von

Deinem

Freund

Bitterſalz.

Zweites Schreiben desſelben an denſelben.

Lieber Lachteufel!

Die drei Herren, von denen ich zu Dir in meinem letzten Schreiben ſprach — haben wirklich ein neues Leben hieher gebracht; beſonders Aleph. Kaum war er zum Profeſſor ernannt, ſo hatte er auch ſchon nichts angelegentlicheres zu thun, als ein Logis mit einem großen Vorſaal zu miethen. Gleich im nächſten Tage war ſein Diener Kolem vollauf beſchäftigt, die vielen Diplome ſeines Herrn auszupacken, um ſie ringsum an den Wänden des Saales aufzuhängen. Sie waren ſchon alle in goldene Rahmen eingefügt.

Hiedurch bekommen die Beſucher des Profeſſors, die in dieſem Vorſaale zu warten haben, eine nervenerſchütternde Vorſtellung von ſeiner weltberühmten Wiſſenſchaft.

Aleph wäre aber wirklich in Verlegenheit, wenn er ſeinen ganzen Titel ſchreiben ſollte. Er iſt Mitglied faſt aller gelehrten Geſellſchaften der Welt. Statt nun all dieſe langwierigen Mitgliedſchaften unter ſeinen Namen zu ſetzen, bedient er ſich der Negation, um ſo die Poſition hervorzuheben; er ſchreibt, wie folgt: „Aleph, Nichtmitglied der Geſellſchaft zur Beförderung des Brenneſſelbaues für Krebſenerhaltung; und Nichtmitglied der geheimen Geſellſchaft zur Verbreitung des Gelbenrübenſamens.“

Alle andern gelehrten Geſellſchaften der ganzen Welt nennen ihn den ihren. Was liegt nun in dieſem Titel für eine ungeheure Beſchämung für die Brenneſſelgeſellſchaft und für die gelbe Rübengeſellſchaft? was wenden dieſe beiden Geſellſchaften für Manövers an, um Aleph zur *Annahme ihrer* Diplome zu bewegen, aber alles ver-

gebens! Aleph iſt ein Krebsfeind aus krankhaftem Abſcheu, und kann die gelben Rüben ſeit ſeiner Jugend nicht leiden, wo er ſelbe in einem Erziehungsinſtitute allwöchentlich ſechsmal verſpeiſen mußte.

Aleph weiß ſich durch ſein imponirendes Auftreten zum Staatsgeſpräche von ganz Möpſelglück zu machen. Er betäubt durch ſein Gerede die höchſten Standesperſonen, man wünſcht ſich Glück zu ſeiner Aquiſition, die ganze Jugend des Herzogsthums Möpſelglück ſoll regenerirt werden, ein neuer Geiſt der Wiſſenſchaft, oder vielmehr der Geiſt einer neuen Wiſſenſchaft ſoll in die alten Formenfluthen, die Liebe der Unterthanen ſoll nicht mehr auf das göttliche Geſetz baſirt ſein, und von nun an viel inniger werden, wenn das Volk zur Einſicht kommen wird, daß man den Gehorſam um des Gehorſams willen üben, und die Tugend um der Tugend willen lieben müſſe. Alles das ſind Worte Alephs, in ſeiner erſten Vorleſung von ihm ſelber ausgeſprochen. Ich will Dir ein kleines Stück daraus anführen,

daß du begreifen magſt, wie es dieſer Mann verſteht, die leicht entzündliche Studentenwelt in Enthuſiasmus zu bringen. Er ſagte:

„Alle unſere bisherige Aufklärung iſt platt und ſeicht geweſen, wir wollen die Wiſſenſchaft an ihr Ziel führen, ſie hat ſich nach Möpſelglück geflüchtet, unſer Vaterland iſt ihr heiliges Aſyl, wir werden ſie nicht verſtoſſen. Pflegen wir ſie treu, und ſie wird uns zum Lohne, nicht nur zum Wiſſen, ſondern auch zum Begreifen führen, wir werden keine Ruhe geben — bis wir nicht Gott und Welt erfaſſen. Den Glauben an den über- und außerweltlichen ſubjectiven Gott mögen ſie vorläufig aus dem Spiele laſſen, den brauchen wir nicht, wir brauchen vor der Hand gar keinen Glauben außer Einem: den Glauben an unſere Vernunft, Vertrauen und Glauben an ſich ſelber. Meine Herren, achten ſie ſich des Höchſten würdig, es kann Keiner von der Größe und Macht ſeines Geiſtes groß genug denken. Wir werden dem verſchloſſenen Weſen des Univerſums, ſeinen *vieltauſendjährigen* Spinnwebenſchleyer herab-

reißen, nicht Erde, und nicht Himmel darf dem Muthe unſers Erkennens Widerſtand leiſten, Alles, was bisher verborgen war, muß ſich aufthun, und ſeinen Reichthum, und ſeine Tiefen uns vor Augen legen und zum Genuſſe bringen."

Du wirſt durch dieſe Worte unwillkührlich an die Antrittsrede Hegels zu Berlin 1818 erinnert werden. Suche in derſelben nach, und Du wirſt finden, wie Aleph ſie faſt ganz, beſonders gegen den Schluß hin, beſtohlen hat. Ich weiß nun wenigſtens was für eine Richtung der neue Herr Profeſſor einſchlagen wird.

Wie die Studenten nun durch die Bank elektriſirt ſind, kannſt Du Dir wohl denken — ſolche Schönheiten über ihre Größe haben ſie aus dem Munde der alten griesgrämigen Profeſſoren nie vernommen. Dieſe Eine Rede hat die Autorität des ganzen Lehrerperſonals über den Haufen geſtürzt. — Aleph iſt in kurzer Zeit Alles in Allem geworden. Es iſt nun kaum Eine Woche ſeit dieſer erſten Vorleſung vergangen, und ſchon bringt die Möpſelglücker Oberhofzeitung folgenden

Artikel, den ich Dir hier beiſchließe. Leſe ihn ja nur gleich, er behandelt das geſtern gefeierte Feſt.

(Aus der Oberhofzeitung.)

„Geſtern wurde vor den Fenſtern der Wohnung des Profeſſors Aleph von den hieſigen Studenten fackelgetanzt. Obwohl ein Thauregen niederrieſelte, war das Schauſpiel doch impoſant und einzig in ſeiner Art — wir erinnern uns nicht, daß je ein Profeſſor eine ſolche Senſation unter der ſtudierenden Jugend hervorgebracht hätte. In Ermanglung eines Balkons ſtellte ſich der Gefeierte, Anfackelgetanzte zum Fenſter, hob mit vieler Geiſtesgegenwart den untern Schuber in die Höhe, ſteckte ſein theures Haupt ins Freie heraus — kaum ward man aber ſeiner Perſönlichkeit anſichtig, als ihm tauſendſtimmiger Jubel entgegenquoll. Man konnte es an den Zügen ſeines von unten hellroth erleuchteten Geſichtes merken, daß er eine Rede loslaſſen wolle, und alſogleich legte ſich der Jubelſturm, und es wurde von ihm eine kurze aber gehaltvolle Rede gehalten — wahrſcheinlich wäre ſelbe länger ausge-

fallen, aber in der gebückten Stellung, den Kopf beim Fenſter herausgeſteckt (das nebenbei geſagt, für künftige Reden abgeändert zu werden verdient) mußte es den Herrn Profeſſor zu ſehr anſtrengen. Leider waren durch den Wind hindurch nur abgeriſſene Worte zu vernehmen, ſelbe wurden aber dennoch von unſerm unermüdeten Schnellſchreiber wie koſtbare Bauſteine geſammelt, ſo daß ſie nun unſere Leſer mit beliebigem Mörtel ausfüllen mögen.

Die aufgefangenen Redefragmente lauten:

Biederſinn, Selbſtachtung, Entwicklung, Jetztzeit, Licht, Freiheit, gemeinſames Vaterland, edles Streben, neue Generation, Finſterniß des Mittelalters, Durchbruch des Lichtes, noch einige Biederſinne, Gemeinſinn, Freiſinn, Edelſinn, Einheit, freie Forſchung, Zuſammenhalten, Ausrottung alter Vorurtheile und Herkömmlichkeiten, Tugend, Selbſterhaltung, höchſte Pflicht, von innen heraus, von außen hinein, Hochgefühl, neue Aera, Tiefgefühl, deutſches Herz, weſentliche Momente, geiſtiges Uebergewicht, Verjüngung, Ver-

edlung, Humanität, politiſches Streben, deutſche Einheit, einheitliche Deutſchheit, deutſches Hochgefühl, deutſches Weſen, deutſche Jugend, deutſche Männer, deutſche Greiſe, deutſche Frauen, deutſche Jungfrauen, deutſche Ewigkeit, ewige Deutſchheit!

Nach dieſen denkwürdigen Worten wollte ſich Aleph ein wenig erheben, ſtieß ſich aber an der Fenſterleiſte das edle Hinterhaupt an, und zog ſich mit Bedauern in ſeine Fenſterlucke zurück. Dieſe wenigen Goldkörner der gehaltvollen Rede bezeugen es hinlänglich, wie wir nun zu Möpſelglück an den Pforten einer für das ganze Staatswohl höchſt erſprießlichen Umgeſtaltung ſtehen. Alſogleich nach der Rede erhob ſich ein ſolcher Jubel, daß das Schubfenſter von ſelbſt klirrend niederfiel, das Gaudeamus igitur wurde mit einer Wärme geſungen, daß der dünne Schnee auf den Dächern zu ſchmelzen begann, und die Dachtropfen ziſchend in die brennenden Fackeln niederpraſſelten. Ein dreimaliges donnerndes Lebehoch zwang Aleph noch einmal das zerbrochene Schubfenſter aufzuziehen, und ſich zu zeigen. Als ihm beim Heraus-

ſchauen eine herabfallende Glasſcherbe die Naſe ein wenig aufritzte, und einige Blutstropfen ſichtbar wurden — da trat eine plötzliche Stille, eine gewiſſe Beklommenheit ein — Aleph benützte die Stille, und ſprach die, eben auf dieſen Fall bezüglichen, denkwürdigen Worte: „Mein Blut für Deutſchland! „Jetzt wollte aber der Jubel auch gar kein Ende mehr nehmen. Es bleibt dieß ein ewig ſchöner Tag in den Annalen, ſo wie der Univerſität, ſo auch unſerer Stadt.“

Nun, wie gefällt Dir der Artikel und was ſagſt Du zu dem Ganzen, mein lieber Alter? Ich weiß, Dein deutſches Herz ſchwillt auch an wie ein Blutigel — wenn von Deutſchland die Rede iſt, wenn man aber die Sache genau betrachtet, ſo wird einem das deutſche Herz bald wieder vom Blute leer, wie einen Blutigel, dem man Salz auf den Rücken ſtreut, unſere Deutſchthümelei hier zu Möpſelglück iſt ein geſchwollenes Zeug — ſie hat kein Salz in ſich, und kann kein Salz vertragen.

Nun laß auch mal von Dir was hören, ich ſeh Dich ordentlich, wie Du in Deiner Feſtung ein Zeughaus gegen die lange Weile ausgerüſtet haſt — Schneckenzucht im kleinen Gärtlein — Schachſpiel, Papparbeiten, Tabakspeifen, Nachblättern im abgeriſſenen Militärſchematismus, ob die alten Haudegen von unſterblichen Majoren noch lange in Leib und Seele zuſammenhalten, Hundefüttern, und wie all die ergötzlichen Geſchäfte heißen. Leb derweil recht wohl, ich werde bald ſelber zu Dir kommen und Dir mehr erzählen

Dein

Bitterſalz.

Wir haben wohl noch einige Briefe von Bitterſalz, werden ſelbe aber in Zukunft nicht mehr anführen, ſondern nur das Taugliche davon benützen. Uebrigens müſſen wir ihm dankbar ſein, denn die meiſten Hof- und Stadtsnachrichten haben wir durch ſeine Güte bekommen.

II.

Was Achilles und Blanda auf dem Sommerſchloß zu Muskatell für Freud und Leid haben, und wie ſie an ihre Freunde zu Möpſelglück rührende Briefe ſchreiben.

Der Schloßgarten zu Muskatell iſt überaus ſchön. Eine großartige Natur bildet ſeine Umgebung; Felſen und Berge ſchließen ihn von zwei Seiten ein. Da gibt es Felſengrotten, Pavillons, kleine Waſſerfälle, große Vogelbauer voll ſeltener Vögel, eine Waſſerorgel, Einſiedlerhütten, und noch viel andere Spielereien zur Ergötzung. Wenn man nun ſo allein in einem ſolchen Garten geht, fühlt man ſich von einem unnennbaren Weh durchdrungen, und man weiß nicht, woher es kommt.

Achilles und Blanda, der Prinz und die Prinzeſſin treiben ſich im Schloßgarten herum, ſie haben eben erſt eine Woche zu Muskatell zugebracht. Auch bei ihnen drängt ſich innere und äußere Traurigkeit zuſammen. Der Prinz fangt

zu weinen an, und weiß eigentlich nicht warum, und die Prinzeſſin weint mit, aber noch viel rührender als der Prinz, und ſie weiß auch nicht recht, warum. Woher nun dieß Weinen? So zarte Pflanzen, gehegt und gepflegt in der Fülle des Reichthums und Glückes, und ſchon angenagt von dem kleinen ſcharfzahnigen Käferlein: Gram?

Sie dachten ihrer zwei lieben Geſpielen von früher her, an den kleinen Grafen Bianor und ſeine Schweſter Chelidonia; ſie lebten alle wie innige Freunde zuſammen, und ſahen ſich täglich. Der Herzog fand es für gut, die Geſellſchaft aufzuheben. Bianor und Chelidonia müſſen bei ihrem Vormund, dem Hofmarſchall zu Möpſelglück bleiben, ſie durften nicht mehr mit nach Muskatell, wie im verfloſſenen Jahre. Dieſer Befehl des Herzogs wurde beiden Parteien erſt am Abend vor der Abreiſe hinterbracht — es gab bedeutende Thränen, aber ſie floßen vergebens.

Woher dieß plötzliche Gebot? Der Hofmarſchall vertrat Vaterſtelle bei den frühzeitig Ver-

waiſten — durch ſeine Stellung bei Hofe wurden ſie zu Geſpielen des Prinzen und der Prinzeſſin auserkoren. Das ganze kleine Quartet ſchien durch die Roſenguirlanden einer Kinderfreundſchaft und Kinderliebe zuſammengehalten — den Roſen fehlte Thau, um beſſer zu gedeihen, der Himmel der Augen ſollte ſich trüben und der Thau wurde zu Thränen. Dieſer Kampf kindlicher Gefühle lag nicht im Willen des Herzogs, aber die geiſtige Freiheit des Menſchen ſchlagt ihren Thronhimmel ſchon in der Kinderſeele auf, und die Königin Freiheit ſetzt ſich mit ihren machtlos ſcheinenden Truppen zur Wehr. Ihr Geſchütz ſind die Augen, ihre Pulverblitze: Blicke der Wehmuth voll, ihre Kanonenkugeln: kleine Waſſerperlen, ihre Kugelkaſſeten: die Thränendrüſen, und ihre Zeughäuſer: die kleinen hartnäckigen Köpfchen, voll kleiner ſtarrer, unbeugſamer Gedanken.

Man ſagt, Weiber hätten mit ſolchem Geſchütz Kriegsheere über den Haufen geworfen — aber Kinder richten in der Regel nicht viel damit aus. So wars auch hier.

Achilles und Blanda ſitzen auf einer Steinbank. Der Hofmeiſter, der in der Ferne auf und niedergeht aus einem Buche leſend — iſt froh, daß die beiden eben kein Spiel treiben, wo ſie ſich Hals und Beine brechen könnten. Lauſchen wir ihrem Geſpräche, und ſtehen wir vom Vorurtheile ab, vom Vorurtheile, daß Kinder nicht in dieſer Weiſe ſprechen oder ſchreiben können — wie wir dieſe hier jetzt werden reden und darnach ſchreiben laſſen. Wir haben die Erfahrung für uns, und wer immer dieſelbe Erfahrung gemacht hat, wird uns beiſtimmen. Sitzen derlei Kinder nicht den ganzen Tag über auf dem Elektriſirſchämel des Fleißes, wird nicht bis in die ſinkende Nacht hinein mit ihnen experimentirt — harret nicht auf jedes kleine ſich nur in etwas zeigende Talentchen ein Lehrer, der wie eine Katze darauf losſpringt, um ſein Spiel damit zu treiben und werden nicht aus der immer beſchäftigten Seele Funken herausgelockt auf allen Seiten? Ob die Kräfte geſund oder krankhaft angeregt *werden*, ob ſich die zu entwickelnden Kräfte reif

oder frühreif aus der Blüthenglocke drängen, das hält man in der Regel für alles eins. Doch, was haben wir mit Pädagogie zu ſchaffen? Hören wir lieber das Geſpräch!

Blanda. Achill, ich weiß was, ich weiß was!

Achill. Was weißt du denn?

Blanda. Wir ſchreiben einen Brief, ich und du, und da ſchreiben wir alles hinein, was wir in Muskatell gethan haben, und wie uns leid geweſen iſt, um Bianor und Chelidonia, und wir ſchreiben zuſammen, ich und du, und der Brief muß ſo traurig werden Achill, ſo traurig, daß Donia weinen muß, ſie weint ohnedieß gleich, und Bianor muß auch weinen, und er wird es gewiß. Ach Gott, es wird ihm ohnedieß leid genug ſein um uns, er weinte noch die vorige Woche, als ich ihn dumm geſchimpft — da ging er aus dem Ballzimmer, und wühlte knieend den Kopf rechts in die Sophakiſſen, und ich ſah ihm von der Ferne zu, und als er gar nicht aufhören wollte, traurig zu ſein, ging ich hin, zog ſeinen

Kopf in die Höhe und ſagte zu ihm: Sei gut Bianor, ſchau, ich hab es ja nicht ſo gemeint, ich wollte dich nicht kränken! und dann lachte er ſo ſtill und ſo traurig, und er hätte doch eine rechte Freude dabei! Du Achill das kenn' ich, o das kenn' ich Alles! Aber es iſt auch recht traurig im Garten, dort kommt der rothe Mond herauf und ſchaut uns an mit ſeinen großen Augen.

Achilles. Siehſt du den Stern, kaum ſechs Schritte vom Monde weg? Es iſt ohnedieß der einzige und noch kein anderer zu ſehen.

Blanda. Ja, ja, ich weiß ſchon, was du ſagen willſt; das iſt der Stern, von dem Donia noch am Abend redete, eh wir nach Muskatell gingen. Wie wir im Buche vom Ritter laſen, der ſo viel tauſend Meilen von ſeiner Heimath ferne war, und ſeiner Frau beim Abſchied ſagte: Er werde allabendlich den erſten Stern anſchauen, und das ſoll ſie auch thun, und dann wollen ſie beide aneinander denken, und für einander beten. Die Geſchichte war recht ſauber, und ſo wollen *wirs auch* machen; ich meine, wir ſollten es

ordentlich ſpüren, wenn wir den Stern anſchauen, ob Bianor und Chelidonia von uns reden!

Beide betrachteten den Stern aufmerkſam, er ſchüttelte wie ein Cherubköpfchen ſeine Strahlenlocken, aber er redete nicht — es war öd und ſtille ringsum, nur die Baumblätter rauſchten von der Abendluft bewegt — und bisweilen auch ein Buchblatt, als ſchlechte Nachahmung der Natur, wenn der Hofmeiſter in ſeinem Roman umblätterte. Der Mann war ſo vertieft, daß er ſich von der hereinbrechenden Dämmerung nicht im Leſen ſtören ließ.

Achilles und Blanda kamen nach langem Hinaufſtarren endlich in dem Punkte überein, daß der Stern, wenn er auch etwas redet, viel zu ferne ſei, als daß man ihn verſtehen könnte; daß aber trotz alldem Bianor und Chelidonia an ihre fernen Freunde denken, und den Stern anſchauen werden. Am nächſten Nachmittag war im Lehrzimmer des Prinzen und der Prinzeſſin Uebung im Schönſchreiben. Beide ſchrieben ein paar Zeilen für den kaligraphiſchen Lehrer, nach der Vor-

ſchrift, der Text lautete: „Wahrhafte und tugendhafte Kinder verheimlichen nichts vor ihren Aeltern und Lehrern.“ Darnach ging es in aller Stille über die Abfaſſung der Briefe. Achilles ſchrieb:

Lieber, lieber Bianor, und liebe,
liebe Chelidonia!

Jetzt ſind wir da in Muskatell und haben keine Freude, ich nicht und meine Schweſter auch nicht. Von den Igeln ſind nur noch drei da, Einer iſt im Winter ausgekommen. Geſtern haben wir auf den Stern beim Monde hinaufgeſchaut, die Sterne ſehen aus wie verſilberte Igel. Blanda wird Euch ſchon auch davon ſchreiben. Buhu ſitzt den ganzen Tag auf den wollenen Strümpfen, er hat jetzt ein doppeltes Gitter gekriegt, weil er immer nach den Fingern ſchnappt. Es kommt mir vor, als ob er große runde Brillen auf der Naſe hätte, und ſeine Federn hinter den Ohren ſehen wie Schreibfedern aus. Ich möchte wiſſen, was er den ganzen Tag über ſtudirt, er ſieht immer *ſo ſtolz* darein, wie der Univerſitätsrector zu Möp-

ſelglück. Er iſt gar ein ſpaſſiger Kauz. Ich reize ihn oft mit einem Stäbchen, dann ſetzt er ſeine Federn kerzengerade auf und wird recht toll, er blast wie eine zornige Katze, dann hebt er ſich und duckt ſich nieder, er ſchnappt auch den Schnabel geſchwind zuſammen, das geht wie Kaſtagnetten. Die Widehöpfe haben immer noch ſo großen Schrecken und zittern ſo oft man an ihr Gitter ſchlägt. Auf der großen Linde, die vor meinem Schlafzimmer ſteht, raufen die Spechte noch jeden Morgen, gerade wie voriges Jahr. Das ſind recht zänkiſche Kerle, kaum hämmert Einer am Baum, wie ein Zimmermann, ſo fliegt auch ſchon ein Anderer herbei und will ihn vertreiben, und dann geht es los.

Auch zwei neue Eſel haben wir; Einer kann Künſte, er ſpringt über eine Schnur und apportirt ein Stück Holz, wenn man es ihm hinwirft; man will ihn uns wegnehmen, und ſagt, es könnte leicht ein Unglück geſchehen. Der Andere aber kann gar keine Kunſt, und der bleibt da. — Heute früh ging ich zu den Steinnelken, welche Donia

im vergangenen Jahr ſo ſehr geliebt, und wo ſie immer mit der Gießkanne hinterher geweſen iſt, es zitterten kleine Thautropfen an jedem Blättchen; mir war als ob die Blumen um Euch weinten Ihr Lieben.

Die angoriſche Ziege hat zwei Junge, die ſpringen ſehr poſſirlich, wenn Ihr doch da wäret! Donia hängte ſich ſo gerne mit beiden Armen an den Hals der Alten und ließ ſich an der Seite fortzerren. Dieſe Thiere ſind alle ſo dumm, gar ſo dumm, wenn ſie nur genug zu freßen haben, weiter kümmern ſie ſich um nichts; ſie ſehen uns ſo blöde an, als ob ſie uns nie geſehen hätten, und wir waren doch voriges Jahr Alle ſo gute Kameraden mit einander.

Da ſagen ſie uns immer, wir ſind Prinzen, und nennen uns Hoheiten und machen Bücklinge, und es geſchieht doch nichts, was wir wollen. Ich machte einen recht gewaltigen Lärm, als ich hörte, daß Ihr heuer nicht nach Muskatell kommt, da baten ſie mich, ich möge nur ruhig ſein, es *ſei des* Herzogs Wille.

Hinter dem chineſiſchen Pavillon geht ein Gitter auf die Fahrſtraſſe, ich warf vorgeſtern einem Bettler einen Dukaten hinaus, es war ein alter ſtummer Mann mit einer Glocke. Als er das Geld ſah, kniete er ſich nieder und küßte den Boden. Am andern Morgen war das Fenſter zugemauert, als ich fragte, wer das gethan hat, hieß es, daß Niemand herein ſehen könne; aber das kenn' ich Alles, man hält uns von allen Seiten zum Beſten, und mir ſcheint, der Herzog ſelber gibt die Anleitung dazu; ich ſage zu Manchem nichts, und denke mir meinen Theil.

Der Schloßgarten iſt ſchön, das iſt wahr, aber wir ſind darin eingeſperrt, das iſt auch wahr. Geſtern prügelten ein paar knochige Schuljungen einen ſchwachen, blaßen — ich ſah es vom Thürmchen auf der Einſiedelei — ich hätte gerne geholfen, aber die Mauer ſteht dazwiſchen.

Den Tag über macht es ſich, ich habe die Waſſerkünſte alle probirt; Blanda iſt bei den Verirwerken naß geworden, ſie war recht böſe, iſt aber ſchon wieder gut. Der blecherne Mann, dem

ſein Weib die Naſe auf dem Schleifſtein abſchleift, hat mir auch nimmer gefallen. Bianor! laſſe nur ja den Brief Deiner Schweſter leſen; ich denke ſo oft an Euch, und am Abend muß ich immer weinen, wenn ich doch nur wüßte warum? Ich wollte, es wäre immer voriges Jahr, und wir würden nicht größer als wir ſind, und blieben immer Kinder, und blieben immer beiſammen. Aber was machen wir allein im großen Garten, und doch iſt er uns wieder zu klein, mir thut es immer weh, wenn ich eine Mauer anſchaue. Blanda weinte geſtern ſo viel, daß ſie Abends gar nichts eſſen mochte, ich aß auch nur ſehr wenig. Da rief man den Doktor, der grief uns die Hände an und ſagte: „Nur eine kleine Alteration, die Angewöhnung der Luft muß Alles heben.“

So ein Doktor muß unſinnig geſcheit ſein und unſinnig viel wiſſen, weil er Alles gleich kennt, er darf nur die Hand angreifen und die Zunge anſchauen. Ich bat ihn um eine ſüße Medizin, die weiße, die ſo nach Mandeln richt, wie *wir ſie im* Winter beim Huſten Alle mitſammen

getrunken haben. Man gab mir vergoldete Pillen und die weiße Medizin darauf, aber mir war ſie auch zuwider! Und heute ſind wir noch trauriger als geſtern, — die dummen Medizinen und Pillen haben uns auch nichts geholfen.

Aber, Bianor, dabei bleibt's, wenn ſie uns auch gar nimmer zuſammen laſſen, Du wirſt einmal General der Cavalerie, ganz roth und gold, und die ſchönen Sporen aus der Schatzkammer, die Dir ſo gefallen haben, die mußt Du auch bekommen. Wenn ein Krieg wäre, würde ich die goldene Rüſtung des Fürſten Emerich anlegen und den Helm mit dem großen bunten Federbuſch, im Zeughauſe rechts, gleich bei der Thür des großen Saales. Aber ſeit ſie die Kanonenkugeln erfunden haben, nutzt das Alles nichts mehr, ſeither wird immer darauf geſehen, daß das Militär recht leicht iſt, daß ſie den Feind geſchwind anfaſſen können. Wir leſen eben die Weltgeſchichte für das jugendliche Alter, darin ſteht, daß auch manchmal die Soldaten ſchon davon gelaufen ſind, und das iſt eine große Schande.

„Und was willſt Du werden Donia? Wenn nur Dein Vetter, der Hofmarſchall, recht lange lebt, daß Du immer bei ihm bleiben kannſt; mir wäre es gar nicht recht, wenn Du anders wohin kämeſt.“ —

Bis hieher hatte Achilles geſchrieben, als er auf einmal durch den Fall einer Locke auf's Papier und durch ein Kichern auf Blanda aufmerkſam wurde, die über den Rücken ſeine Schrift geleſen.

„Aber Achilles, ſagte ſie zu ihm, aber Achilles, das iſt dumm was Du geſchrieben haſt, da kann ich anders Briefe ſchreiben.“

„Blanda, Du biſt unartig, warum iſt mein Brief dumm? Sage mir das!“

„Sei nicht böſe Achilles, ich will gerade nicht ſagen dumm, aber das Letzte, was Du geſchrieben haſt, das iſt zum Lachen, und Chelidonia wird gewiß viel Freude darüber haben!“

„Nun, und iſt das dumm, wenn man Jemand eine Freude macht? Laſſe mir ſehen, was *Du geſchrieben!*“

„Weißt, Achilles, ich halte viel darauf, daß Alles vif iſt, wenn es auch traurig ſein ſoll, aber nur vif dabei, ich werde Dir meine Schrift vorleſen:

Liebe Freunde!

Ach, wenn wir doch nur beiſammen wären, um uns unſere Noth zu klagen, aber das iſt ja eben die Noth, daß wir nicht beiſammen ſind. O wär ich eine Libelle, oder nur eine Biene auf kurze Zeit, ich flöge zu Euch beim Fenſter 'nein, und ſagte ganz leiſe ſummend: ſtille, ſtille, ich bin Blanda, und ich würde Euch zum Ohr fliegen, wer gerad' in der Nähe wär', Donia oder Bianor, und Euch Alles erzählen, was wir dahier zu Muskatell treiben, und wie uns die Zeit ohne Euch ſo lange wird, und wie wir ſie uns bisweilen im Denken an Euch und im Reden von Euch zu verkürzen ſuchen. Wie oft beneide ich eine Biene um ihre Flügel! Das ſurrt von Blatt zu Blatt, von Baum zu Baum, und wir, ich und Achilles können dahier ſitzen und im Garten herumrennen, aber nur bis zur Mauer; dort ſtoßen

wir uns die Köpfe an, wie Herbſtfliegen, die zum Fenſter 'nauswollen. Nun, denkt Euch wenigſtens, der alte Gärtner Hauswurz, der Euch den Brief bringt, ſei eine Biene, oder eine dicke Bremſe, und die zwei Briefblätter, die er mitbringt, ſind ſeine Flügel. Hat das eine Arbeit gekoſtet, bis ich und Achilles den Alten zum Bothendienſt gebracht haben. Er wollte durchaus nicht; Achilles verſprach ihm auf Parole d'honeur, wenn es auch aufkommt, er werde ihm nichts geſchehen laſſen, und wenn er (Achilles) einmal was d'rein zu reden hat, ſo ſoll Hauswurz Hofgärtner werden, denn er hat es durch 40 Dienſtjahre ehrlich verdient. Der alte Schelm ſagte endlich, er habe kein Verbot bekommen Briefe zu beſorgen; erſt wenn er ein Verbot haben werde, dann ſei es vorbei, dann könne er ſich in nichts mehr einlaſſen.

Wir pflücken Euch einen Strauß der ſchönſten Blumen, ſtellt ſelben in ein Glas, und bis er verwelkt iſt, ſollt Ihr einen neuen haben, und immer ſo fort den ganzen Sommer durch. Ach, was ſollen alle Blumen, ich freue mich nur an jenen

noch, die wir Euch ſenden, aber alle andern gelten mir nichts. Eines nur möcht ich wiſſen, ob Ihr um uns geweint habt, Ihr guten Seelen, o Ihr habt es gewiß, das weiß ich auswendig.

Heute habe ich fünf Maskenanzüge und fünf neue wunderſchöne Kleider bekommen, die Maskenkleider ſind gar hübſch; eines für eine Tirolerin: kleine Schürze mit Flitter, rother Rock mit grünen Streifen und goldenem Saum, ſchwarzſammtenes Corſet mit ſilbernen Kettchen, grünen Hut mit einer weißen Feder; eines für eine Türkin: weiße Beinkleider, Rock rothſeiden mit Gold, Turban weiß mit Gold, aber ich habe keine Freude mehr an alle dem. Weil ſie ſehen, daß wir traurig ſind, ſchütten ſie ganze Körbe voll Präſenten in unſer Zimmer — ich weiß aber ſchon warum: wir ſollen auf Euch vergeſſen und uns nicht mehr um Euch grämen. O ich paße auf jedes Wort; die Hofmeiſterin und die Kammerfrau reden oft mit einander ganz leiſe, die Thür meines Schlafzimmers iſt offen, ſie ſind nebenan; bisweilen kommt eine und horcht ob ich ſchlafe, und je näher

ſie auf den Zehen zu mir ſchleicht, deſto lauter fange ich zu athmen an, und ſchließe die Augen feſt zu und dreh den Kopf an die Wand. O dieſe Leute ſehen Alles! Neulich rollten mir ein paar Thränen herab, als ich ſchnell die Augen ſchloß um ſchlafend zu ſcheinen, und ſie glänzten beim Scheine der Nachtlampe; darnach ging die Kammerfrau hinaus, und die Hofmeiſterin fragte: Schläft ſie? — und die Kammerfrau antwortete: Jetzt ſchläft ſie wohl, aber der kleine Nickel ſcheint vor'm Einſchlafen ſchon wieder geweint zu haben; wenn ſich ſolche Kinder was in den Kopf ſetzen, iſt es gerade wie bei Großen! Bianor und ſeine Schweſter gehen ihr zum Spielen ab, daß iſt die ganze Krankheit und das ganze Traurigſein!

Denkt Euch, einen Nickel hat ſie mich genannt! Dieſe grobe Perſon und ich bin doch eine Prinzeſſin. Heute wird Mama kommen, am Abend, ich will ſie bitten, daß Ihr herausgeholt werdet nach Muskatell, wenn auch nur auf Einen Tag, ſie iſt gut, recht gut, ſie wird den Herzog dazu *bewegen*. Voriges Jahr durfte ich noch öfter in

das Arbeitzimmer der Mama kommen, aber mir ſcheint, ich werde jetzt ſchon zu groß dazu. Sie ſaß, ſtickte oder las aus einem Buche, und ich löſete ihre Friſur auf und flocht allerhand Zöpfe; das Kammerfräulein mußte dann Alles wieder in Ordnung bringen. Mama ſagte, es gefalle ihr gar ſehr, wenn ihre liebe kleine Maus an ihrem Kopf herumnieſte. O Mama iſt eine gute Frau, aber wir kriegen ſie ſo ſelten zu ſehen. Die armen Leute wohnen gewöhnlich alle in einer Stube beiſammen, Eltern und Kinder, das muß viel mehr Unterhaltung geben, man hört doch immer was Neues. In unſern Vorzimmern iſt immer Gewiſpel und Geliſpel, und wenn ich frage: Sagen ſie mir einmal, Lori, von was haben ſie denn geredet? dann ſeh ich's ihr ſchon im Geſichte an, daß ſie ſich eine Lüge zuſammenſtudirt; oder wenn ich ſchnell hinzukomme, um ein paar Worte aufzufangen, dann heißt es augenblicklich: Es ſind Schindeln im Dach — Sie wünſchen Prinzeß? und ich wünſchte doch gar nichts als zu hören, was dieſe Perſonen immer ſo heimlich miteinander

zu reden haben; es muß doch nicht ganz in der Ordnung ſein, ſonſt würden ſie nicht ſo ängſtlich herumſeh'n, ob ich ſie nicht belauſche, ja, ich denke ſogar, ſie müſſen oft etwas ſehr Abſcheuliches ſagen, was gar nicht recht iſt, denn ich ſeh von der Ferne Eine um die Andere roth werden, und ich hab' den ganzen Tag über von dieſen Leuten nichts anzuhören als eine Sittlichkeit und eine Anſtändigkeit um die andere.

Geſtern brachte mir der Leibjäger des Herzogs einen ausgeſtopften Goldfaſan, einen ſehr hübſchen Kerl mit gläſernen Augen, auf einem viereckigen grünen Brettchen, er ſieht aus, als ob er lebendig wäre, ich gab dem Jäger eine Roſe dafür, ich ſah es ihm an, es freute ihn ſehr, denn das kenne ich, er ſagte, er wolle ſie als ein theures Andenken aufbewahren. Da gab es nun wieder ein Gekicher, die Kammerfrau und Lori ſagten, das zieme ſich nicht für eine Prinzeß und lauter ſolche Geſchichten. Wenn ich nur einmal thun könnte, was ich will; aber ich meine, dahin wird's *gar* nicht kommen; dieſe Leute im Zimmer nebenan

ſind mir oft in die Seele hinein zuwider, weil ſie Einem immerfort belauſchen; wenn ich nur einen Kupferſtich länger anſehe als einen andern, ſo forſchen ſie ſchon um die Urſache nach. In's Geſicht lauter Schmeichelei, und hinterm Rücken heißen ſie Einem Nickel, das iſt doch gar abſcheulich. Ach, liebe Freunde, Ihr ſeht es wohl, wie ſchlecht es uns geht; dem Bruder Achilles geht's um kein Haar beſſer: nur daß die Herren im Vorzimmer nicht ſo viel reden — die ſchlafen zumeiſt und laſſen den Schnurbart über den Mund herabhängen.

So, jetzt hab' ich allerhand geſchrieben, laßt auch was von Euch hören. Ich konnte nur das ſchreiben, was ich weiß und was um uns geſchieht.

Daß wir Euch gern, recht gern haben, das brauchen wir Euch wohl nicht erſt zu ſagen. Laßt die Blumen etwas loſer binden, und ſtellt ſie in's Waſſer; die Roſen und die Steinnelken hab' ich alle allein gepflückt, die andern Blumen Achilles. Ich mein' immer, ich muß bald ſterben, weil ich gar ſo traurig bin. Jetzt fängt noch das Lernen auch an — früher lernten wir doch alle vier

mitſammen, da gab es allerhand Kurzweil — nun aber geht Alles extra, nicht einmal ich und mein Bruder lernen mitſammen. Heute hatte ich Geographieſtunde, der Lehrer redete viel vom Drehen der Erde und von den Planeten, und vom Südpol und vom Nordpol. Vor mir auf dem Tiſch ſtand die Weltkugel, ich dachte immer an Euch, und ſo oft der Lehrer fragte: Haben mich die Prinzeß verſtanden? ſagte ich: Ja, — ich drehte die Kugel immer herum, und ſuchte Muskatell, das iſt aber nicht darauf zu finden; dafür geh'n auf der Kugel lauter Streifen von oben bis unten, wie bei einer Melone, jetzt weiß ich doch wo eine Melone den Südpol und den Nordpol hat. Ich fragte den Lehrer, wer denn alle dieſe Planeten ſo herumdreht, und wie es kommt, daß einer dem andern ausweicht, und daß ſie ſich die Köpfe nicht anſtoſſen? Er antwortete mir, es ſei die bewegende Natur, welche Alles ſo weiſe eingerichtet hat. Ich fragte ihn, wo denn die Natur ſei, und ob ſie ſich Etwas denken könne, ſo wie ich mir Etwas denken *kann*? Dann antwortete er: dieſes ſei für mich

noch zu ſchwer zu verſtehen; aber mir ſcheint, er wußte keine rechte Antwort darauf. Ich ſagte ihm dann, daß ich aus dem Katechismus gelernt, wie Gott die Welt ſo ſchön eingerichtet habe, und wie alle Ordnung von der Weisheit Gottes ausgehe! Ja ja, ſagte er darnach, das iſt Alles recht, denn Gott und die Natur ſeien eben alles Eins. Ich weiß nicht, was das heißen ſoll. Da ſchicken ſie uns allerhand ſo Eſel an den Hals, die ſelber nicht recht wiſſen, wie ſie daran ſind. Im Hinausgehen bemerkte der Geographielehrer zur Hofmeiſterin: Die Prinzeß hat einen feinen Kopf, ſie könnte Einem faſt durch ihre Fragen in Verlegenheit bringen.

Aber Ihr ſeid doch nicht böſe, daß ich all' dieſe Sachen ſchreibe — ich will aber nur recht viel ſchreiben, und Ihr ſollt Alles auf das Kleinſte wiſſen. Heute Nachmittag dürfen wir zur Mama, ich will ſie recht ſchön bitten; Achilles will nicht bitten, er iſt zu ſtolz! Lebt recht, recht wohl, und nehmt unſern herzlichen Gruß.

Wenn Ihr keinen Brief geſchrieben habt, ſo

gebt dem Hauswurz nur einen kleinen Zettel und ſchreibt geſchwind darauf, daß Ihr uns noch recht gerne habt, mehr brauchen wir nicht.

Blanda.

III.

Noch eine Probe von Kindercorreſpondenz aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Die kleine Comteſſe Chelidonia an Achilles und Blanda.

Liebe, liebe Freunde! Ich zittere vor Freuden an allen Gliedern, ihr dürft mirs glauben! Die lieben lieben Briefe, ich hab ſie alle zwei geleſen, recht geſchwind! denkt Euch, Bianor iſt krank; er hat etwas im Halſe, ich mußte ihm vorleſen, und er ſah dabei ſelber mit hinein. Er hat recht viel Schmerzen, er lachte zum erſtenmal nach drei Tagen, und dann wurde er wieder recht traurig, es geht ihm aber heut ſchon ein wenig beſſer! Wie es uns geſchmerzt hat, daß wir nimmer zu Euch dürfen, daran will ich gar nicht *denken*, ich meine oft, es ſpringt mir das Herz

auseinander, und dann geht auf einmal das Weinen los; man ſagt im Herzen ſei das Blut, mir aber kommt das Herz wie eine große Thränenflaſche vor.

Ihr fragt, ob wir den Stern angeſehen haben? — Bianor ſah eine viertel Stunde hinaus beim offenen Fenſter, die Luft war kalt, und davon hat er ſeine Halsentzündung; mir hat er es geſagt, aber dem Doktor hat er es nicht geſagt — der braucht es auch nicht zu wiſſen, er ſieht, daß es einmal da iſt, wie es gekommen iſt, das geht ihm nichts an.

Dem armen Bianor wurden Egel an den Hals geſetzt, abſcheuliche kalte Thiere — ich wollt es gar nicht angehen laſſen — aber da ſagten ſie mir im anſtoßenden Zimmer, es könne nur durch dieß Mittel gut werden. Bianor aber ſagte: Er mache ſich gar nichts daraus, er nannte die Egel liebe Burſche, und ſtreichelte ſie, wie kleine Kätzchen, ich ärgerte mich recht, aber ich meine, er hat es nur mir zum Poſſen gethan, und es hat ihm ſelber dabei recht geekelt.

Der Blumenſtrauß ſteht neben ſeinem Bette in einem blauen Glaſe, er will ihn nicht hergeben. Ich habe mir drei Karthäuſernelken daraus genommen, ſie gefallen mir gar ſo gut mit den lieben weißen Federchen, die aus dem Kelche herausgucken — ich legte ſie in ein großes Buch, da kann man die Blumen aufbewahren auf lange, lange Zeit. Ich kann Euch gar nicht ſagen, wie mir Alles, was ich anſchaue, ſo traurig vorkommt, ich räume in freien Stunden immer in den Dingen herum, die Ihr uns geſchenkt habt; da nehme ich ein Stück um das andere und erinnere mich daran, wie ſehr ich mich darüber freute. Ich ſpiele nimmermehr mit den Puppen, ich bin ſchon zu groß dazu, und kann auch ſchon recht ſchön ſchreiben, deutſch und latein, wir müſſen auch Geographie lernen und haben engliſch angefangen: **J am a girl, you are a boy — J am a countess, you are a prince**, ſo viel kann ich ſchon. Alle Abende, wenn die Stunde kommt, wo wir ſonſt zu Euch gingen, habe ich **heart-break-broak**, Bianor hat noch *dazu* **neck-ache**, ich kann auch ſchon im Wörter-

buch Alles aufſchlagen. Der Vetter Marſchall iſt recht gut mit uns, es muß ihm auch nicht recht ſein, daß wir nicht zu Euch geh'n dürfen, das kenn ich. Wir müſſen nun Papa zu ihm ſagen. Er iſt recht, recht gut, er ſagte heute zu Bianor, er wolle ihm Alles kaufen, wozu er eine Freude hat, er ſoll bitten, um was er will. Da geht nun alle Tage früh unter unſern Fenſtern ein armer Schloſſerjunge vorüber, ganz ſchwarz, zumeiſt muß er ſchwere Eiſenſtangen tragen, und dabei nagt er an einem ſchlechten ſchwarzen Brod. Im Erdgeſchoß von uns gegenüber wohnt eine alte Frau, die ſieht recht mager und arm aus, und die gibt dem Jungen alle Tag eine Schaale beim Gitter hinaus, und er trinkt ſie aus, und ſie fragt: wie geht's dir Guſtl? und der Knabe weint bisweilen, und ſagt, daß er Schläge kriegt von ſeinem Meiſter, und nichts als Rüben alle Tag und ſehr wenig Fleiſch; das Alles haben wir einmal gehört, es war gerade ſehr ruhig, und wir mußten alle zwei weinen, und Bianor rief dem Knaben zum Fenſter und fragte ihn, wer die Frau

ſei, und er ſagte, daß es ſeine Mutter ſei, und mein Bruder warf ihm zwei Thaler hinab, und der Knabe hob ſie auf und gab ſie ſeiner Mutter. Das iſt vor acht Tagen geſchehen. Der Papa kam bald darauf, und fragte uns, ob wir Geld hinabgeworfen, und wir erzählten Alles, wie es war. Er ſagte, er habe nichts entgegen, aber über's Fenſter ſoll man nichts werfen, es bekommen ſonſt Leute Etwas, die's nicht verdienen. Die Mutter des kleinen Schloſſers begehrte beim Papa vorgelaſſen zu werden und fragte, ob ſie das Geld behalten dürfe. Das war recht dumm, ob wir nicht das Recht hätten, Etwas zu verſchenken. Der Papa aber nannte ſie deßhalb eine ehrliche Frau! —

Nun wißt Ihr ſchon eine Menge, aber das Rechte doch noch nicht. Wir baten nun zuſammen, Papa ſoll aus dem armen Jungen was anders machen, als einen Schloſſer, wo er ſo viele Schläge kriegt, und ſo wenig zu eſſen, und ſo viele Rüben und ſo wenig Fleiſch und ſo ſchlechtes Brod und nicht einmal Schuhe, wenn es auch kalt iſt.

Nun, nun, ſagte Papa, wir wollen ſehen, aber es muß ja Schloſſer auch geben; doch weil ihr eben jetzt bittet und weil Bianor krank iſt, ſo will ich es euch nicht abſchlagen.

Schon am andern Morgen hatte Papa einen Platz für ihn. Er iſt nun bei der reichen Gräfin Limat ſtatt eines Mohren, und hat eine hübſche Livree, und ſeine Mutter kann ſich alle Tage das Eſſen aus unſerer Küche holen. Seine kleine Schweſter bildet ſich nicht wenig ein, wenn ſie mit ihm reden kann, und er ſtemmt den Arm in die Seite, und hat den bordirten Hut nach der Seite auf, und iſt auf einmal ganz vif. Was die Kleider alles machen, jetzt ſieht's ihm kein Menſch an, daß er immer in einem berußten Hemd und Angeſicht, und mit ſchweren Eiſenſtangen herumgerannt iſt.

Ich fahre Nachmittags mit der Gouvernante aus, wir gehen wohl auch in den Schloßgarten hier zu Möpſelglück; bei Euern Fenſtern iſt Alles ſo tod, wenn ich hinaufſchaue, ſo ſtille!

Bei Deinem Fenſter, Achilles, von wo Du

uns um 5 Uhr in der freien Stunde ſchon immer erwartet haſt, ſah neulich ein Lakei herab; ich zitterte ſchon vor Freuden, und meinte, Ihr ſeid von Muskatell auf Einen Tag hereingekommen; aber meine ganze Freude fiel in den Brunnen, als ich den ungeſchickten Menſchen ſah, wie er einen Teppich ausſtaubte, der ihm aus den Händen in den Garten herabfiel. Ach Gott, lieber Achilles und liebe Blanda, da ſchreib ich Euch lauter ſo dummes Zeug, an dem Ihr wenig Freuden haben werdet, aber wie mir iſt, das kann ich gar nicht ſchreiben. Wie traurig iſt jetzt der Hofgarten, die Gärtner ſtutzen mit großen Scheren die Bäume, es iſt ſchon Alles ſo geſtutzt, wie im Hoftheater, wenn ſie die Gardine aufziehen und es iſt ein Wald da — lauter glatte Wände zu beiden Seiten, als ob das Ganze nur gemalt wäre; unten am Schloße gehen die Schildwachen auf und nieder, ihre Tritte hallen von den breiten Steinen weit hin; die Jalouſien ſind geſchloſſen, in den Zimmern und Sälen muß es ſehr finſter und öde ſein; die Gouvernante geht immer neben

mir und zankt in Einem fort, ich darf nicht ſpringen, nicht laufen, ſoll keinem Menſchen in's Geſicht ſchauen, und immer ſo ſteif daher gehen, wie die Columbine auf unſerm Marionettentheater, ſie geht und lieſt, und ich ſoll auch leſen den Telemach, auf der einen Seite engliſch, auf der andern franzöſiſch, aber ich ſchau' rings heraus auf allen Seiten; Fräulein Julie macht es eben ſo, wenn wer vorübergeht. Mir ſind dieſe ewigen Sekaturen ſchon in die Seele hinein zuwider. Nichts kann man dieſen Leuten recht machen. Ach Gott, jetzt kommt ſchon wieder Hauswurz, um den Brief zu holen, und jetzt wüßte ich erſt recht, recht viel, mir thun die Finger weh, und ſie ſind auch ſchon ganz ſchwarz von lauter Schreiben. Bianor iſt derweile eingeſchlafen, ich will ihn nicht wecken, und muß den Brief hergeben, ohne daß er ihn geleſen hat; wenn er erwacht, wird er mich gewiß recht auszanken. Aber ich kann ihm ja doch noch eine Menge von dem ſagen, was ich geſchrieben habe. Lebt recht, recht wohl! Dieſer dumme papierene Brief kommt zu Euch, weil man

ihn in die Taſche ſchieben kann, aber wir können nicht zu Euch kommen. Adieu! Adieu! Macht Euch nichts daraus, daß die Buchſtaben hie und da verwiſcht ſind, ich habe während des Schreibens Waſſer getrunken und es fielen einige Tropfen — aber nein! warum ſoll ich denn lügen, Euch anlügen, meine liebſten Freunde! — ich habe geweint! Schreibt uns recht, recht bald. Ich fürchte mich ſchon auf Bianors Erwachen. Aber Hauswurz muß fort. Nicht wahr, ich kann recht geſchwind ſchreiben, und es muß doch zum Leſen ſein.

Es zeichnet ſich mit aller Hochachtung

Euere

aufrichtigſte Freundin

Chelidonia.

IV.

Einleitung zur Chemie als neue Weltwiſſenſchaft, geleſen von Dr. Pantſcher.

Zu Möpſelglück treibt die junge Zeit rührig ihre Knospen. Die Univerſität lebt neu auf — Profeſſor Aleph macht, wie es vorauszuſehen war, Furore. Er huldigt den Zeitintereſſen, liest bald Philoſophie, bald Aeſthetik, bald Geologie, bald Geſchichte, und ſeine Vorleſungen erfreuen ſich eines großen Zulaufes. Er bricht bei jedem Gegenſtande die Gelegenheit vom Zaune über Alles beſtehende, theils verblümt, theils offen zu ſchimpfen, und nennt ſich dabei aber immer vorſichtiger Weiſe einen getreuen Unterthan des Herzogthums zu Möpſelglück. Die ältern Profeſſoren, welche ſchon ſeit Jahren weder ſchwarz noch weiß ſagten, die immer in der grauen Farbe der Skeptik herumdämmerten, reißen Augen und Mund auf, und wiſſen ſich nicht zu rathen und nicht zu helfen. Sie möchten gerne den Profeſſor Aleph ſeiner verderblichen Grundſätze wegen anklagen, aber das

geht nicht, denn ſie fürchten ſeine ſcharfe und gewandte Dialektik, die ihnen dieſelben Grundſätze, ja vielleicht noch ſchlechtere in die Schuhe ſchieben kann, wenn ſie ſelbe in ihren Schriften auch nicht mit ganz dürren Worten ausgeſprochen.

Die guten Herren können nichts anders thun, als beneiden, leiden und ſchweigen und höchſtens bisweilen, wenn von dem neuen Univerſitätslichte die Rede iſt, die Achſeln zucken, und ganz leiſe dabei murmeln: Ei ei, wer weiß wozu das führt, ſo viel iſt einmal gewiß, es kann keinen guten Ausgang nehmen! Aleph gründet die Ariſtokratie des Geiſtes, und ſonach fallen ihm ſelbſt aus dem Lehrerperſonale jene Individuen zu, die ſich in dieſem Stande Geltung verſchaffen wollen. Seine getreueſten Anhänger ſind in kurzer Zeit der Aſtronom Dr. Bamboſi und der Chemiker Dr. Pantſcher; ſie ſchloſſen heilige Freundſchaft im König Herodes, und brachten drei Lebehoch aus: das erſte dem Herzog von Möpſelglück, das zweite auf die Einführung alles Neuen und auf den Umſturz alles Alten, und das dritte auf das Wohl-

ergehen aller Chorführer der Möpſelglücker Univerſität. — Beim letzten Lebehoch tranken ſich die Herren ihre eigene Geſundheit.

Wenn man wiſſen will, was Gelehrte von ſich ſelber halten, ſo darf man nur die glückliche Stunde abwarten, wo ſie von Tafelfreuden überhaupt, oder von Weinfreuden insbeſondere aufgeregt ſind, wo ſie die Geſpanntheit des Katheder-tones verklingen laſſen, wo ſie es nicht mehr der Mühe werth finden, ihre Eitelkeit niederzuhalten, wo ihnen das ſtolz geſchwollene Herz auseinander platzt, wie eine gefüllte Tulpe, die der Morgenhauch der Maienluft anweht. Darum und darum allein ſind auch jene gerühmten Feſtmahle bei den Verſammlungen von Gelehrten in Uebung gekommen, die Herren ſollen ſich im wechſelſeitigen Erguße ſo recht kennen lernen, ſie ſollen ſich gegenſeitig in die Köpfe gucken, um zu ſehen, was darin iſt, und um nicht zu ſehen, was nicht darin iſt, ſie ſollen zeigen die Kraft und Tauglichkeit ihrer chemiſchen Magenküchen, und ihre Gewandtheit in Bewältigung der ſich in verſchiedenen

Speiſenformen äußernden Naturſubſtanz; ſie ſollen als Freunde der Natur bezeigen, daß ſie auch Freunde der Kunſt ſind, nämlich der Kochkunſt — und der herbeiſtrömende Pöbel ſoll ihnen mit offenen Augen zuſehen, ſie beneidend, nicht vielleicht um das, was ſie wiſſen und denken, denn das iſt unſichtbar, ſondern um das was ſie eſſen und trinken, denn das iſt ſichtbar.

So eine Mignonverſammlung von Gelehrten war nun faſt alle Tage zu ſehen im Extraſalon des König Herodes. Auch ſolide Bürger und Handelsleute durften daran Theil nehmen, denn die Gelehrten brauchten ja auch, wie die Helden in der griechiſchen Tragödie, einen Chor von Leuten, die ſie bewunderten, und ihnen darnach Lobhymnen ſingen mußten in allen andern Cirkeln der guten Stadt Möpſelglück.

Hören wir eine Weile zu. Eben erhebt Dr. Pantſcher, der große Chemiker, ſeine Stimme; er hat vor einigen Jahren eine Reiſe nach Paläſtina und Aegypten unternommen, und ein Werk über das todte Meer herausgegeben. Er citirt ſich gerne

ſelbſt, und hat immer den Mund des eigenen Lobes voll; wer ihm nicht vornehinein zugibt, daß er die Weisheit mit dem großen Löffel gegeſſen, den achtet er keiner Rede mehr werth. Er gibt eben der werthen Geſellſchaft die Einleitungsrede zu ſeinen chemiſchen Vorleſungen zum Beſten, mit welcher er den neuen Lehrſemeſter eröffnet hat. *)

„Meine Herren!

Die ganze Welt iſt nichts anders als ein chemiſches Laboratorium des Weltgeiſtes. Der große Weltgeiſt ſitzt unter den Geſtirnen, wie ein Chemiker unter ſeinen Retorten, die Sonne iſt ſeine Schmelzlampe, der Regen iſt ſein Deſtillationsapparat, der Winter iſt die Abkühlungsvorrichtung, ein ſchöner Tag nach einem regneriſchen ſetzt der Erde die blaue reine Glasglocke des Exſiccators oder Austrockners auf; und ſo könnten wir eine Parallele zwiſchen allen großen

*) Folgende Rede iſt ſchon in dem Waſſer-Album (herausgegeben zur Hilfe durch Ueberſchwemmung verunglückter Bewohner Böhmens) abgedruckt.

Experimenten der Natur, und allen chemiſchen Apparaten durchführen; aber wozu? ſie wiſſen was ich ſagen will!

Ich muß ſie gleich in meiner erſten in meiner Einleitungs-Vorleſung mit jener Erfindung bekannt machen, die ſo ganz mein Eigen iſt, die ich ſo ganz mein nenne, und die ohne Zweifel in einigen Jahren die größten Revolutionen in allen Wiſſenſchaften hervorbringen wird. Bisher theilte man die Chemie in die unorganiſche und in die organiſche, je nachdem ſie ihre Unterſuchungen in den unorganiſchen, oder in den organiſchen Subſtanzen anſtellte. Erkannt hat man dieſe Subſtanzen durch Reagentien, d. h. durch andere prüfende Subſtanzen; nur eine kleine Geduld, ich werde gleich auf meine Erfindung kommen. — Ich ſage: Der Weltgeiſt iſt in der Subſtanz aufgegangen — er muß ſich alſo durch Reagentien finden laſſen.

Dieſen Ausſpruch wird kein vernünftiger Menſch bezweifeln, weil Jeder, der ihn nur im mindeſten bezweifelt, eben ſchon dadurch aufhört,

ein vernünftiger Menſch zu ſein! — Ich hoffe, es iſt Niemand unter ihnen, der mir eine gewichtige Einwendung machen könnte; ſie ſchweigen — es iſt alſo Niemand da!

Das iſt alſo meine ſchon gemachte Entdeckung, daß ſich der Weltgeiſt in der Subſtanz finden laſſen muß, und zwar durch Reagentien, es handelt ſich jetzt, auf was für einem Wege; auf dem naſſen, oder auf dem trockenen. Auf dem trockenen, ja auf dem trockenſten Wege haben eine Menge alte und neue Philoſophen den Weltgeiſt geſucht, er ſollte als Reaktion zum Vorſcheine kommen, das heißt: als eine durch die Reagentien hervorgerufene Erſcheinung.

Ich bin nun inſofern gegen die Philoſophie, als ich gegen den trockenen Weg bin, und ich werde den Weltgeiſt auf dem naſſen Weg herausbekommen! Dadurch hoffe ich die Philoſophie und den Pantheismus der Philoſophie umzuſtoſſen, und die Chemie und den Pantheismus der Chemie an die Stelle zu ſetzen, und die Chemie zur Weltweisheit zu erheben! Sie ſtaunen, meine Herren,

und ſie haben vollkommen Recht, daß ſie es thun; ich will ihrer Bewunderung keine Schranken ſetzen, denn ich begreife ſehr wohl, wie ſie gar nicht anders ſein kann, als gränzenlos!

Ich ſage ihnen alſo, die ganze Welt iſt vom Weltgeiſte nicht nur erfüllt — ich verachte die philoſophiſchen Floskeln, und bediene mich chemiſcher Redeweiſen, und ſage ihnen: die Welt iſt mit dem Weltgeiſte geſättigt, d. h. die Welt hat den Weltgeiſt ſatt. Ich ſage ihnen noch mehr: Je mehr die Welt vom Weltgeiſte geſättigt wird, deſto ruhiger wird ſie werden; auf der Erde werden eben ſo wenig als in den Geſtirnen, und dort eben ſo wenig als in den Staaten Abnormitäten oder Unruhen vorfallen. Ich bediene mich eines Bildes, um ihnen die Sache anſchaulich zu machen, ich ſage: der Weltgeiſt iſt das Salz und die Welt iſt das Waſſer; je mehr Salz in das Waſſer geworfen wird, deſto ruhiger, deſto träger wird dieſes werden. Ich komme hier auf meine unvergeßliche und oftberührte Reiſe zurück. Ich war in Syrien und überzeugte mich, ob das, was

man bisher vom todten Meer berichtete, wahr sei, und ich fand das Gewässer, beinahe die Hälfte seines Gewichtes salzhaltig; und diese Sättigung ist Ursache der großen Ruhe, selbst in Stürmen, denn dieß Meer laßt sich nicht aufregen, und keine schäumenden Wellen werden an's Ufer geworfen.

Es lächelt Einer von ihnen, und denkt sich vielleicht, ich habe dieß Alles nur angeführt, um von meiner Reise reden zu können; aber dieser Herr ist im Irrthum! denn ich wüßte als Beleg zu meiner Behauptung kein besseres, kein treffenderes Bild.

Lassen sie Zeit, bis die ganze Welt mit dem Weltgeist, d. h. mit der wahren einzigen Wissenschaft, d. h. wieder, mit der Chemie erfüllt ist, und ich sage ihnen, dann erst wird Ruhe in der Welt herrschen. An die Stelle des Katechismus müssen die Anfangsgründe der Chemie treten, an die Stelle der speculativen Forschung die Reagentien, an die Stelle Gottes die Substanz, und dann werden wir den Weltgeist als Reaktion, als ein durch unsere Wissenschaft hervorgebrachtes, zuerst

in deſtillirter Form erhalten, und ihn dann an den Faden der Weltgeſchichte, wie Kantelzucker chriſtalliniſch anſchießen laſſen. Hier haben ſie mein Syſtem — hier haben ſie den Beweis, wie die Naturwiſſenſchaft hoch über der Wiſſenſchaft des ſogenannten Geiſtes ſteht, der gar nichts anders iſt, als eine Reaktion der Natur, hier ſehen ſie mit welch' gutem Grunde, ich möchte ſagen, mit welch' heiligem Schauer des Vorahnens meiner Entdeckung, ſo viele Naturforſcher bisher mit jener Verachtung auf alle ſogenannten Wiſſenſchaften des Geiſtes herabgeſehen haben, welche dieſe verdienen.

Meine Herren, ich ſage es mit Stolz und Selbſtvertrauen, entſcheiden ſie nun ſelber, ob ich dem Pantſcher'ſchen Syſtem eine Zukunft prophezeien kann oder nicht; ſagen ſie es ſelber, ob wir nicht ſchon mit der völligſten Sicherheit vor den Thoren dieſer neuen Weltenzukunft ſtehen?

Sie ſchweigen — qui tacet consentire videtur. Die Wucht meines Syſtems iſt zu unvorhergeſehen mit dem Atlasweltgewichte zermalmender

Beweiſe über ihre Häupter hereingebrochen, daß ihnen das flüßige Wort der Bewunderung vom Herzen heraufquellend, auf der Zunge zum harten Kryſtalle wird; kurz ſie ſchweigen, und ich ſchmeichle mir, den Grund ihres Schweigens zu kennen.

Ich mache nur ſchnell einen Sprung von der chemiſchen Analyſe und ihrer Lebensaufgabe auf die angewandte Chemie. Ohne mich bei meiner Einleitung in Details einzulaſſen, will ich ihnen nur ſchnell andeuten, wie weit ich auch in dieſem Felde der einzigen Wiſſenſchaft meine Fäden ausgeworfen, um das ganze Netz meines Syſtemes um die Welt zu flechten. Mit meinem Grundprincip muß ſich das, was man bisher Menſchenkenntniß nannte, auf einen ganz andern Standpunkt ſtellen.

Bisher nannte man Menſchenkenntniß: die Einſicht in die Willensthätigkeit der Menſchen — das Vorurtheil über nachfolgende Handlungen, geſchöpft aus den Prämiſſen vorhergegangener! Lächerlich, das, im höchſten Grade lächerlich.

Alles Denken, Wollen und Handeln des Menſchen iſt ja nichts anders als Sublimat der Chemie, alſo: ohne Chemie keine Menſchenkenntniß.

Ich ſchaue mir einen Menſchen nur im Geſichte an, meſſe mir ſeine Länge, erkenne aus dem, was ſich von außen zeigt, alle Subſtanzen aus denen er gegenwärtig zuſammengeſetzt iſt; ich ſtelle ihn auf eine Wage, und combinire aus ſeinem Gewicht und aus ſeinem Aeußeren die vollendetſte chemiſche Analyſe — und das wird dann zum Grunde des edelſten Theiles der angewandten Chemie — zum Grunde der Menſchenkenntniß in einzelnen Individuen. Es ſind alſo die ſogenannten Seelenzuſtände gar nichts anders als Sublimate der leiblichen Subſtanzen.

Ich ſchaue den Menſchen durch und durch, als ob er von Glas wäre. Der Menſch iſt mir nur ein Gemiſche von Subſtanzen, die ſich vor meiner durchdringenden Perſönlichkeit wie vor den Gewalten eines Pariſer — reagentien — Käſtchens zerſcheiden. Ja, meine Herren, vor mir iſt nichts verborgen!

Ich ſehe es Einem Jeden von Ihnen an, wie viel Pflanzenfibrin, Albumin, Caſain, wie viel Fett, Amylon, Baſſorin u. ſ. w. in ſeinem Fleiſche ſteckt; ich gehe noch weiter, und zum Beweiſe, wie das Schwert der Wiſſenſchaft durch Mark, Bein und Leben eindringt, ſage ich ihnen auch bei einem Gran, wie viele phosphorſaure, flußſaure und kohlenſaure Kalkerde, wie viel phosphorſaure Talgerde, wie viel Natron und Kochſalz in ihren Beinen enthalten iſt. Alſo Platz da! und Ruhe — wenn die Wiſſenſchaft, als der in die tiefſten Tiefen dringende Weltgeiſt über die Erde hinſchreitet!

Was iſt alſo der Geiſt? Nichts anders als die Gasflamme, die aus den fünf Röhren der Sinne herausbrennt, und die unterhalten wird von dem Gaskeſſel des Leibes; was iſt Menſchenkenntniß anders, als ein Gaſometer! Was ſind die ſogenannten Seelenzuſtände anders, als ein Flackern der Gasflamme nach verſchiedenen Richtungen und ein Flimmern derſelben in verſchiedenen Farben, hervorgebracht durch die verſchiedenen

Stoffe der Gaserzeugung? Sie ſehen, meine Herren, in Kühnheit der Behauptung muß die Wiſſenſchaft weiterkommen, wie ein galoppirendes Roß; und die Beweiſe werden dann ſchon von ſelber wie hungernde Wölfe hinterdrein nachrennen.

Nur ein paar kleine Beiſpiele werden es ihnen deutlich zeigen, wie meine Sätze durchaus ferne ſind von aller Charlatanerie! Hören ſie nur eine kleine Trias: Was iſt Muth und Männlichkeit? Darauf antwortet ihnen der Philoſoph mit einem Wortſchwall von Definitionen und der Neuchemiker ſagt darauf einfach: Muth iſt Eiſen! So frage ich weiter: Was iſt Falſchheit? und ich ſage: Schwefel! Ich frage ferner: Was iſt Gram? und ich ſage: Kalk!

Ich ſehe ihnen an, meine Herren, dieſe Behauptungen dünken ihnen wie aus den Wolken herabgefallen, aber ſchon in einigen Sekunden werden ſie gerade ſo reden wie ich, und was ihnen jetzt noch finſter iſt, das wird ihnen alſobald klar werden!

Schwarze Haare deuten auf Muth und Männ-

lichkeit; ich annalyſire die ſchwarzen Haare und ſiehe da — ihr Hauptbeſtandtheil iſt: Eiſen! Was iſt alſo Muth, als eine Gasflamme, aufflammend aus dem Eiſenſtoffe. Rothe oder ſtark blonde Haare bezeichnen Falſchheit; ich zerſetze die rothen Haare, und finde: Schwefel! Was iſt alſo Falſchheit? Nichts anders als Schwefellicht.

Weiße, gebleichte Haare deuten auf Gram; was macht die Haare weiß? Der Mangel an Eiſen, d. h. der Mangel an Muth, der gebrochene Muth, und das Wuchern des Kalkes, d. h. die Kraft des Grames!

Ich leſe es an ihren Geſichtern, was ſie ſich in der Ueberraſchung denken. Sie gehen heute mit der Ueberzeugung nach Hauſe: Keine Seelenlehre mehr ohne Chemie, oder noch beſſer, gar keine Seelenlehre — und nur Chemie!

Der wahre Chemiker aber, d. h. der wahre Weiſe darf die Chemie nicht allein in ihren Höhen — er muß ſie auch in ihren Tiefen verfolgen; er muß den Strom ſeiner Wiſſenſchaft ſo anzuſchwellen wiſſen, daß er in's Leben hinaustritt, denn was

nützt die Chemie, wenn ſie eingeſchloſſen bleibt in das Cabinet der ewigen Verſuche, wenn ſie nicht hinausfluthet in's gemeine Weſen?

Sie werden bemerkt haben, daß ich Alles ſyſtematiſch behandle. Die gemeine Chemie muß darauf ausgehen, den Verkehr zu erleichtern, die Menſchen einander näher zu bringen, Handel und Wandel zu fördern! Ich ziehe auch Electricität und Magnetismus in die Chemie; es kann kein Agens auf Eiſenbahnen geben ohne Chemie. Nun gibt es aber im Gehen und Fahren Hinderniſſe, auf welche bisher noch Niemand gedacht hat, und die ſo zu ſagen auf den Dr. Pantſcher gewartet haben, daß er ſie beſeitige. Die Haupthinderniſſe des Gehens ſind aber ſchlechte Stiefel, die Haupthinderniſſe des Fahrens ſchlechte Wagenſchmiere. Jeder große Mann verſchmähte es bisher mit dem Zauberſtab ſeiner Wiſſenſchaft die Wagenſchmiertigeln und die Wichsflaſchen zu berühren; ich aber habe mir vorgenommen, eben in dieſer Demuth meine wahre Größe zu zeigen. Durch die Pantſcher'ſche Wagenſchmiere und Stie-

felwichſe iſt mein Ruhm bis in die fernſten Länder erſchollen, mein Name leuchtet in jedem Bauernhaus von den Wagenſchmiertigeln, und in jedem Bürgerhaus von den Wichsflaſchen. Meine Wichſe iſt gasartig, man darf nur den Stöpſel ein wenig öffnen, und das Gas auf's Leder ſtrömen laſſen, ſo wird dieſes geſchmeidig wie Butter, unverbrennbar wie Asbeſt, undurchdringlich wie Gummielaſticum, und glänzend wie die Sonne. Man darf die Stiefel jetzt nimmer mit tauſendfältigen Händebewegungen putzen; die Gelenkſchmiere in den Armen der bisherigen Stiefelputzer wird weniger conſumirt, und in Folge deſſen werden alle Jahre einige hundert Tauſend Zentner phosphorſaure Kalk- und Talgerde ſammt andern Subſtanzen, die auf die Gelenkſchmiere Einfluß haben, in Erſparniß gebracht! — Meine Wagenſchmiere beſeitigt das Hinderniß der Reibung in einem ſo hohen Grade, daß der in unſerm Jahrhundert noch gewiß auftauchende Erfinder des perpetuum mobile — dieſes nur allein durch meine Wagenſchmiere zu Stande bringen wird. Sie iſt von

ſolcher Feinheit, daß man ſie auch zum Schmieren von Thurmuhren verwenden kann, welchen aber darnach nur der zehnte Theil ihres früheren Gewichtes angehängt werden darf, wenn ſie nicht zehn Stunden in einer Stunde vorwärts rennen ſollen.

Das Sublimat dieſer Wagenſchmiere wird auch mit vielem Glück zu den kleinſten Cylinderuhren verwendet. Wagenſchmiere und Stiefelwichſe iſt aber nur ganz allein und ächt zu haben in meiner Wohnung in der Schwadronengaſſe Nro. 77, erſten Stock, die Thüre rechts. Abnehmer von größeren Partien erhalten bedeutenden Nachlaß. Um allen Verfälſchungen vorzubeugen, iſt Alles mit meinem Siegel geſchloſſen.

Somit ſchließe auch ich meine Vorleſung als Chemie-Einleitung. Ich hoffe, daß ſie Alle überzeugt ſind, wie ich Alles, ſogar mein Leben dem Fortſchritte der Wiſſenſchaft zu opfern geſonnen bin.

Der Schuldiener hat den Auftrag, ihnen meine Adreſſen mitzutheilen. Der Pränumerations-

bogen für das zunächſt zubereitende Gas — wichs — quantum liegt in meinem Vorzimmer, man pränumerirt täglich von 9 Uhr Früh bis 2 Uhr Nachmittags. Dem Diener iſt es bei Entlaſſung auf's Strengſte verboten, Geſchenke zu empfangen, und nehmen ſie die Verſicherung mit auf den Weg, daß ſie die Welt, nach einigen bei mir angehörten Vorleſungen mit ganz andern Augen betrachten werden, als bisher; denn die Chemie iſt das Mikroskop der Welt, und der Chemiker iſt das Auge des Weltgeiſtes.

Der Chemiker richtet der Natur an allen Enden der Welt Fallen auf, und die Natur geht in die Fallen, und er zeigt ſie dann her, im Zuſtande der Gefangenſchaft zum Staunen des ſchauluſtigen Publikums.

Es gibt kein Geſetz außer der Chemie, es gibt keine Religion außer der Chemie, Chemie iſt Alles in Allem. Wer die Chemie ſtudirt, kennt die Welt durch und durch in allen Grundſtoffen; wer aber die Welt durch und durch kennt, iſt Gott. Meine Herren, ich bin Gott, und ſie ſind

in deſtillirter Form erhalten, und ihn dann an den Faden der Weltgeſchichte, wie Kantelzucker chriſtalliniſch anſchießen laſſen. Hier haben ſie mein Syſtem — hier haben ſie den Beweis, wie die Naturwiſſenſchaft hoch über der Wiſſenſchaft des ſogenannten Geiſtes ſteht, der gar nichts anders iſt, als eine Reaktion der Natur, hier ſehen ſie mit welch' gutem Grunde, ich möchte ſagen, mit welch' heiligem Schauer des Vorahnens meiner Entdeckung, ſo viele Naturforſcher bisher mit jener Verachtung auf alle ſogenannten Wiſſenſchaften des Geiſtes herabgeſehen haben, welche dieſe verdienen.

Meine Herren, ich ſage es mit Stolz und Selbſtvertrauen, entſcheiden ſie nun ſelber, ob ich dem Pantſcher'ſchen Syſtem eine Zukunft prophezeien kann oder nicht; ſagen ſie es ſelber, ob wir nicht ſchon mit der völligſten Sicherheit vor den Thoren dieſer neuen Weltenzukunft ſtehen?

Sie ſchweigen — **qui tacet consentire videtur.** Die Wucht meines Syſtems iſt zu unvorhergeſehen mit dem Atlasweltgewichte zermalmender

Beweiſe über ihre Häupter hereingebrochen, daß ihnen das flüßige Wort der Bewunderung vom Herzen heraufquellend, auf der Zunge zum harten Kryſtalle wird; kurz ſie ſchweigen, und ich ſchmeichle mir, den Grund ihres Schweigens zu kennen.

Ich mache nur ſchnell einen Sprung von der chemiſchen Analyſe und ihrer Lebensaufgabe auf die angewandte Chemie. Ohne mich bei meiner Einleitung in Details einzulaſſen, will ich ihnen nur ſchnell andeuten, wie weit ich auch in dieſem Felde der einzigen Wiſſenſchaft meine Fäden ausgeworfen, um das ganze Netz meines Syſtemes um die Welt zu flechten. Mit meinem Grundprincip muß ſich das, was man bisher Menſchenkenntniß nannte, auf einen ganz andern Standpunkt ſtellen.

Bisher nannte man Menſchenkenntniß: die Einſicht in die Willensthätigkeit der Menſchen — das Vorurtheil über nachfolgende Handlungen, geſchöpft aus den Prämiſſen vorhergegangener! Lächerlich, das, im höchſten Grade lächerlich.

ruß und gebranntem Elfenbein in Verbindung gebracht, eines kleinen Quantums Syrup und Gummi nicht zu vergeſſen. Seine Wagenſchmiere iſt ebenfalls nur ordinärer Ther, aus Nadelhölzern abgebrannt und ein wenig mit Leinöl verdünnt. Sein chemiſches Syſtem aber iſt nichts anders als ganz ordinärer Pantheismus in Retorten aufgefangen und mit chemiſchen Jacken, Beinkleidern und Halskrauſen herausſtaffirt. Dr. Pantſcher ſelber aber iſt nichts anders, als ein ganz ordinärer Windbeutel, der unter all' ſeinen Beweiſen, die er zu liefern verſprach, nur den einen traurigen geliefert hat. Wie bornirt Jugend und Bürgerſtand im Herzogthume Möpſelglück ſeien, indem ſie zugeben, daß ſie ein ſolcher Charlatan für Götter erklärt — dabei aber für Narren hält — und ſich klingende Münze für ſeinen klangloſen Unſinn bezahlen läßt. Dieſes wird dem Dr. Pantſcher mündlich oder ſchriftlich auf ſein eigenes Verlangen zu jeder Zeit und an jedem Orte bewieſen werden, wenn er darnach Verlangen trägt.

Aleph ſchrieb kein Wörtlein gegen Pantſcher, wenn er auch das Pantſcher'ſche Geplauder für einen Unſinn hielt, ſo war es doch ein Unſinn, der in ſeinen Kram taugte; er dachte ſich: dieſe pantheiſtiſche Chemie kann nicht lange dauern, die wunderbare philoſophiſche Unwiſſenheit Pantſchers wird keine Ruhe geben, bis ſie ſich im vollſten Glanze gezeigt hat, und dann werden die für den Pantheismus ſchon bearbeiteten und von ihm inficirten Studenten um ſo eher in meine Hände fallen—daß ich ſie für die ächte, klare, ſublimirte, pantheiſtiſche Anſicht gewinnen kann. So ſpekulirte Aleph; ihm mußte natürlich der plumpſte und dummſte Vertheidiger ſeiner Anſicht lieber ſein, als der genialſte Gegner derſelben. Dieſer obige Aufſatz brachte eine große Verwirrung zu Möpſelglück hervor; Studenten und Bürger ſchieden ſich in Welfen und Gibellinen, und dieſer Eclat war dem Profeſſor Aleph, der gerne im Stillen wirkte, nicht ſehr erwünſcht. Als Pantſcher den ihn betreffenden Aufſatz las, bekam er Magenſchmerzen, und wandelte troſtlos herum

unter ſeinen Tiegeln. Endlich gerieth er auf den verzweifelten Einfall, einen Beweis für ſein Syſtem zu liefern, welches die Läſterzunge im Pfefferſtettiſchen Anzeiger erſtarren machen ſollte. Darüber handelt das nächſte Kapitel.

V.

Enthält eine verunglückte Experimentalvorleſung des Dr. Pantſcher, ſammt einem Geſpräch Kolems mit Bretthupfer über Philoſophie, wobei letzterer von Kopfſchmerzen befallen wird.

Darin hatte der beſprochene Artikel dem Dr. Pantſcher ein großes Unrecht gethan, daß er ihn für einen Charletan hielt, denn er war von ſeiner chemiſchen Anſicht vollkommen überzeugt. Er hielt feſt daran, daß der Menſchengeiſt nichts anders ſei, als brennbares Gas; nur über die Art der Beweisführung ſeines Satzes war er mit ſich noch nicht einig geworden. Erſt die Galle über den Schmähartikel konnte ihn zu einem raſchen Ent-

ſchluſſe treiben. Ein Mechaniker mußte faſt durch eine Woche Tag und Nacht arbeiten, um einen neuen Apparat für die nächſte Vorleſung Pantſchers zu Stande zu bringen. Der Ingrimm und die beleidigte Eitelkeit gibt dem Menſchen oft keine Ruhe, bis er ſeine Thorheit im grellſten Lichte gezeigt hat. Die nächſte Vorleſung Pantſcher's war von Freund und Feind ſehr ſtark beſucht; die Eine Abtheilung des Saales glich einer Taſchenſpielerbude; die von Pantſcher erfundenen Apparate ſtanden geheimnißvoll in Glasſchränken und auf Tiſchen; ein ungewöhnlich großer Pudel vom Chemiker zum Experimentiren angekauft, ſteckte den Kopf aus einem eigenthümlich gebauten Gerüſte, und dehnte ſchnuppernd ſeine Naſenlöcher aus, als ob er es durch ſein Geruchsorgan erforſchen wollte, was man denn eigentlich in dieſer Maſſe von Menſchen mit ihm für einen Spaß vorhaben könne.

Es herrſchte eine feierliche Stille, als der Profeſſor aufgeregt und mit bebender Stimme ſeinen Vortrag begann, nachdem er mit feierlicher

Miene aus dem anſtoßenden Kabinet herausgekommen war.

Wir geben ihn hier — mit Hinweglaſſung unnöthiger Zwiſchenſätze — wieder weil er uns zur Verſtändigung des Ganzen und zur Würdigung des Pantſcher'ſchen Syſtems nothwendig dünkt:

Meine Herren!

Sie erinnern ſich an meine unlängſt geſprochenen Worte: Der Geiſt iſt nichts anders, als eine Gasflamme, die aus den Röhren der fünf Sinne herauslodert. Neuerlichſter Zeit haben unberufene, neidiſche Federn gewagt, das Gebäude meines bisher genoſſenen Rufes und die Haltbarkeit meines Syſtemes umzuſtürzen. Ich werde die Läſterer zu Schanden machen. Die Gasflamme iſt nicht bildlich, ſondern wörtlich zu verſtehen; ich ſchwöre ihnen bei meiner Ehre, daß ich heute den erſten Probeverſuch meiner Theorie anſtelle, und ſollte er auch mißlingen, weil ich in das Wie der Beweisherſtellung noch nicht eingedrungen bin, ſo hoffe ich doch, daß die Zeit nimmer ferne iſt,

wo ich meinen Feinden dasjenige haarscharf und augenscheinlich erweisen werde, von dem ich meine Anhänger, wie ich mir schmeichle, schon durch meine Theorie überzeugt habe. Man sagte bisher in der neuen Philosophie: der Geist sei Naturblüthe. Aber was ist Naturblüthe? Naturblüthe ist nichts anders als Gas, und zwar brennbares Gas; ich sagte neulich: der Körper sei der Gaskessel, und heute sage ich: der Kessel des reinsten Gases ist der Gehirnkasten; dahin steigt es beständig als gebundene Wärme von der Tiefe zur Höhe empor, daher die Worte: ein lichter Kopf, Licht, Aufklärung! — Diese Worte nahm man bisher alle bildlich, die Chemie aber sagt: nimm sie wörtlich, dann hast du auch nicht fehlgeschossen, ja den Nagel vielmehr auf den Kopf getroffen. Je mehr ein Mensch Gedanken hat, desto mehr Gas hat er in seinem Kopf, und der Sinn, der beim Menschen am schärfsten ist, und eben am meisten angestrengt wird, bei dem ist auch der größte Gasausfluß. Sie sind jetzt eben Alle mit Hören beschäftigt — wie nun meine Worte in

ihre Trommelfelle hineinfallen, ſo ſtrömt aus ihren Ohrtrompeten — eine dem hineindringenden Schalle angemeſſene Quantität Gas heraus; ſie ſehen mich an, ja ſie ſehen mich ſogar mit einer gewiſſen Anſtrengung an — und aus ihren Augen ſtrömt Gas. Somit iſt jetzt von ihrer Seite das Hören und Sehen gar nichts anders als ſubjektive Gaserzeugung gegenüber mir, der ich eben jetzt in Bezug auf ſie die objektive Natur darſtelle. Aus dem Leibe ſteigt immerwährend gebundenes Feuer als Gasform in's Gehirn. Wein und geiſtige Getränke befördern dieſe Gaserzeugung, es ſtrömt doppelt ſoviel Gas in die Höhe, und daher die Erſcheinung, daß Betrunkene alles doppelt ſehen, doppelt reden u. ſ. w. Die geiſtige Fähigkeit des Hundes, (denn der Hund hat auch einen Geiſt, es iſt gar kein Grund vorhanden, daß Hunde geiſtlos ſein ſollen) concentrirt ſich in ſeinem Geruchsorgan, in der Naſe, ſonach bei der Naſe die meiſte Gasausſtrömung. Nun wollen wir heute bei dieſer Pudelnaſe das daſelbſt ausſtrömende Gas aufzufangen ſuchen, es muß

brennen, und wenn es nicht brennt, ſo könnte nur die Unvollkommenheit des Apparates — des Gasauffangers daran Schuld ſein. Ich werde dem Pudel die Verbindungsröhre von einer kleinen Luftpumpe ſo an der Naſe appliciren, daß ihm das Geruchsgas ausgeſaugt wird. Durch die Einſchließung in dieſes Gerüſt zwang ich den Organismus des Hundes ſein mechaniſches Moment ganz und gar aufzugeben, oder deutſch geſagt: Der Pudel kann ſich nicht rühren. Dieß muß geſchehen, um jeder Störung von Seite des Hundes im jetzt folgenden chemiſchen Momente vorzubeugen.

(Pantſcher ſteckt dem Hunde die am Ende der Verbindungsröhre angebrachte Meſſingkapſel an die Naſe, der Hund fängt aber an, ſich nieſend und blaſend gegen dieſen Vorgang zu ſträuben.)

Meine Herren, betrachten ſie das gegenwärtige Subſtrat unſerer Unterſuchung, den Pudel, genau. Man hat den Thieren bisher nur ein Scheinbewußtſein gelten laſſen: ich vindicire ihnen ein wirkliches, ein geiſtiges, d. h. ein gaſiſches

Bewußtſein! Sie bemerken das Sträuben des Pudels gegen die gewaltſame Gas- oder Geiſtentziehung, ſie bemerken an ihm ein Nichteingehenwollen in unſere wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, und ich werde ihnen ſagen, worin das ſeinen Grund hat. Der Hund denkt ſich eben jetzt, daß der durch unſer Experiment in ihm zu entſtehende Gasmangel, ſeiner geiſtigen und leiblichen Exiſtenz nicht förderlich ſein dürfte, und dieß denkend, ſträubt er ſich, ſie hören, er bellt, was iſt das Bellen anders als ſeine Sprache? Das Menſchengeſchlecht hat es nur dem zufälligen aufrechten Gange zu verdanken, daß es auf die Sprache kam — denn der aufrechte Gang entwickelt die Sprachorgane, und ſomit auch das Denken. Wer aber zu lauſchen verſteht in der Natur, dem redet nach der bekannten Phraſe, das rauſchende Geblätter des Waldes, das Singen der Nachtigall, warum nicht auch das Bellen des Hundes, das Quacken der Fröſche? — Der Pudel haucht durch ſein Bellen offenbar Gas aus; was iſt aber Gas anders, als der freigewordene Gedanke, der ſich

beim Menſchen in das Gewand der modulirten Sprache, beim Pudel in das Gewand des weniger modulirten Bellens kleidet? Sehen ſie den Pudel nur an, mit wie klugen Augen blickt er zu mir herauf, er verſteht mich offenbar, ſo gewiß, als ich ihn verſtehe. Sein Blick ſagt mir: Das ſind die größten Viehgedanken, die ich noch in meinem pudel'ſchen Leben vernommen habe; Dr. Pantſcher iſt der Mann, der die Emancipation der Hunde durchſetzen könnte! Hören ſie einmal das Geheul, wer wird zweifeln daran, daß dieß Freudengeheul ſei! Fido hat mich offenbar verſtanden!

„Bitte um Entſchuldigung, ſagte ein Zuhörer, ich habe den Pudel auf den Schweif getreten, es dürfte demnach möglich ſein, daß ſein Geheul im Gefühle des Betretenſeins entſtanden iſt!"

Pantſcher ſah den Zuhörer mit einem erſt vernichtenden, dann fürchterlichen Blicke an; denn, wer ſeine wiſſenſchaftlichen Illuſionen ſtörte, war ſein größter Feind, er erwiederte demnach dem Störer:

Trotz ihrer Ungeſchicklichkeit, welcher der Pudel ihre Tretung zu verdanken hat, behaupte ich, daß derſelbige Pudel im freudigen Gefühle der Emancipation ſeines Geſchlechtes gegenwärtig für alle äußern Eindrücke unempfänglich iſt. Sie werden jetzt mit mir Gelegenheit haben zu beobachten, mit welcher Ruhe und Ueberwindung Fido ſeine ſchwarze Naſe auf ein nur einige Sekunden dauerndes Opfer der wiſſenſchaftlichen Forſchung darreicht.

Pantſcher drehte die Meſſingkapſel wie einen Schröpfkopf auf die Naſe des Hundes, welcher auf einmal ein fürchterliches Geheul begann. Ein Mann aus dem Stande der Handwerker mit ſchwarzen tüchtigen Fäuſten drängte ſich jetzt durch den Zuhörerkreis vorwärts; er war Grobſchmied, und ihm hatte Pantſcher vor einigen Tagen den Pudel abgekauft. Der Mann mochte von dem Experiment etwas vernommen haben, er ſchlich ſich demnach ebenfalls in den Saal, und war empört als er die Grauſamkeit ſah, mit welcher ſein in der Geldnoth verkaufter Liebling hier be-

handelt werden ſollte. Da es nicht möglich war, ganz vorwärts zu kommen, rief er laut: „Fido, Fido!“ Der Hund vernahm kaum die Stimme ſeines Herrn, als er mit einem gewaltigen Ruck das Gerüſt, in welchem er gefangen war, umſchlug, und kraft ſeines Inſtinktes den rechten mechaniſchen Moment erſah, in welchem er herausſchlüpfen konnte. Er machte einige Capriolen über einen mit Glasgefäßen überfüllten Tiſch, von denen die Mehrzahl zertrümmerte, und focht ſich durch bis zu den Füſſen des Grobſchmiedes.

Pantſcher rief entrüſtet: „Was wollen ſie hier? Sie haben kein Recht hier zu ſein; hier werden keine Vorleſungen über den Hufbeſchlag gehalten, zudem hab' ich ihnen den Hund abgekauft, ſie haben ihr baares Geld dafür bekommen, der Hund gehört mir, ich kann mit dem Hunde machen was ich will, ich werde ſie polizeilich belangen, ſie ſind mir für den Schaden verantwortlich, mehr als ein Dutzend galvanoplaſtiſche Schalen hat der Teufel geholt, ſie werden Alles erſetzen. —

Der Grobſchmied war eine von den phlegmatiſchen Naturen, die ſich nicht ſo bald einſchüchtern laſſen, er erwiederte dem Profeſſor: Ich wollte, er hätte ſie ſammt den Schalen und ihrem ganzen Teufelszeug mitgenommen. Ihre paar Gulden, mit denen ſie mir das arme Vieh abgedruckt haben, werden ſie kriegen, und ſollt ich ſie vom Maul herabſparren. So etwas zu erleben, in einer Stadt, wo der Verein gegen Thierquälerei ſammt einem Präſidenten ſeinen Sitz hat — wo ich auch ein ordentliches Mitglied bin, und eine ſolche Hundemartirei, ſchämen ſollten ſie ſich in die Seele hinein — ſind ſie ein Profeſſor der Chemie? ein Hundemartirer ſind ſie, und wenn ich nicht beim Verein der Thierquälerei wäre, ſo möchte ich ihnen meine Blaſebalgröhre auf die Naſe ſchrauben. —

Meine Herren, ſagte Pantſcher dazwiſchen, befreien ſie mich von den rohen Beleidigungen, vor den Ausbrüchen der Gemeinheit dieſes Plebejers!

Plebejer! entgegnete der Schmied, wer iſt

ein Plebejer, was iſt ein Plebejer — behalten ſie ihre Schimpfnamen für ſich, ſonſt werd' ich ſie beplebejern — mir ſoll Einer trauen! Fido komm', daher, komm'!"

Und der Grobſchmied ſammt Fido begaben ſich beim Saale hinaus. Alle Zuhörer machten ehrerbietig Platz, der Doppel-Götz von Berlichingen mit ſeinen zwei eiſernen Fäuſten ging brummend durch ihre Mitte — und Profeſſor Pantſcher blieb bis auf den heutigen Tag ſeinen brennenden Gas-Beweis ſchuldig, iſt aber deßhalb keineswegs von ſeiner einmal aufgeſtellten Theorie abgewichen.

In der Werkſtätte des Grobſchmiedes war während ſeiner Abweſenheit Feuer ausgebrochen. Die aus dem Rauchfange fliegenden Flammen warfen ſich auf einige Dächer. Die Schmiedewerkſtätte befand ſich nur eine Gaſſe weit von dem Vorleſungs-Lokale des Dr. Pantſcher. Man hörte demnach Feuerſpritzen vorüberraſſeln, die Lärmtrommel wirbeln, die Gaſſenjungen ſchreien u. ſ. w. Einige der Zuhörer wollten ſich als

Mitlöſcher fortmachen, Pantſcher aber in ſeiner höchſten Aufregung befahl ihnen zu bleiben.

Meine Herren, ſo beendete er ſeine verunglückte Vorleſung, überlaſſen ſie dem gemeinen Volke die chemiſche Praxis, die Arbeit der Hände; wir Männer der Wiſſenſchaft behalten uns das geiſtige Element vor. Es gibt keinen Prozeß in der Natur, der nicht in ſeinem innerſten Leben chemiſch wäre. Die Chemie iſt die Sonne der Natur, von ihr gehen alle Radien aus, zu ihr laufen alle Radien zurück.

Was ſehen ſie hier bei dieſem Malheur, das dem dummen Grobſchmied und zwar ganz mit Recht paſſirt iſt, denn er hätte zu Hauſe bleiben ſollen; was ſehen ſie hier anders, als die zwei formhaften Principien der Natur oder der Chemie: Waſſer und Feuer! Einem ſo groben Kerl, einem ſolchen Feinde der theoretiſchen Chemie, wie dieſem Grobſchmied, ſollte man die Wohlthat der praktiſchen Chemie: das Feuerlöſchen durch Waſſer, gar nicht zukommen laſſen. Was für Rohheiten hat mir dieſer Tölpel angethan, ehedem er mir den nega-

tiven Pol ſeines Lebens zuwandte, d. h. deutſch, ſeinen Rücken zeigte, um abzutreten! Faſt hätte mein Rücken die geiſtloſe Wirklichkeit durch die unterbrochenen Momente des Dareinſchlagens gefühlt, das heißt: der Grobſchmied hätte mich faſt geprügelt. Meine Herren, ich ergreife hier die Gelegenheit die Prügel von der chemiſchen Seite aufzufaſſen.

Prügel ſind nichts anders, als Vertreibung des Blutes aus ſeinen Gefäßen, die es eben durchſtrömt. Affektion des Nervenäthers durch den Leichnam von Holzfaſern, welcher der Stock iſt; eben dieſe Prügel werden ſchwächer oder ſtärker gefühlt, je nachdem ſie mittelbar oder unmittelbar auf den Rücken fallen, je nachdem mehr Lebloſes zwiſchen dem Rücken und dem Stocke ſich befindet, je nachdem man mehr oder weniger Gewand an hat. Was ſind Kleider anders, als Friedhöfe, die den lebendigen Leib wie ein Weichbild umgeben? Das Hemd iſt ein Friedhof von vielen tauſend Hanffaſerleichen, deren Gebein in der Luft gebleicht iſt, indem der Sauerſtoff der Luft ſich in

Kohlenſäure verwandelt, das Gewebe macht die Kreuze — ergo ein Friedhof; und wenn wir ſeidene Oberkleider haben, was ſind dieſe anders als aufgeſchlichtete Sargbretter des Seidenwurms, der ein wunderbarer Schreiner, ſich ſeinen Sarg ſelber bereitet, aus dem Sublimat des Maulbeerbaumes, aus dem feinſten in die Baumblätter ausſtrömenden Holzäther, welchen der Wurm ſeiner Weſenheit aſſimilirt, um damit in lautloſer Todtenſtille Tag und Nacht ſeinen Coconſarg zu zimmern.

Aus ſolchen chemiſchen Betrachtungen wird ihnen erſt das Reich der Geſchichte klar: Warum legte ſich Carl V. lebendig in ſeinen Sarg? Einfach das, im höchſten Grade einfach, er wollte das chemiſche Experiment des Seidenwurms nachahmen; ſo will ich ihnen alle Thaten der Weltgeſchichte aus der Chemie heraus erklären, und mein nächſtes großes Werk wird ſein: „Chemie als Agens der Weltgeſchichte. Philoſophie und Theologie, die bisher mit einander im Streit gelegen ſind, können für uns keine Bedeutung mehr haben, ſie erblaſſen wie gehaltloſe, kern-

loſe Phänomene, nachdem der neue Tag angebrochen, nachdem die Sonne der chemiſchen Wiſſenſchaft hellleuchtend an dem Horizont Europas emporgeſtiegen iſt! Die wilden Völker werden in Zukunft nimmer durch Miſſionäre, ſie werden durch die Apoſtel der Chemie gezähmt werden. Die Fleiſchfreſſer müſſen durch Pflanzenkoſt herabgeſtimmt, die Pflanzenfreſſer durch Fleiſchſpeiſen hinaufgeſtimmt werden. Um in Staaten die nöthige Ruhe zu erhalten, werden Miniſter der Chemie angeſtellt, welche die rechte Miſchung der Nahrungsmittel überwachen, um die Leute gehörig im Zaume zu behalten.“

In dieſer Weiſe trieb Dr. Pantſcher ſein Unweſen auf der Univerſität zu Möpſelglück. Aber er war nicht allein — auch die andern Herrn dürfen nicht übergangen werden. Es iſt nicht zum Ueberfluß, wenn wir uns mit der Schilderung derſelben befaſſen, und hat ſeinen guten Grund. Denken wir uns nur — wir wären Bewohner von Möpſelglück und den Händen dieſer Herren wird der künftige Herzog zur Erziehung, ſowie

die ganze, höher zu bildende Jugend zum Unterrichte anvertraut — dann werden wir vielleicht etwas mehr Intereſſe gewinnen.

Aleph, der am meiſten Aufſehen machte — wurde auch am meiſten beachtet — Bretthupfer hatte nicht viel zu thun, um aus Kolem Notizen über die Geſinnungen Alephs heraus zu torquiren — denn Kolem war der Mann, den man um einige Thaler zu allem nur Möglichen haben konnte. Kolem hielt feſt an den edelſten Grundſätzen, er glich dem Mann, „der ums Geld Alles thut.“ Aleph redete in einem fort von geiſtiger Freiheit und Gleichheit — das waren die zwei Angel um welche ſich ſeine Vorleſungen ewig herumdrehten, das waren die Worte mit denen er ſelbſt zu Hauſe, um nicht aus der Uebung zu kommen, immer herumwarf. Er glich hierin renomirten Schauſpielern, die gegen ihren Bedienten im Herrſcherton reden, die im Königsſchritt über die Straſſe ſchreiten — die ihre Tabakspfeife wie ein Scepter tragen, und die mit Fürſtenhoheit auf alle Spaziergänger herabſehen — man kann

ſolchen Leuten dieſe Handlungsweiſe nicht verargen, es thut ihnen Noth — ſich ſtets in exaltirter Stimmung zu erhalten.

Hören wir nur ein Stückchen aus der anatomiſchen Vorleſung, die Kolem über ſeinen Herrn hält, und welcher Bretthupfer mit der größten Theilnahme zuhört.

O mein lieber Bretthupfer, ſie glauben es gar nicht, was man bei einem ſolchen Gelehrten für Launen zu übertragen hat — wenn Aleph übel aufgelegt iſt, nennt er mich des Tages über wohl zwanzigmal einen Dummkopf, oder ſo was dergleichen. Weil er nun immer von Freiheit und Gleichheit declamirt, bat ich ihn neulich, als mir die Galle überlief, ob ich ihn zu meiner Satisfaction nur ein einziges Mal einen Dummkopf nennen dürfte.

Er entgegnete: Was fällt dir ein, elender Sclave?

Wie? Herr Aleph, ſie nennen mich einen Sclaven, entgegnete ich, wo bleibt da Freiheit und Gleichheit? Und wieder ſagt er entrüſtet:

Freiheit gehört nur für die geſcheiten Köpfe, und Gleichheit gehört nur in ſoferne für ſie, als ſie den dummen Köpfen, welche Geld haben, Erlaubniß geben wollen und werden, das Geld mit ihnen zu theilen!

Wer aber, meinte ich ferner, wird die geſcheiten Köpfe leiten?

Die brauchen nicht geleitet zu werden, herrſchte mich Aleph an, und haben ſie einen kleinen Zank, ſo wird ihn der Geſcheiteſte aus ihnen zur allgemeinen Zufriedenheit entſcheiden.

Und wer iſt der Geſcheiteſte? fragte ich wieder, und wahrlich das war eine dumme Frage von meiner Seite, mein Herr ſah mich mit einem unſäglichen Blick vornehmer Verachtung an, und ich las in ſeinen Augen die Worte: „Sclavenſeele, du wagſt es noch zu zweifeln, wer unter den Geſcheiten der Geſcheiteſte iſt, doch wie kann ſich auch ein niederer Knecht zur Vorſtellung von der geiſtigen Größe ſeines Herrn erſchwingen!“ — Und geſcheit iſt Aleph, das ſage ich ihnen Herr Bretthupfer, geſcheit wie der Teufel. Ich habe

mir manches aus ſeinen Vorträgen gemerkt, die er vergangenes Jahr in der Univerſitätsſtadt Altgöttingen an der Flauſen gehalten hat. Wenn ich das Gewand meines Herrn ausgebürſtet, und ſeine anderweitigen Verhältniſſe geordnet habe — erlaube ich mir bisweilen ſeine Vorleſungen anzuhören — beſonders dann, wenn ich aus Mangel an Geld keine Bierkneipe beſuchen kann. Ich muß oft drei Monate lang auf meinen Gehalt warten, denn auch meinem Herrn geht bisweilen das Geld aus — und dieß Malheur wird auch immer zum Ausgangpunkte ſeiner Theorien über das Uebel; wenn er kein Geld hat, erfindet er Ein Syſtem ums andere — aber mit Syſtemen kann man keine Schulden bezahlen. Ich wollte nun einmal hören, was mein Herr über das Uebel ſagt — er perorirte: Selbſt der Tod iſt kein Uebel, er iſt nur eine nothwendige Bedingung des Lebens oder Daſeins — und man brauche ſich gar keine Hoffnung auf ein einſtiges Dortſein zu machen. Das aber, was die Leute das Böſe und das Uebel nennen ſei im Grunde

weder ein Böſes, noch ein Uebel, ſondern nur eine nothwendige Daſeinsform alles Seienden.

Vivat! dachte ich mir, nachdem ich dieſe Worte vernommen, ich habe zwar kein Geld, aber es gibt ja im Grunde weder eine Sünde noch ein Uebel. Das Uebel, was nicht nothwendig iſt — iſt gar kein Uebel, denn es läßt ſich abändern um jeden Preis! Wenn es kein Uebel gibt, gibt es auch keine Niederträchtigkeit — es ſind ja all' dieſe Dinge nur nothwendige Daſeinsformen des Seienden.

Seit ich dieſe preiswürdige Theorie gehört, mangelt mir ſelten Geld, denn ich und mein Herr haben ſtets gemeinſchaftliche Kaſſe — mein Herr braucht freilich nichts davon zu wiſſen, das iſt keine nothwendige Daſeinsform. Freiheit und Gleichheit iſt unſer Wahlſpruch! Das Schrecklichſte iſt aber die Nichtdaſeinsform d. h. das Nichtdaſein des Geldes!

Aber Kolem, unterbrach ihn Bretthupfer, wenn ſie ihr Herr einmal ertappt, indem ſie ſich eben die Freiheit nehmen — nach der Gleichheit zu ſtreben?

Ertappt? ſagte Kolem halb beleidigt, ertappt? Nur Diebe werden ertappt — ich aber bin praktiſcher Philoſoph, und ſollte mein Herr auch ſehn, daß ich unſer Gut als ein gemeinſchaftliches anerkenne, ſo muß er ſich höchſtens denken, daß ich ihm eine heimliche Freude machen wollte — indem ich ſeine Ideen in fruchtbares Erdreich aufgenommen, und ſelbe blühend in's Leben treten ließ.

Bretthupfer ſchüttelte über dieſes freimüthige Geſtändniß den Kopf, und ſagte für ſich hin: Wenn es mit allen Weltweiſen ſo ſtünde, wie mit Ihnen und mit Ihrem Herrn, dann wäre es mit der Philoſophie eine wahre Lumperei, aber ich will hoffen, daß es noch ordentliche Leute unter ihnen gibt! Sagen Sie mir, vermehrt ſich die Zahl der Anhänger Ihres Herrn noch immer ſo bedeutend?

Gar kein Zweifel, Herr Bretthupfer — man nennt ſie ſpottweiſe Alephiten; Aleph heißt hebräiſch ein Stierkopf — ſonach alſo bedeutet Alephiten: Stierköpfler — denn wie der Stier, wenn

er einmal wüthend geworden, ſich durch keine Steinwand abſchrecken läßt, ſo darf ſich auch ein Alephite nicht anfechten laſſen, wenn er voll Wuth zum Begriffe vordringend — eine Steinwand vor ſich ſtehen ſiehet — eines muß dann brechen — entweder der Kopf mit den Hörnern, oder die Wand.

Die Alephiten werden von der gegen ſie beſtehenden Reaktion auch Großhändler genannt — erſtens einmal, weil ſie große Hände brauchen, um Alles begreifen zu können, dann aber, weil ſie mit der ganzen Welt große Händel anfangen, und ihre Exiſtenz nur im Kampfe mit allem Poſitiven und Beſtehenden bedingt iſt, und endlich auch, weil ſie den alten Gott, deſſen perſönliches Daſein ihnen nach ihrer eigenen Anſicht zu theuer zu ſtehen käme — vermilliontheilt haben, um ihn ſo leichteren Kaufes alla minuta loszuſchlagen, daß er in ſeiner eigenen Weſenheit getödtet werde, um in der Weſenheit des Menſchen ſeine Auferſtehung zu feiern.

Nach dieſen Worten hielt ſich Bretthupfer

die Schläfe mit beiden Händen, er fürchtete ſich, daß ihm der Kopf auseinander fahre — ſo viel Maſſe von Philoſophie hatte ihm noch Niemand in Einem Athem vorgeſagt, er zweifelte ſogar am geſunden Sinne Kolems und ſagte ganz betroffen zu ihm: Aber mein Herr, halten Sie mich nicht vielleicht zum Beſten. Hat das auch wirklich einen Sinn, was Sie mir da geſagt haben?

Kolem lächelte darauf etwas verächtlich — und ſagte zu Bretthupfer: Ja wohl hat es einen Sinn, mein Wertheſter! — Als Kolem, wie wir von früherher wiſſen, Bretthupfern einen Unſinn vorſagte, fiel er um, und hielt ſelben für etwas Sinniges, als ihm, wie wir eben erfahren, Kolem etwas Sinniges vorſagte, hielt er ſich die Schläfe, und das Geſagte für einen Unſinn. So iſt es oft der Welt Lauf.

VI.

Bamboſi ſtellt die reine Matheſis als die einzige Wiſſenſchaft auf, und weiſet auf die Pythagoräiſche Tafel hin — deren Gewißheit Kranken und Sterbenden den ſüßeſten Troſt verleihet; und läßt hierbei ſogar die Sternkunde fallen.

Pantſcher und Aleph zogen die meiſten Zuhörer an ſich, den andern Profeſſoren ging es ſchlecht — jeder ſtrebte demnach ſeine Doktrin als die wichtigſte und unentbehrlichſte in den Vordergrund zu ſchieben. Bamboſi nahm ſeinen Collegen Pantſcher zum Vorbilde und kündete — ein neues aſtronomiſches Syſtem an. Er wollte beweiſen, alle Philoſophiſterei und Chemiſterei ſei nicht der Mühe werth, daß ſich ein vernünftiger Menſch damit befaſſe — darnach ſollte die Erbärmlichkeit des Menſchen überhaupt dargeſtellt werden — und nun die Mathematik als der einzige Götterfunken aus Elyſium ihre Geltung haben. Bamboſi war über den Zulauf, den ſich

Aleph verſchaffte, ſo erbittert, daß er in ſeiner Wuth nicht nur gegen alle Wiſſenſchaften ausſchlug, um ſie als Täuſchungen darzuſtellen, — denn er ging ſogar ſo weit, am Ende auch die zuerſt ſo hoch geprieſene Aſtronomie herabzuſetzen.

Der Tag der Vorleſung, welcher eine große Senſation hervorbringen ſollte — war in der Halle der Univerſität im ſchwarzen gegitterten Käfig affichirt, das Summen der herumgehenden hörte nach und nach auf — Alles verſammelte ſich, und ein zunächſt ſtehender ward erſucht allen andern das Blatt durch das Gitternetz hindurch mühſam herabzuleſen. Schon in der Ankündigung war der Ton der größten Erbitterung zu erkennen, die Studentenwelt verſprach ſich einen Spaß, und der Saal unter dem aſtronomiſchen Thurme war in der anberaumten Stunde gedrängt voll. Bamboſi tritt ein — ein hundertſtimmiges Vivat tönt ihm entgegen; er iſt gerührt und angeregt — noch nie vermochte es der gewöhnliche Vortrag über ſeine ſtarre Wiſſenſchaft eine ſolche Maſſe von Auditoren zuſammenzutrommeln. Er

ſteigt über das kleine hölzerne Froſchſtieglein zur Lehrkanzel empor, — ſonſt hörte man wegen Mangel an Hörern jede Stufe knarren — heute tönt neugieriges Gemurmel durch den Saal. Bamboſt beginnt:

Meine Herren!

Sie wiſſen, wo Aſtronomie herkommt, von ἀστηρ Stern und νομος Geſetz — weil, wie die Aſtronomen meinen, die Bewegung der Körper nach ewigen unwandelbaren Geſetzen erfolgt. Ich könnte ihnen jetzt, wenn ich wollte, einen ungeheuern blauen, wiſſenſchaftlichen Dunſt vormachen, von ſphäriſcher, ſcientifiſcher, phyſiſcher, beobachtender und berechnender Aſtronomie, aber ich ſetze voraus, daß ſie im Beſitze des Leipzigerconverſationslexicons ſich befinden. Ich habe durch zwanzig Jahre zum Himmel emporgeſchaut, und bin am Ende zum Reſultat gekommen, daß die aſtronomiſche Wiſſenſchaft auf den Holzweg gerathen iſt! Das will ich Ihnen beweiſen. Einige ſagen: Die Himmelskörper bewegen ſich ewig, ſo wie jetzt — andere ſagen: ſie ſind geworden,

und wieder andere: ſie ſind geſchaffen. Ueber den letzten Wahn, denke ich, ſind die Herrn ſchon alle hinaus — mit dem Umſtoßen der Schöpfung will ich mir daher gar keine Mühe geben. Was die Behauptung anbelangt, daß die Geſtirne von Ewigkeit ihre Bahnen durchkreiſen, ſo ſage ich ihnen das kurze Wort: „Nichts iſt ewig, und Alles iſt ewig.“ Wenn Einer unter ihnen ſein ſollte, der mich bisher nicht vollkommen verſtanden hat — dem Armen rathe ich, ſich lieber gleich zu entfernen, denn der dürfte mich in der Folge noch weniger auffaſſen. Die Aſtronomen haben ſich bisher auf ihre Wiſſenſchaft ſo viel eingebildet, weil ſie es mit einer unermeßlichen Menge von Sternen, mit unermeßlichen Räumen und Zeiten zu thun hatten; eben dadurch iſt ihnen das Weltgetriebe und alles Denken der Menſchheit jämmerlich und erbärmlich vorgekommen, nachdem ſich das große aſtronomiſche Weltrad als Object — in ihrem Kopfe als Subject abſpiegelte, und *demnach das ſubjective* Rad in ihrem Kopfe *eben ſo laufend* geworden iſt, wie das objective

Rad am Firmamente herumrennt. Viele unter ihnen meinten, ſie werden im Jenſeits von einem Stern zum andern reiſen, und ſo fortreiſen in's Unermeßliche, und immerfort zunehmen an aſtronomiſcher Wiſſenſchaft und aſtronomiſcher Hoffart. Sie hielten die Sterne für deutſche Univerſitäten und den Menſchen für einen wandernden Studioſus. Aber all' dieſe Hoffnungen und Pläne ſind nicht viel mehr werth als eine Pomadebüchſe! Ich will ihnen heute zeigen — was eigentlich göttliche Wiſſenſchaft ſei — d. h. welche Wiſſenſchaft den Menſchen zum Gott macht — welche Wiſſenſchaft unfehlbare Gewißheit iſt, durch und durch — da ſage ich ihnen nun vorerſt — die Aſtronomie iſt es nicht — denn, daß wir einige tauſend Jahre zurück den Sternenlauf berechnen, daß wir ihn nach jetziger Annahme auf eine Million tauſend Jahre und noch weiter voraus berechnen können — das gibt uns doch keine Gewißheit, ob die ganze Firmamentspaſtete auch nur noch bis morgen zuſammenhält! ob nicht vielleicht ſchon in dieſer Nacht die geputzten Herrn

und Damen, die auf dem blauen Firmamentsſtriche ſo raſend herumtanzen, aus dem Takt kommen, und einer den andern über den Haufen rennt! Sie haben doch ſchon von den unwägbaren Stoffen, von den Imponderabilien gehört? Dieſe werden gegenwärtig noch von den wägbaren überwogen!

Laſſen ſie aber nur Zeit, bis die unwägbaren Stoffe das Uebergewicht bekommen, bis ſie — die bisher Verachteten es durch ihre eigene Kraft bezeugen werden, wie gewichtig ſie ſind. — Dann werden ſie die Augen aufreißen, das wird ein Gekrache werden, wenn die Welten aneinander ſtoſſen und zerſtäuben, an jenen Tagen wird die Atomiſtik ihren Triumph feiern — und die Atomiſten werden gerade noch ſo viel Zeit haben, der Welt zuzurufen: Seht ihr's, wir haben recht gehabt!

Ja meine Herrn, der Weltuntergang wird unſer Sieg und unſere Krone ſein!

Wenn ſie mir nun das zugeben müſſen — ſo folgt daraus, daß Aſtronomie eigentlich nicht die

unumſtößlichſte Wiſſenſchaft iſt, und wenn es die Aſtronomie nicht iſt, wie könnte es erſt die Chemie ſein! Was iſt Chemie? — Das Verhältniß der Erdſtoffe zu einander — und ihre gegenſeitige Einwirkung auf einander. — Hören ſie, dieſe Definition iſt mein Eigenthum, ſie iſt wahrlich nicht ſchlecht! Gut alſo! Nun nehmen wir aber an, daß jeder Stern ſeine eigene Chemie hat, ſo haben wir ſchon ſo viele chemiſche Unterabtheilungen als es Sterne gibt, oder welcher Thor wollte es wagen unſere irdiſche Chemie dem Saturnus oder dem Uranus aufzuzwingen? Solch ein Erbärmlicher gehört auf keine Univerſität, am wenigſten auf die hochberühmte Univerſität zu Möpſelglück, und ſollte einer hier ſein, der die jämmerliche Erdenchemie zur Weltwiſſenſchaft erheben wollte, ſo ſage ich nur: In's Narrenhaus mit dem Jungen! Aber wohlgemerkt ich rede ohne alle Anzüglichkeit, ich verwickle mich niemals in Perſönlichkeiten!

Haben nun die Planeten — wie es unumſtößlich gewiß iſt, verſchiedene chemiſche Geſetze, —

ſo folgen ſie doch vorläufig alle dem Einen Geſetz der Schwere, und wenn nun ich als Aſtronom für dieß Geſetz nicht einmal eine Nacht über gut ſtehe, wie kann es dann ein Chemiker wagen, ſeine Wiſſenſchaft, die untergeordnetſte unter allen Filial- und Hilfsdoktrinen, eine Wiſſenſchaft zu nennen? Iſt das nicht zum Todtſchießen, ich rede ohne alle Anzüglichkeit, aber Sie können ſichs an den Fingern herzählen, wer der beiläufig ſein könnte, auf den ich los will.

Ich kann nicht umhin, Sie mitten im Fluß meiner Rede aufmerkſam zu machen, wie meine Sätze in vollkommen logiſcher Ordnung einem undurchbrechbaren Phalanx gleich, ſich vor ihren Augen entwickeln! Ich baue logiſche Cortinen, dialektiſche Wälle, meine Worte ſind Quaderſteine — ich rede Stadtmauern! — Da ſoll die Chemie herankommen mit ihren Tiegeln und Retorten — die ſie repräſentiren, und ſie wird in tauſend Scherben auseinanderfahren! Woher aber iſt mir dieſe Rieſenkraft gegeben? Das iſt Logik der Mathematik, Logik der reinen Elementar-Mathe-

matik — doch davon ſpäter, eher wollen wir noch den Umſturz der Aſtronomie vollbringen!

Aller Unterſchied der daſeienden Dinge iſt nur quantitativ d. h. es iſt kein weſenhafter Unterſchied in den daſeienden Dingen, und der denkende Menſchengeiſt iſt nichts weiter als der andere Pol des todtſcheinenden Steines, d. h. Alles iſt Eins und Eins iſt Alles! und das iſt der erſte Satz der Elementar-Mathematik — das iſt die erſte Gewißheit, die dem Kinde auf ſeiner erſten Rechentafel beigebracht wird, das iſt das große Wort: Einmal Eins iſt Eins! Hier haben ſie die Identitätsphiloſophie, hier haben ſie den Stein der Weiſen durch meine Wenigkeit aufgefunden — hier iſt der Grundſtein der modernſten Philoſophie, auf den bisher Niemand gedacht hat — hier ſehen ſie im erſten Satz der Elementar-Mathematik — den Ausgangspunkt der neueſten Lehre — meine Herren, ich bin derjenige, welcher den Grundſtein für alle Ewigkeit einſenkt: Alles iſt Eins, Eins iſt Alles — Einmal Eins iſt Eins!

Ein lautes „Vivat Dr. Bamboſt“ tönte durch den Saal — kaum war es verſchollen, als eine Stimme aus dem Hintergrunde ſich ſchneidend vernehmen ließ: „Zweimal Eins iſt Zwei, Herr Doktor, das bitt ich nicht zu vergeſſen. Was haben ſie entgegen, wenn es einen Gott gibt, der kein Pol der Welt iſt, und wenn es einen Geiſt gibt, der kein Pol der Natur iſt, und wenn es einen Schöpfer gibt, der weder ein Pol der Geiſter noch der Natur iſt!“

Hinaus mit dem Ruheſtörer rief nun Bamboſt vom Katheder herab.

Hinaus mit dem Ruheſtörer, tönte es aus den vordern Reihen der Zuhörer. —

Meine Herren! ſie ſind die Beleidigten, kreiſchte Bamboſt.

Ein Jeſuit, ein Jeſuit, tönte es durch die verworrenen Stimmen, hinaus mit dem Jeſuiten!

Ja, ein Jeſuit, brüllte Bamboſt — denn er redet vom jeſuitiſchen Gott, vom Gott, den wir nicht begreifen, und der nicht iſt, er will uns der Göttlichkeit berauben. —

Hier verſtummte Bamboſi; denn andere Stimmen ließen ſich aus dem Hintergrunde vernehmen; um den jungen Dr. Puffer, Privatdocent zu Möpſelglück — der die Einrede in den Bamboſiſchen Redefluß zuvor gewagt — ſammelte ſich eine Reihe junger Leute mit Knorpelſtöcken, und ſagten: Redefreiheit! Redefreiheit, das Hinauswerfen iſt kein Beweis, und wenn das Hinauswerfen ein Beweis iſt — ſo müſſen wir am Ende erſt ſehen, wer den Platz behauptet!

Bamboſi uud die Vordern waren eingeſchüchtert — der Profeſſor ſagte mit bebender Stimme: Ich kann unter ſolchen Umſtänden meine Vorleſung nicht zu Ende bringen; es iſt nicht meine Pflicht, mich ſtören zu laſſen!

Weiter leſen, weiter leſen! ſcholl es aus dem Hintergrunde, wir garantiren für Ruhe!

Bamboſi las weiter:

In dem Einmal Eins iſt Eins — liegt die Freiheit, der Gedanke, liegt die einzige begreifliche Wahrheit — liegt der Umſturz aller Wiſſenſchaft, die ſich nicht begründet auf Elementar-Mathematik,

liegt ſelbſt ein gewiſſer Umſturz der bisher angewandten Mathematik; denn hat ſich auch die Weltmaſchine bisher den mathematiſchen Geſetzen gemäß, ja ſehr gemäß verhalten — wer verſichert uns, wie ich ſchon zuvor zu bemerken die Ehre hatte — wer verſichert uns das für die Zukunft?

Wie — meine Herrn, wenn die Welt, die wir kennen, nichts anders iſt als eine große Flaſche, die eben ausgeſpühlt wird — wenn das, was wir für Sonnen und Sterne halten, nichts anders wäre, als Schrottkörner, die in den Flaſchenwänden herumfahren? Wenn unſere Erde für die großen Weltweſen nichts anders wäre, als eine Molekel, eine Atomengruppe, und wenn das, was wir für Molekeln halten, hinwieder Welten wären, die unſern groben Sinnen unzugänglich ſind? Ich erſuche ſie, meine Herrn, ſich zuſammenzunehmen, daß ihnen nicht ſchwindlich wird, mir wenigſtens iſt über meine Entdeckung im erſten Augenblick todtenübel geworden! Je größer die Weſen ſind, deſto mehr wächſt auch das Verhältniß der Zeit, in der ſie ſich in ihrer

Einen Weſenheit behaupten, d. h. in der ſie leben, — und umgekehrt, je kleiner die Weſen, deſto mehr iſt auch ihre Lebenszeit beſchränkt. Der Kellner, der unſere Weltflaſche reinigt, arbeitet ſchon an die ſechstauſend Jahre, ſchon vor tauſend Jahren wollte er aufhören, ſie im Kreiſe herumzuſchwenken, er fürchtete ſich aber vor dem Wirth, ſeinem Herrn, den er kommen hörte, und der ihm ſchon vor einigen Billionen Jahren, als er eben eine Weltflaſche ausſpühlte, zurief: „Was treibſt du Junge, meinſt du eine ſolche Flaſche iſt in fünf Sekunden rein?“ — Was nämlich bei dieſen Naturgiganten eine Sekunde iſt, das kommt uns (denen auf der Erde die Zeit oft ſo himmellang wird), wie ein Jahrtauſend vor.

Fahren wir fort in unſerer Hypotheſe: Wenn nun unſere Weltflaſche ausgeſpühlt iſt, dann werden alle Schrottkörner, die wir Planeten nennen, in einen finſtern Tigel zuſammengeſchüttet, und auf einen Schrank geſtellt, dann können wir mit unſern Brüdern auf dem Saturnus, Uranus u. ſ. w. Bekanntſchaft machen, wo wir aber

Licht herbekommen, das iſt noch ungewiß, denn die Sonne — die dem Kellner nur ein kleiner mit Phosphor beſtrichener Demantſplitter iſt — wird dieſer bemerken, und ſie an einen Glaſergeſellen der Gigantenwelt verkaufen, der dann Firmamentsfenſter damit einſchneidet.

Ich ſehe, wie einige von den Herren lächeln! Was berechtigt ſie dazu, meine Herren, können ſie meiner Annahme ein unumſtößliches Argument entgegenſetzen? Nein! Betrachten ſie den Tropfen, lebt nicht in ihm eine uns unbekannte Welt — und wie nun die Weſen in's unendlich Kleine gehen, was wir durch mikroſcopiſche Unterſuchungen herausgebracht haben — können ſie nicht auch in's unendlich Große gehen, was wir vom Kleinern auf's Größere zu ſchließen, nicht nur vermuthen, ſondern faſt mit Gewißheit behaupten können?

Hier habe ich ihnen, meine ſtaunenden Herren Zuhörer, auf einmal den Jammer aller Wiſſenſchaft nicht nur an's Herz, ſondern völlig zu Füßen gelegt — über alles hinaus ragt der

denkende Geiſt, wenn er hinaufzuklettern vermag auf das Gerüſt der reinen Mathematik!

Wenn es ſchon mit der Aſtronomie auf ſo ſchlechten Füßen ſteht, was, frage ich, kann da noch Chemie für eine Bedeutung haben? Was kann uns an dem Verhältniſſe der Urſtoffe zu einander liegen, wenn wir nicht einmal mit dem Verhältniß der Welten zu einander in's Klare kommen?

Da haben wir nun den Troſt, den einzigen Troſt in der reinen Mathematik — das iſt ſelige, himmliſche, göttliche Gewißheit, das iſt beſeligende Ueberzeugung; das ſoll uns tröſten und ſtärken auf dem Todtenbette, wenn wir aufhören Einheiten zu ſein, und anfangen Nullen zu werden, wenn das Sein zum Nichts wird, wie früher das Nichts zum Sein geworden iſt, wo es uns klar wird, daß Sein und Nichts ganz dasſelbe ſind — das ſoll uns nicht nur tröſten, ſondern erheben, „die reine Mathematik bleibt“ — und darin liegt der Friede unſeres Sterbens!

Und ein Gebet, ein flammendes Gebet, ein Gebet voll unumstößlicher Gewißheit — erhört, schon im Augenblicke wo man es ausspricht; ein solches Gebet will ich ihnen in die Hände geben, das geleite sie beim Gange von der Einheit zur Nullheit — beim Gange, der so viele Thoren beben macht, und dieß einzige, heilige Gebet schrieb einst der große Pythagoras auf seine Rechentafel. Die Monade oder die Einheit wird ihnen dann nicht nur zur Quelle aller Zahl; nein — sie wird ihnen auch zur Quelle alles Trostes. Und wie man ihnen einst die Einmaleins-Tafel in die Hände gab, als sie in die Schule kamen, so lassen sie sich dieselbe Tafel in die Hände geben, wenn sie die Schule des Lebens verlassen, halten sie die Tafel mit bebenden Händen fest als die einzige Gewißheit des Lebens, lesen sie die beseligenden Wahrheiten, daß zwei mal zwei vier, zwei mal drei sechs ist, und schon wenn sie beim Satze: „zwei mal fünf ist zehn“ angekommen sind, werden ihnen Thränen reinmathematischer Rührung in die Augen kommen, und gelangen sie bis

dorthin, wo es heißt: „zehn mal hundert iſt tauſend“, dann ſchreien ſie voll Begeiſterung das Tauſend, wie es die Schuljungen ſchreien, wenn ſie die Tafel ohne Stottern bis zu Ende hergeſagt haben, und fügen ſie hinzu: Amen, Amen, Amen! Dann aber geben ſie die perſönliche Einheit ihres Geiſtes durch den Weg der perſönlichen Nullheit in die Monade zurück, aus der ſie ausgefloſſen, und nehmen ſie die Ueberzeugung mit, daß ſie nicht umſonſt gelebt haben.

(Es läßt ſich von den hintern Bänken eine halblaute Stimme vernehmen: „Das gewiß nicht, mir koſtet das Mittageſſen allein täglich 15 Silbergroſchen!“)

Und nun wiſſen ſie was wiſſen heißt, was Gewißheit iſt, worin des Menſchen Seligkeit beſteht — ſie kennen nun die Eine wahre Wiſſenſchaft — ich will ſie ihnen lehren, das Honorar für den Curſus iſt fünf Thaler; dafür wird ihnen vorgetragen reine Mathematik, darnach Aſtronomie, aber nur als Hypotheſe, ſie kann nämlich nur ſo lange dauern, als die Sterne in der Ordnung bleiben!

Ehe ich ſie jetzt verlaſſe, habe ich ſie noch vor den Fallſtricken der größten traurigſten Täuſchung — vor den Fallſtricken der Religion zu warnen!

Hüten ſie ſich, meine Herren, Cedern vom Libanon ſind gefallen — ich meine natürlich mathematiſche Cedern, d. h. mathematiſche Größen! Pascal, der große Pascal wird klein und verliert das rein mathematiſche Bewußtſein, wie er anfängt, ſich auf Religion zu verlegen! Leibnitz, der Mann auf den Deutſchland ſtolz ſein könnte, wenn er nicht gefallen wäre, Leibnitz ſtürzt ſo tief aus den mathematiſchen Höhen, daß er in einem Anfall von Wahnſinn eine chriſtliche Theodicee ſchreibt! Derlei traurige, abſchreckende Exempel ließen ſich noch viele anführen. Wenn nun das am grünen mathematiſchen Holze geſchieht, was ſoll erſt am dürren geſchehen? Die Mathematik braucht keuſche Prieſter, die ihr Herz rein bewahren vor jeder religiöſen Lockung; denn wie die reine Mathematik rein iſt, ſo ſollen auch ſie, ihre Diener rein ſein und rein bleiben!“

Mit dieſen Worten verließ Bamboſi den Saal. Die Studioſen freuten ſich ſo ſehr über Demonſtrationen, daß ſie keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, wo eine ſolche anzubringen war, ſie jubelten Alle: Vivat! und am andern Morgen ließen ſich an die zwanzig einſchreiben. Und dieſe zwanzig waren eifrige Anhänger des großen Bamboſi; ihre Wohnungen ſelber gaben davon Zeugniß, denn Jeder hatte an ſeinem Bette, an der Stelle eines Krucifixes, die Pythagoräiſche Rechentafel in Silber gravirt hängen. Sie lebten von nun an in der vollkommenſten Gewißheit, und ſahen mit unſäglicher Verachtung auf das bornirte Volk aller Stände — was ſich mit dem Wahne herumträgt, daß es außer der reinen Matheſis auch noch eine Wahrheit geben könne.

VII.

Eine neue Geisteskrankheit aus Frankreich eingeschleppt. Väterliche Fürsorge, daß die Dorfschullehrer die Bauern gehörig aufklären. Erhebungen der Schullehrer über die Gemeinheit des Christenthums, und freudige Hoffnungen auf die gesegnete Wahlzeit der Zukunft.

Es herrschte eine große Krankheit zu Möpselglück; sie grassirt überhaupt sehr in deutschen Landen, hat aber noch keinen eigenen Namen erhalten. Die überrheinischen Aerzte nahmen sie sogar in's Bereich der Heilkunde auf, und nennen sie: Monomanie des grandeurs — oder in deutscher Uebersetzung: die Wuth der Großthuerei. Der Kranke, welcher ihr unterliegt, sieht Alles, was sich auf seine Macht, sein Vermögen, seine Ehre, seine Wissenschaft bezieht — durch ein hundertmal vergrößerndes Mikroskop an, und übertreibt das, in optischer Täuschung schon für groß gehaltene, noch in's phantastisch Unendliche. Diese

Krankheit nahm ihren Auslauf von der Univerſität, wurde dorthin theils von Profeſſoren eingeſchleppt, oder entwickelte ſich, wie die Peſt aus Wollballen, aus den eingeſchmuggelten Bücherballen. Kontumaz nützt in ſolchen Fällen überhaupt wenig. Präſervative ſind tauſendmal ſicherer und beſſer, aber man wendet ſie nicht gerne an. Von der Univerſität aus ſchlich ſich das Uebel in die entfernteſten Stadtviertel, zu den Kleinkrämern menſchlicher Wiſſenſchaft, zu den Elementarpädagogen — mit einem Wort in's Schullehrerſeminar.

Dieſe Lehranſtalt bekam ihre zu bearbeitenden Zöglinge großentheils aus dem Bauernſtande, wer leſen, ſchreiben und rechnen konnte, wurde aufgenommen. Die Lehrer des Seminars arbeiteten ſo zu ſagen mit Händen und Füßen, um nur hinter dem allgemeinen Fortſchritte nicht zurückzubleiben. Beſonders ſtand ihnen das Chriſtenthum allerwärts im Wege — „denn, ſo calculirten ſie, iſt es mit dem Chriſtenthum alle, dann ſind wir am Brett, dann werden wir die eigent-

lichen Volksbildner — und mit der Autorität der Pfarrer iſt es geſchehen.“

Ihr Loſungswort war: Emancipation der Schule von der Kirche! Man that den Profeſſoren des Lehrerſeminars nicht zu weh — wenn man ſie ſchrecklich dumm und eingebildet nannte, wahrſcheinlich ſollte ihr unbändiger Hochmuth ihrem geringen Wiſſen die Wage halten. Sie wußten demnach nichts angelegentlicherers zu thun, als ihre Zöglinge zu demſelben naſenſchnaubenden Eigendünkel empor zu ſchrauben. Man denke ſich Leute zwiſchen fünfzehn und achtzehn Jahren, Leute, die das ABC, die Sprachlehre und ein klein wenig Geographie ſammt Naturgeſchichte dociren ſollen — in folgender Weiſe von einem Profeſſor angeredet:

Meine Herren!

„Sie ſind die Träger des Staatswohles! Mit dem vollſten Vertrauen ſieht der Staat auf ihre dereinſtige Wirkſamkeit — ihnen iſt es anvertraut, die erſten und nöthigſten Grundſteine der Wiſſenſchaft in die jungen Staatsbürger einzuſenken.

Ihr Beruf ist der größte, schönste, edelste und erhabenste, den sich die Menschheit nur denken kann. Wären sie nicht, wie stände es mit der Wissenschaft, mit dem Fortschritt? Und daß wir im Fortschritt so weit gekommen sind, wem sollen wir's danken, wenn nicht denen, die uns mit den Grundelementen aller Wissenschaft bekannt gemacht haben? Das Wohl und Weh der Staatszukunft liegt auf ihren Schultern. Aufklärung, Humanität und geläuterte Liebe zur Tugend soll ihnen hier eingeflößt werden. Sie werden in ihrer einstigen Wirkungssphäre einen harten Kampf zu bestehen haben, den Kampf mit dem Aberglauben. So herrscht z. B. unter dem Landvolke der schreckliche Aberglaube, daß es Geister gibt!*) Zeigen sie diesem dummen Volke, daß sie selber sich vor keinem Geist fürchten, daß sie wahre Anhänger und Vertheidiger der Geistlosigkeit sind. Es gibt fast kein Dorf, in dem sich nicht alte Weiber befinden, welche versichern, einen Pfleger oder Amt-

*) Wörtlich aus der W.....pädagogischen Zeitschrift.

mann, der im Leben ſehr hart geweſen iſt, noch nach ſeinem Tode bisweilen herumwandeln zu ſehen. Von dieſem Aberglauben und Allem, was daran hängt, befreien ſie das Volk.

Der Pöbel meint immer noch, daß die Geiſter der Verdammten nach dem Tode gequält werden, und dieſer dumme Glaube befördert die Demagogie, und bringt zu aufrühreriſchen Gedanken. Mit einer gewiſſen Wolluſt freuen ſich Weiber und Kinder, wenn ſie denken, daß der geſtrenge Herr Oberamtmann noch nach dem Tode mit glühenden Ketten gepeinigt wird; hier ſehen ſie die Spuren der rebelliſchen zur Empörung geneigten Geſinnung!

Ein anderer Aberglaube iſt das dumme Beten; da meinen die Leute, wenn ſie eine Stunde lang in der Kirche zubringen, ſo gehen ihnen die Geſchäfte die ganze Woche über viel beſſer vom Fleck. Dadurch kömmt Ackerbau und Induſtrie in's Stocken. Die Leute verlaſſen ſich auf überirdiſche Dazwiſchenkunft und verſäumen dabei die Arbeit. Als würdige Staatsdiener haben ſie dieſe

und ähnliche Hemmniſſe, ſo viel ſie können aus dem Weg zu räumen, dadurch werden ſie die rettenden Engel des Staates und die Beförderer des Staatswohles, und nur ſo werden ſie ſich der mittelalterlichen Bevormundung der Kirche nach und nach entziehen. Das Volk wird es erkennen, wer ihm den wahren Segen bringt, es wird nicht mehr zwei Herren haben; der Lehrer wird der wahre Hirte des Volkes ſein, der es mit den Weiden des zeitlichen, begreiflichen Lebens bekannt macht, der ihm Quellen des materiellen Erwerbes aufthut: durch Verbeſſerung des Ackerbaues, durch Liebe zur Induſtrie, durch echte Aufklärung, durch Schreiben und Rechenkunſt, durch Geographie und Naturgeſchichte. Dem gemeinen Manne werden durch Zeitungen die erhabenen Grundſätze von Tugend und Moral beigebracht — aber eben dieſe Moral muß eine reine Moral ſein — nur aus Liebe zur Tugend, und die Tugend muß hinwiederum geübt werden aus Liebe zur Moral. Das iſt edle Einfachheit, das iſt wahre Sittenlehre.

Das Streiten über Glaubensſätze muß einmal aufhören; wir wollen Einigkeit und Liebe, wir ſind groß geſäugt an den genialen Geiſtern unſerer Dichter, wir brauchen kein dogmatiſches Beiwerk — Jeder ſoll glauben, was er will — je weniger deſto beſſer, denn deſto mehr Ruhe wird im Lande herrſchen, je mehr die Gränzmarken niederſinken, welche bisher Veranlaſſung gaben zu allem Streit. Ein geiſtiger Zollverein — der Zollverein des Nichtglaubens wird entſtehen, und wir werden den ewigen Frieden, den unſere Voreltern bornirter Weiſe immer herbei beten wollten — durch eigene Kraft unſerer Aufklärung erlangen! Licht, ſage ich ihnen, meine Herren, und wiederum Licht, und nichts als Licht, ſchwingen ſie die Fackel der Erleuchtung bei Jung und Alt, in der Schule und in der Kneipe und mögen die Finſterniſſe noch ſo dicht ſein — das Licht muß dennoch zum Durchbruch kommen. Das iſt nun ihre Aufgabe im neunzehnten Jahrhunderte und davon — wie ſie dieſelbe verſtehen und aus-

führen, hängt das Wohl des Jahrhunderts ab!" u. ſ. w.*)

Viellieber Leſer! Wir wollen Dich nicht weiter quälen, und die Rede des Mannes von Möpſelglück nicht zu Ende führen. Aber daß ſolche Reden — ja, daß noch um Vieles dummere

*) Es war ein wahres Vergnügen, eines ſchönen Morgens (13. Mai 1846), in der badiſchen Kammer den Abgeordneten Richter zu hören, welcher die Schullehrer bis in den ſiebenten Himmel erhob. Kapp ſtimmte ein, und fügte bei: die Schullehrer regieren die Welt! Der gute Mann wollte wahrſcheinlich ſagen: die Wahlen ſtatt die Welt. Die Herren Schullehrer werden alles mögliche thun, um bei einer künftigen Ständewahl, dieſe angenehmen Schmeichler und lieblichen Süßholzraſpler (durch Bearbeitung der Bauerſchaft auf dem Schlachtfeld der Kneipe) wieder in die Kammer zu bringen. Recht und billig wäre es allerdings das traurige Loos mancher hungernden Lehrer zu verbeſſern — eben ſo thöricht iſt es aber auch, ſich in der Wahlunterthänigkeit durch ſolche fauſtdicke Schmeicheleien lächerlich zu machen.

und hirnwüthigere gehalten werden — das können wir Dir in pädagogiſchen Zeitſchriften: „Schwarz auf Weiß“ zeigen. Wenn große Geiſter ſich in Irrthum ſtürzen, ſo bleiben ſie immer noch groß, und ſelbſt ihr Irrthum hat das Gepräge der Genialität; wenn aber dumme Kerls ihnen nachrennen, vermeinend, daß eben der Irrthum und nicht der Geiſt ſelber, der auch im Irrthum ein ſchillerndes Farbenſpiel entfaltet, das Große ſei, und wenn dieſe dummen Jungen den Mund voll Aufklärung und Licht, und den Kopf voll rabenſchwarzer Finſterniß und himmelſchreiender Unwiſſenheit haben — dann möchte es einem über ſolchen Jammer das Herz brechen.

Oder lieber Leſer, (denn biſt Du mir bis hieher im Büchlein gefolgt, ſo ſetze ich voraus, daß wir wenigſtens halbwegs gute Freunde geworden ſind, und vertraulich miteinander reden können) — alſo lieber Leſer, iſt es Dir noch nicht begegnet, daß Du mit armen Teufeln zuſammen *gekommen biſt, die ſich* ihre Einbildung aus *ſchlechten Romanen* zuſammen gebettelt haben,

und die allen Ernſtes vermeinten, wenn ſie Dir einige ſaftige Zwiebelblätter aus ſolcher Allerweltsmoral vorlegten — vollen Anſpruch auf Deine Hochachtung zu beſitzen? Und wie iſt Dir in ſolchem Falle geworden? Gewiß ſehr ſchlimm! Du hörſt z. B. Einen ſagen: „Mein Tempel iſt die Natur und mein Altar ſind die blauen Berge"; oder: „Jede Religion iſt Gott angenehm, (auch die der Menſchenfreſſer?) wenn man nur recht handelt" u. ſ. w. Nun iſt aber dieſer Philiſter, der Dir ſo etwas ſagt, nicht vielleicht damit zufrieden, Dir das geſagt zu haben, ſchau ihm nur recht hinein in ſeine blöden Augen, und Du lieſeſt darin das brennende Verlangen nach Deiner Bewunderung, er will von Dir das Lob einer freien Geſinnung, einer geſunden Weltanſchauung und einer geiſtigen Klarheit, der wahre Gott dieſes Mannes iſt die unſterbliche Dummheit, mit der ſelbſt die Götter vergebens kämpfen.

Solche Leute nun wurden zu Möpſelglück auf das Land geſchickt, man machte ihnen früher weiß, daß ihnen alle Univerſitäts-Bildung in Einem

Jahrescurſe in nuce beigebracht ſei, (d. h. der Univerſitäts-Bildung zu Möpſelglück) und davon waren die jungen Leute in kurzer Zeit auch inniger überzeugt, als vom Daſein Gottes; dieſe Ueberzeugung war ihr unbezweifelter Glaube, ihre Religion.

VIII.

Wie es in allen Schichten der Geſellſchaft zu Möpſelglück immer erfreulicher auszuſehen anfängt. Ein Dieb vor dem Criminalgerichte, und ein Criminalrichter vor dem Richterſtuhle der neuen Philoſophie.

Die Univerſität, die Profeſſoren, der Prinz und die Prinzeſſin, kurz Land und Leute zu Möpſelglück waren um einige Jahre älter geworden, das ganze Herzogthum hatte in ſeiner Entwicklungsgeſchichte weit ausgeholte Schritte vorwärts gemacht. Die Statiſtik erlangte einen gewaltigen Umſchwung, die Population war auf eine erfreuliche Weiſe im Zunehmen begriffen; man übte die Tugend um der Tugend willen, und erfreute ſich an der Moral um ihrer ſelbſt willen. Man baute

neue Zuchthäuſer, öffnete den juridiſchen Fakultätsgliedern freudige Ausſichten auf neu zu creirende Criminalrichterſtellen, man brachte das pennſylvaniſche Syſtem der Zellenabſonderung bei Gefängniſſen in Anwendung, um die Spitzbuben zum Nachdenken über die Vortrefflichkeit der Tugend zu zwingen, das Betteln war allenthalben bei ſchwerer Ahndung verboten. Der Luxus zeigte von Wohlſtand, nicht minder die häufiger werdenden Bankrotte, denn wer kein Geld hat, kann keines ausleihen, und wer keinen Credit hat, kann kein Falliment machen. Neue Zeitſchriften belehrten das Volk in den wichtigſten Angelegenheiten des Lebens, man hörte auf allen Spaziergängen franzöſiſch reden, die Familienhäupter ſchauderten in ſich ſelber zuſammen wie vor dem Rachen eines Moloch; wenn ſie am Putzladen einer Modiſtin vorübergehend an das Sündengeld dachten, welches alljährlich um der geliebten Frauen und Töchter willen in den unerſättlichen Schlund geworfen wird, wenn ſie dachten an jene ſchauderhafte Menge von Ablaßpfenningen, welche ſie, um die häusliche Seelenruhe zu

erkaufen, für all' die Schärpen, Krägen, Hüte, Bänder u. ſ. w. in den Opferkaſten legten, um den Toilettenaltar und ſeine Prieſterinen mit würdigen Ornaten zu verſehen. Am Abend tönte Clavierſpiel und Geſang von den Fenſtern herab, vom „Galanthomme" von Wenzels, „Mann von Welt", vom „guten Geſellſchafter wie er ſein ſoll", waren für Möpſelglück allein mehrere Auflagen verbraucht; das Leben war ſo geſellig, daß es Abends keinen Menſchen auf ſeinem Zimmer litt — man floh die häusliche Langweile und begab ſich in einen Cirkel, um vom Regen in die Traufe zu kommen, Zeitſchriften und Theater lieferten den nöthigen Bedarf zur Unterhaltung, wenigſtens Eines von den zwei renomirteſten Journalen mußte in jedem Hauſe aufliegen, entweder die „Gaslaterne" oder die „Sonnenuhr". Wir ſind ſo glücklich einen 15. April von der Sonnenuhr zu beſitzen und theilen das Blatt mit, *um den Leſern von dem Culturzuſtande des Möpſelglücker Bürgerthums eine Vorſtellung beizubringen.*

Die Sonnenuhr.

Zeitſchrift
für
Wiſſenſchaft, Kunſt, Theater, Mode, geſelliges Leben, Literatur und andere Neuigkeiten.

Nro. Redigirt von Dr. Moſes Kneipeles. 105.

Der ſtille See.

Novelle von Betti Riſibiſi.

(Fortſetzung.)

Carlo ſah betrübt hinab in die klare Fluth, in der ſich das blaue Himmelsgewölbe abſpiegelte. Seeroſen wanderten, vom leiſen Abendhauch bewegt, wie traurige Pilger über das Gewäſſer, und zogen wie Schwäne ihre Furchen hinterdrein. Mit Carlos Locken ſpielte die Luft, ſeine Wangen waren glühend heiß, es brannte ihm die Stirne, ſeine Hände hingen ſchlaff wie die Arme einer Trauerweide

nieder — er ſtand da, ein Bild der Unruhe in der Ruhe — aufgeregt im Innern, unbeweglich in der äußern Erſcheinung; hoch ſchlug ſein Herz, es wogte ſeine Bruſt, er fing an die Todten, welche der See bei Stürmen ſeit Jahrhunderten verſchlungen, um ihre tiefen Klippengräber zu beneiden. Der Weltgeiſt flüſterte durch die Bäume, der Weltgeiſt rang in Carlos Buſen. Ja, rief Carlo aus: In deinen Armen, du großer ewiger Geiſt, will ich ruhen; zu deinem Frieden, aus dem mich das Werden emporraffte, will ich wiederkehren! Schon war er im Begriffe ſich über die Marmorbrüſtung des Balkons zu ſchwingen, und das zu ſuchen, was der blöde Träumer — Menſch — den Tod nennt, als er einen Schrei des Entſetzens hinter ſeinem Rücken vernahm, und ſeinen Arm krampfhaft von einer Hand umſchlungen fühlte. Seine Kräfte brachen zuſammen, als

ſein Blick den Augen Beata's begegnete, er konnte nur die Worte ſtammeln: Beata, biſt du es? Und ſie gab zur Antwort: Ja, Carlo, ich bin es, und ein Strom von heißen Thränen quoll über ihre Wangen.

(Fortſetzung folgt.)

Zuruf

an Flora Sabadilla, erſte Tänzerin am Hoftheater zu Möpſelglück.

Sowie der Menſchengeiſt einſt unbewußt,
Die Sterne ſchuf zu ſeiner Himmelsluſt,
Und ſie gedreht in ewig gleichen Gleiſen,
So zeigt in Dir der Weltgeiſt ſeine Macht,
Es wird Dein Fuß zur neuen Sternenpracht,
Seh'n wir um Dich, Du Schöpferin, ihn kreiſen!
Zum Denken gibſt Du neuen Stoff und Regung,
Der Weltgeiſt ſpricht aus jeglicher Bewegung,
Verkörpert iſt in Dir er ganz und gar;

Du Gottesgeiſt, wir knien zu Deinen Füßen,
Den Staub Dir von dem ſeid'nen Schuh zu küßen,
Das macht uns heilig, innig, groß und wahr!
Ja, Flora, wer hört Deine Kaſtagneten
Und ſinkt nicht in den Staub Dich anzubeten?

Fritz Dumerke,
Profeſſor der Kaligraphie an der
Univerſität zu Möpſelglück.*)

---

*) Habe zugleich das Vergnügen meinen Verehrern zum Bewußtſein zu bringen, daß ſo eben eine neue Sendung von Pommer'ſchen und Hamburger'ſchen Gänſekielen ſammt ächt chineſiſchem kornfreiem Schreibtuſch bei mir angelangt iſt. Reflektirende belieben ſich in meinem Bureau, Pomadeplatz 15. anzumelden. Auch die durch meinen Namen berühmt gewordenen und vielfach geſuchten Dumerk'ſchen Stahlfedern können durch mich bezogen werden.

Fritz Dumerke.

Mein letzes Wort an die Gaslaterne, in dem Falsettſtreit der Sängerin Charivarina.

Geehrter Herr Redakteur!

Wir haben zu viel Achtung vor unſern hochgebildeten Leſern, um ihnen mit gleichen Gemeinheiten zu begegnen, wie jene, mit welchen Sie uns in Ihrer Nro. 13 bedient haben. Die vorzüglicheren literariſchen Notabilitäten von Möpſelglück ſollten ſich gegen die ſchändliche, hundsgemeine Ausartung der Preſſe vereinigen. Fortſchritt, Wahrheit, Recht und Wiſſenſchaft wird, wie vor und ehe, auch in Zukunft unſer Ziel bleiben, auf welches wir feſten Schrittes und ſichern Auges, weder rechts noch links ſchauend, losſchreiten werden. Wir wiſſen die Achtung unſers gebildeten Leſekreiſes zu ſchätzen, und wollen die Würde, welche eben aus dieſer Achtung

hervorgeht, bewahrt wiſſen. Licht zu verbreiten iſt unſere Aufgabe — aber Sonnenlicht, nicht Gaslicht. — Das Sonnenlicht iſt nicht zu verkaufen — das Gaslicht iſt für Geld zu haben. Unſer Wahlſpruch wird immer: Ernſte Geſinnung und Gerechtigkeit ſein. Wir ſind überzeugt, daß das hochgeachtete Publikum von gewiſſen Schändlichkeiten überzeugt iſt — und über gewiſſe gemeine Tendenzen längſt den Stab gebrochen hat. **Sapienti sat.**

Dr. Moſes Kneipeles,
Redakteur der Sonnenuhr.

Einladung zur Pränumeration auf die Sonnenuhr.

Motto: Wahrheit, Recht und Ernſt
Nur bei uns Du lernſt.

Wir haben die Ehre — auf den Beginn des neuen Vierteljahres aufmerkſam zu machen. Von künftigem Monat an erſcheint unſere Zeitſchrift in größerem Format, jede Columne bekommt einen Zuwachs von 6 Zeilen, macht beim Blatt 48, in der Woche 336, im Monat 1440 Zeilen. Der erſte Lyriker Deutſchlands, Friedrich Lockenſchüttler, hat ſich unſeren Mitarbeitern angereiht, auch der berühmte Dr. Sternſchneider iſt unſerm Inſtitute gewonnen. Bei den erſten Künſtlern Deutſchlands ſind Holzſchnitte zur Beilage beſtellt. Trotz dieſer bedeutenden Opfer bleibt der Pränumerationspreis derſelbe. Wir hoffen auf das Entgegenkommen von Seite der gebildeten Leſewelt. Die Redaktion.

Unglücksfälle.

In Lauterstadt spielte ein Knabe mit einer Flinte; sie war geladen, ging los, und verletzte seine vierjährige Schwester am Zeigefinger. —

Wieder ein neuer Fingerzeig, wie es gefährlich ist, geladene Flinten in der Wohnung zu haben.

Hi, hi — bis hu, hu!

Herr Specht, ein Mitarbeiter der Gaslaterne, nennt Herrn Flachskopf (auch ein Gaslaternenanzünder), einen der ersten Novellisten Deutschlands. — O weiser Daniel! Hi, hi! —

Der berühmte Flötist Blasius soll sich einem verbürgten Gerüchte nach mit der Tänzerin, Fräulein Springer, vermählen.

Wir ſind begierig, ob ſie nach ſeiner Pfeife tanzen wird. Hu, hu!

Jeſuitica.

Die Gränzſtadt Schwefelsbach paſſirte unlängſt ein Jeſuit. Der Bürgermeiſter, als ein höchſt achtbarer, liberaler, ja ſogar bisweilen radicaler Abgeordneter der Möpſelglücker-Kammer bekannt, — verſprach ſogleich in der nächſten Sitzung eine Klage auf Verletzung der Landesfreiheiten anzubringen. Bei der Nachricht von der Durchpaſſirung mußten an zehn Perſonen, wegen wüthenden Herzklopfens, Aderläſſe applicirt werden. Fünf davon ſind in Todesgefahr — und ſchon vom delirium tremens, ſowie auch ſchäumender Wuth befallen.

Dieſen lobenswerthen Ingrimm verdanken wir den unausgeſetzten Beſtrebungen un-

ſerer Literatur. Und ſo werden denn wieder dem Jeſuitismus fünf Opfer fallen. Wann wird dieſe Seuche einmal aus Deutſchland vertrieben ſein?

Aphorismen eines Denkers.

In der klaren Tiefe des Menſchengeiſtes ſpiegelt ſich das All — er iſt Spiegel und Bild zugleich!

Dr. Moſes Kneipeles.

O große ewige Natur, wie wirſt du mißverſtanden — vergebens predigt deine Weisheit, und die Menſchen hängen am düſtern Wahn. Du gewährſt Freude und Frieden Allen, die dich erfaſſen!

Dr. Moſes Kneipeles.

Feſtige Deine Füße, o Menſch, und ſchreite hinan — keine Uſurpation iſt es,

wenn Du emporſteigſt zum Throne Gottes, denn er iſt Dein Beſitz.

Dr. Moſes Kneipeles.

In der Sonne Lächeln,
In der Blätter Fächeln,
Auf jeglicher Spur,
Bet' ich Dich an, Natur!

Dr. Moſes Kneipeles.

Neueſte Nachricht.

In der letzten Sitzung des Guſtav-Vereins zu Pimpelrode wurden auf Antrag des freiſinnigen Zizilenus 100 fl. für die Reparatur indiſcher Götzenbilder bei Lahore bewilligt, und für die Herſtellung einiger ruinirter Götter Griechenlands abgeſtimmt. Die Feſſeln fallen, und Eins wird das Geſchlecht in Licht und Freiheit.

Verleger: Erhart Knauſer. Redakteur: Dr. Moſes Kneipeles.

O Deutſchland, du glückliches Land, es liegt deine Bildung und deine Zukunft in den reinſten Händen. Die Allgötterei iſt zur Mode geworden, ihre Handgriffe werden in jedem Krämerjournale ausgeführt, ſie iſt die wohlfeilſte Wiſſenſchaft, und wird nur Jenen theuer zu ſtehen kommen, die ſelber noch beigetragen haben, ſie im Volke zu verbreiten. Die Kirchen zu Möpſelglück wurden nur mehr von armen guten Leuten beſucht, welche ſich zum Dank für ihre chriſtliche Geſinnung von jedem Ellenritter auf offener Straſſe verhöhnen, und unter die Naſe lachen ließen. Man braucht zu Möpſelglück für die höheren Stände nur Moral — reine ſublimirte Moral — und dieſe ſollte von nun an vom Hoftheater aus, (der Schule der Bildung und der feinen Sitte) den heilsbedürftigen Möpſelglückern vorgetragen werden. O was für eine tiefe Moral liegt nicht in den Kotzebue'ſchen Stücken, in den neuen franzöſiſchen Vaudevilles, und im neuen deutſchen Luſtſpiel? Wie iſt da die Geſchlechtsliebe ſo herrlich auf den Altar geſtellt und angebetet als höchſte Göttin, und wie

entſchieden werden da die jungen Leute aufgefor-
dert in großmüthiger Geſinnung, Ehe, Treue und
alle Thorheiten des Mittelalters jedem Zug die-
ſer Liebe gehorſamſt zu Füßen zu legen? Wenn
man es ſo recht nimmt, unſere Altvordern ſind
doch, beim Lichte beſehen, recht dumme Teufel ge-
weſen. Ihren Kindern gönnten ſie keine Freude,
und hielten ſie zu hausbackenen Tugenden an, zur
Häuslichkeit und Sparſamkeit, zur Genügſamkeit
und Enthaltſamkeit, und wie die lange Kette die-
ſer verſchiedenen -keiten noch ferner heißt; und
wenn ſo ein Ehepaar ohne Kinder ſtarb, ſo ſtif-
tete es bisweilen Spitäler, Schulen, Mitgifte für
arme tugendhafte Mädchen und ähnliche Narrhei-
ten. Das kommt aber Alles von dem Umſtande
her, weil unſere Herren Großväter nicht wußten,
wo ſie die Abende zubringen ſollten. Da gaben
ſie ſich nun aus langer Weile mit Erbauung ab,
und dachten ans Sterben, und vergaßen dabei
auf's Leben. O dieſe Theaterſtunden, dieſe Abend-
geſellſchaften — das ſind köſtliche Förderungs-
mittel echt geiſtiger Freiheit und wahrer Aufklä-

rung. Der Menſch ſoll eigentlich gar nicht zu ſich kommen. Er ſoll nie über ſich ſelber nachdenken; zu was ſind denn die großen Geiſter in der Welt — und zu was haben dieſe großen Geiſter die verſchiedenartigſten Dinge gedacht — als daß das lebensluſtige Publikum eine Auswahl habe — bei den Modehändlern der Wiſſenſchaft? — Das chriſtliche Sittengeſetz war zu Möpſelgiück, Dank den wiſſenſchaftlichen Modiſten, längſt unter dem Titel: Albernes Pfaffengewäſche, in die Pfanne gehauen; an ſeine Stelle wurde der Anſtand erhoben, die geſellſchaftliche Form verlangte nun despotiſch ihre Geltung, und es galt als die größte Sünde: ſich gegen den guten Ton verſtoſſen. Selbſt zum liederlichſten, gemeinſten Pöbel herab hatte ſich die Religion des äußeren Anſtandes verſtiegen. Auf den Anſchlagzetteln vor den ſchäbigſten Kneipen konnte man mit großen Buchſtaben gedruckt die Worte leſen: „Ohne Frak darf Niemand am Tanze Theil nehmen.“*) Und ein ſolches Geſetz hand-

*) Das erinnert (ohne weitere Anſpielung) ganz an Berlin.

habte man auch mit einer Gewiſſenhaftigkeit, die jedes Opfer zu bringen bereit war. Es geſchah bisweilen, daß ein Frakloſer (ein Mann ohne hochzeitlichem Kleide) aus Kellerkneipen geworfen wurde — bloß wegen der Frakloſigkeit. Und das iſt keine kleine Expedition, einen ſich Wehrenden über die Stiege hinauf ein Drittel zu tragen, ein Drittel zu zerren und ein Drittel zu werfen!

Um aber das Bild der Möpſelglückerzuſtände noch mehr auszuführen, wollen wir eine Begebenheit beſprechen, bei der einige uns ſchon von früherher bekannte Perſönlichkeiten betheiligt ſind.

Profeſſor Aleph erlangte durch ein paar Jahre her einen wirklich piramidalen Ruf. Schüler aus den erſten Ständen drängten ſich von nah und ferne herbei, um ſeine Privatiſſima zu hören. Aleph wäre im Stande geweſen, ein großes Haus zu führen — aber er war zu ſehr Philoſoph, um es zu thun. Sein in kurzer Zeit erworbenes bedeutendes Kapital legte er jetzt im vorgerückten Alter ſicher und zu guten Zinſen an; er ließ ſich durch die beſſeren Umſtände, in die er gekommen

war, nicht zu größeren Verausgabungen bewegen. Selbst Kolem behielt seinen spärlichen Gehalt, nur die Trinkgelder, welche er den Zuhörern zu entlocken wußte, versetzten ihn in die Lage, sich einige Comforts zu verschaffen. Nebenbei hörte Kolem die Collegien seines Herrn, und suchte sich das Wohnhaus des praktischen Lebens — auf den Grundsteinen der gehörten Theorien so viel als möglich bequem und geschmackvoll aufzubauen und einzurichten. Vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte er den moralischen Vorträgen, wir wollen sehen, was er dabei profitirte.

Ein reicher Herr, der an den Vorträgen Alephs ein ganz ausgezeichnetes Behagen fand, honorirte seinen Meister mit einer Rolle von 100 Dukaten. Der reiche Junker legte das Geld unter den verbindlichsten Dankesäußerungen auf ein Fensterbrettlein, an dem er eben im Gespräche mit dem Professor stand. Kolem beobachtete den Vorgang nach althergebrachter Gewohnheit von seinem Vorkämmerchen aus — durch das Schlüsselloch. Nachdem der thatkräftige Verehrer der Wis-

ſenſchaft ſich entfernt hatte, wurde die Rolle geöffnet, wohlgefällig an den rothen Rändern gezählt, und dann in eine Schublade gelegt. Aleph verreiste ſich auf einige Tage. Eines Morgens zeigte ſich, während der Abweſenheit Alephs, an der Außenſeite ſeiner Wohnung ein eingeſchnittenes Fenſter — Spuren einer angelehnten Leiter und dergleichen. Kolem eilte zur Polizei, und meldete was geſchehen, dabei ſogleich bemerkend, daß ſein Herr die Schlüſſel zu ſeinem Zimmer mitgenommen.

Was ſollen wir nun die Diebsgeſchichte lang und breit erzählen? Kolem ſelber war der Dieb — ſein Plan litt an übergroßer Pfiffigkeit und zu kluger Anlegung, die Polizei wurde auf ihn aufmerkſam, das Fenſter trug noch die Spuren von der Bearbeitung eines Diamanten — aber die Spuren waren von innen, nicht von außen ſichtbar; das und mehreres lenkte den gegründeten Verdacht auf Kolem. Die Möglichkeit der Ausflüchte ſchmolz immer mehr zuſammen, er unterlag der Wucht herandringender und Schlag auf Schlag einſtürmender Kreuz- und Quer-Fragen des Rich-

ters und mußte endlich das Geſtändniß ablegen. Kaum war aber das geſchehen — ſo wechſelte Kolem ſeine Rolle, er verwandelte die Beſcheidenheit des Inquiſiten in das barſche Weſen eines Mannes, der nach ſeinen Grundſätzen gehandelt hat — der am Ende aller Ende ſagt: Nun gut, das hab ich gethan, was iſt's mehr? Wer kann mir beweiſen, daß ich Unrecht habe?

Es folge hier zur nähern Beleuchtung ein Theil der

Unterſuchungsakten.

Richter.

Somit iſt der Diebſtahl erwieſen. Die Strafe hiefür nach unſerm Geſetzbuche wird auf Ein Jahr Einſperrung ſich belaufen — und zwar im pennſylvaniſchen Kämmerlein. Er ſieht — wie nach Handhabung der Gerechtigkeit, der böſen That die Strafe folgt, und hat Ein Jahr lang Zeit — über die Vortrefflichkeit der Tugend nachzudenken.

Kolem.

Erlauben Sie, mein Wertheſter — ich halte Sie für einen Mann von Bildung — erlauben Sie mir einige Fragen. Sie haben mir ſchon ſo viele Zeit geſchenkt, daß es Ihnen auf ein paar Minuten nicht mehr ankommen wird. Sie reden da von Tugend, vom Böſen, von Gerechtigkeit — Sie verlangen, ich ſoll Ein Jahr lang darüber nachdenken.

Mit Vergnügen habe ich Sie vergangenes Jahr als eifrigen Zuhörer bei den Vorleſungen des Herrn Aleph geſehen; ich war zehn Jahre lang in ſeinen Dienſten, und habe viele Vorleſungen mit angehört — zudem bin ich nicht auf den Kopf gefallen — es läßt ſich mit mir ein vernünftiges Wort ſprechen — und ich dürſte nach Belehrung.

Richter.

Das Wollen und Leben des Einzelnen ſoll ſich in dem allgemeinen Leben concentriren, und darinen aufgehen, d. h. man ſoll nicht

denken, daß man allein in der Welt ſei — und wenn man das bedacht hat, ſoll man das Geſetz, als den Ausdruck und Willen der Allgemeinheit, anerkennen. Wer das thut, genügt den Forderungen der Sittlichkeit, und wird mit den Staatsprincipien in keine Colliſion kommen.

Kolem.

Gut, hiermit wollen Sie aber doch ſicherlich nicht ausgeſprochen haben, daß ich meine Ueberzeugung einer jeden andern opfern ſoll? Ich kenne Sie als einen Freund der Gewiſſensfreiheit!

Richter.

Er ſoll ſeine Ueberzeugung nicht jeder andern opfern — aber nur ſoll Er ſeine ſubjective Ueberzeugung der allgemeinen zum Opfer bringen.

Kolem.

Ich habe die ſubjective Ueberzeugung, daß ich Geld brauche (wie ich's bekomme, das bleibt ſich gleich) — mein Herr aber, und meinetwegen

auch das Allgemeine hat die Ueberzeugung, daß ich kein Geld brauche — wer unterſcheidet nun, wo die rechte Ueberzeugung iſt? Halten Sie mich für ſo charakterlos, daß ich nicht Alles anwenden werde, um meine Ueberzeugung durchzuſetzen, und zum Beſitze des Geldes zu gelangen? Sie müßten mich im Grund der Seele verachten, wenn ich je ſo ſchwanken könnte!

Richter.

Indem Er aber ſeine ſogenannte Ueberzeugung durchſetzt, verfolgt Er ſein eigenes beſonderes Intereſſe und Wohl in dieſer ſeiner Beſonderheit; eben dieſe Beſonderheit aber ſetzt ſich dem allgemeinen Guten entgegen, und wird ſo zum Böſen, während Jener, der ſich das allgemein Gute zum Zwecke macht, nach Tugend ſtrebt. Das allgemeine Gute aber iſt ausgeprägt in Sitte und Geſetz; nun aber hat Er durch das Stehlen ſowohl der Sitte als auch dem Geſetze entgegen gehandelt, und iſt ſomit in die verbeſſernde Hand des Staates gefallen.

Kolem.

Das iſt ein trauriger Fall — erlauben Sie mir einen Einwurf. Warum ſoll denn ich mit meiner innern moraliſchen Ueberzeugung von Gut und Böſe, von Recht und Unrecht mich gerade mit Sitte und Geſetz desjenigen Staates begnügen, in welchem ich lebe? Nach meiner Anſicht iſt die vollkommenſte Staatsform, Freiheit und Gleichheit d. i. Communismus. Ich habe alſo mit meiner That — die heroiſch geworden iſt durch den tragiſchen Ausgang des Erwiſchtwerdens und Eingeſperrtwerdens — ich habe alſo durch dieſe meine That nur die vollkommenſte Staatsform in allgemeiner Güterausgleichung angeſtrebt; was kann ich nun dafür, wenn der Staat, in welchem ich lebe, noch in der größten Unvollkommenheit ſich befindet, wenn er noch im Werden und Entwickeln begriffen iſt, und noch ſo ſehr auf der Stufe der kindlichen Vorſtellung ſteht, daß er das thatſächliche Erkennen meiner Menſchen-

entſchieden werden da die jungen Leute aufgefordert in großmüthiger Geſinnung, Ehe, Treue und alle Thorheiten des Mittelalters jedem Zug dieſer Liebe gehorſamſt zu Füßen zu legen? Wenn man es ſo recht nimmt, unſere Altvordern ſind doch, beim Lichte beſehen, recht dumme Teufel geweſen. Ihren Kindern gönnten ſie keine Freude, und hielten ſie zu hausbackenen Tugenden an, zur Häuslichkeit und Sparſamkeit, zur Genügſamkeit und Enthaltſamkeit, und wie die lange Kette dieſer verſchiedenen -keiten noch ferner heißt; und wenn ſo ein Ehepaar ohne Kinder ſtarb, ſo ſtiftete es bisweilen Spitäler, Schulen, Mitgifte für arme tugendhafte Mädchen und ähnliche Narrheiten. Das kommt aber Alles von dem Umſtande her, weil unſere Herren Großväter nicht wußten, wo ſie die Abende zubringen ſollten. Da gaben ſie ſich nun aus langer Weile mit Erbauung ab, und dachten ans Sterben, und vergaßen dabei auf's Leben. O dieſe Theaterſtunden, dieſe Abendgeſellſchaften — das ſind köſtliche Förderungsmittel echt geiſtiger Freiheit und wahrer Aufklä-

rung. Der Menſch ſoll eigentlich gar nicht zu ſich kommen. Er ſoll nie über ſich ſelber nachdenken; zu was ſind denn die großen Geiſter in der Welt — und zu was haben dieſe großen Geiſter die verſchiedenartigſten Dinge gedacht — als daß das lebensluſtige Publikum eine Auswahl habe — bei den Modehändlern der Wiſſenſchaft? — Das chriſtliche Sittengeſetz war zu Möpſelgiück, Dank den wiſſenſchaftlichen Modiſten, längſt unter dem Titel: Albernes Pfaffengewäſche, in die Pfanne gehauen; an ſeine Stelle wurde der Anſtand erhoben, die geſellſchaftliche Form verlangte nun despotiſch ihre Geltung, und es galt als die größte Sünde: ſich gegen den guten Ton verſtoſſen. Selbſt zum liederlichſten, gemeinſten Pöbel herab hatte ſich die Religion des äußeren Anſtandes verſtiegen. Auf den Anſchlagzetteln vor den ſchäbigſten Kneipen konnte man mit großen Buchſtaben gedruckt die Worte leſen: „Ohne Frak darf Niemand am Tanze Theil nehmen.“*) Und ein ſolches Geſetz hand-

*) Das erinnert (ohne weitere Anſpielung) ganz an Berlin.

Urtheil, ſein Raiſoniren und Reflektiren zu erſticken, und ihn ſelber in den letzten Grund der ſittlichen Subſtanz in den Kerker zu verſenken. Er lerne es nachdenkend erkennen, wie das Individuum ſeine ſubjektive Freiheit nur benützen dürfe, um das Sittliche zu ihrem Inhalt zu machen, und zwar nicht aus dem höchſt precären und umſtößlichen Grunde, weil eben dieſe ſubjective Freiheit das Sittliche für recht und gut hält, ſondern darum, weil es objectiv Geſetz und Sitte iſt!*) Punktum!

Kolem.

Wenn Sie vielleicht auch noch Streuſand brauchen, nehmen Sie gefälligſt meinen Kopf, ich habe beide Augen voll! Sie ſind ein mächtiger Mann, Sie können mit Ihrer Moral ſo viele moraliſch machen, ſo viel Sie haben, und auf ſo lange, ſo lange Sie dieſelben haben.

*) Das iſt wie bekannt: der letzte Grund der modernen Philoſophie, um den Menſchen zur Moral zu bringen.

Richter.

Wie? hat denn der Kerl gar kein religiöſes Gefühl,*) welches in ihm die Liebe zu dem ſittlich Schönen und Guten erzeugen könnte; hat Er keinen Funken von Liebe zu Gott in ſeinem Herzen?

Kolem.

Armer Mann! wenn Ihnen dieſe zuletzt geſprochenen Worte nicht die blutige Angſt ausgepreßt hat, wenn dieſe Worte nicht Folgen ſind, einer Colliſion, in welche Sie Ihre amtliche Stellung in einem unvollendeten verkehrten Staate, mit den nothwendigen Conſequenzen der neueſten Wiſſenſchaft gebracht hat, oder kurz, wenn Ihnen Ihre letzten Worte vom Herzen gegangen ſind, dann iſt Schade um jede Stunde, die Sie bei Aleph in ſeinen Privatvorleſungen zugebracht haben; dann, armer Mann, bedauere

*) Der Richter wird in der Verzweiflung ein Jünger Schleiermachers, und ſucht von Seite des Gefühls zu operiren.

ich Sie, weil Sie noch auf dem niedrigſten Moment des religiöſen Bewußtſeins ſtehen, weil Sie noch der ſogenannten geoffenbarten Religion zugethan ſind, weil Sie noch den erbärmlichen Standpunkt der Vorſtellung und endlichen Reflexion einnehmen, und weil demnach das reine Wiſſen des abſoluten Geiſtes bei Ihnen noch nicht zum Durchbruch gekommen iſt! Wiſſen Sie nicht, daß die Natur eine Entäußerung Gottes iſt, und der Geiſt dasjenige Moment, wo Gott aus ſeinem Andersſein in ſich zurückkehrt? dieſer Spaziergang Gottes in ſein Andersſein dauerte durch Jahrtauſende — erſt unſerer Zeit war es aufbehalten, ihn ſich ſelbſt wieder finden zu laſſen; ja, mein Wiſſen von Gott, iſt ein Wiſſen Gottes von ſich; hier ſtehe ich vor Ihnen, groß in meinem Gottesbewußtſein, hier ſtehe ich vor Ihnen, ſie begrabend und zermalmend unter den, mit Lawinendonner daherrollenden Felſenſteinen der Wiſſenſchaft, und Sie wollen einen Mann, wie ich, wegen lumpiger hundert Dukaten einſperren laſſen? Pfui, ſchämen Sie ſich!

Ich verlange von Ihnen Freiheit im Namen der Wiſſenſchaft!

Richter.

(Will nach der Glocke greifen, um dem Gefangenwärter zu klingeln.)

Kolem.

(Nimmt kaltblütig das Glöcklein vom Tiſche und fährt fort:) Klingeln? ſonſt können Sie nichts? Das iſt Euere Wiſſenſchaft ihr beſtäubten, ſchäbigen Philiſter — wenn Ihr das Wiſſen lebendig werden ſehet im Leben, dann zeigt es ſich erſt, daß Euer Geplauder nichts war, als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle! Ich handle und rede, und Sie klingeln in Ihrer Todesangſt! — Sie wiſſen meinen Donnerworten nichts entgegenzuſetzen als Glockengeläute; nun wohlan, ſo will ich auch im Dulden meine Größe zeigen — ich gehe als ein leidender Gott im neueſten Götterbewußtſein, wie wir es erſt vom Herrn Feuerbach bekommen haben — und ſage meine früheren Worte noch verbeſſernd:

Das Wiſſen des Menſchen von Gott iſt ein Wiſſen des Menſchen von ſich! Sie wollten zuvor, ich ſoll einen Eid ſchwören; Sie werden aber begreifen, daß ich auf dem Standpunkte meiner wiſſenſchaftlichen Bildung die Eidesformel, welche hier zu Lande aus den geiſtigen Torturkammern des Mittelalters übergeblieben iſt, durchaus nicht brauchen kann; der Eid der Zukunft darf nimmer in den ſinnloſen Worten beſtehen: „So wahr mir Gott helfe!“ Er muß lauten: „**So wahr ich mir ſelber helfe!**“ Und in dieſen Worten liegt ſchlagende Wahrheit, denn darauf können Sie ſich mit vollkommener Gewißheit verlaſſen, daß Jeder, ſo viel er nur kann, ſich ſelber helfen wird. Kann ich mir aber auch für den Augenblick nicht helfen, ſo wird mein Götterbewußtſein mich auch in dem pennſylvaniſchen Hundeloch nicht verlaſſen, das Sie mir anzuweiſen belieben. Armſeliger Dialektiker, daß Sie ein Recht über mich haben, können Sie durch nichts anders beweiſen, als durch ellenlange

Ketten und durch klafterdicke Mauern! Sie ſind in der That ein geiſtreicher Mann!

Richter.

Ich muß ihm ſagen, ſeine Sophiſterei ergötzt mich, und dieß Ergötzen iſt auch der einzige Grund, aus dem ich ihn ſo geduldig anhöre!

Kolem.

Sophiſterei? — Ei! So lange Ihr die neue Philoſophie brauchen könnet, um Euer ſogenanntes Gewiſſen wegen Beſtechungen, Unterdrückungen und anderen derlei Künſten des Friedens zum Schweigen zu bringen — ſo lange ſeid Ihr Verehrer und Anhänger derſelben, wenn ſich aber die ſogenannten armen Teufel der nämlichen Grundſätze befleißen, und ſelbe folgerichtig mit dem Wort verfechten — dann wäre das: Sophiſterei. Herr Richter, ich fordere Sie auf, betreffs mir mit Aleph zu reden; ich laſſe ihm ſagen: ich habe ein Tagebuch — ein ganz genaues Tagebuch — ja ich kann ſagen, ein Tag- und Nachtbuch ge-

führt durch die zehn Jahre, welche ich in seinem Dienste zubrachte; dasselbige Tagebuch hat ein Freund von mir — und wenn ich innerhalb sechs Wochen nicht aus dem Loch heraußen bin, so wird es gedruckt; mag dann kommen was wolle, diese hundert Dukaten ist mir Aleph in der Löhnung schuldig gewesen, laß ich ihm sagen! Und seine Ansichten über Politik, laß ich ihm sagen, sind, wie Sie selber gut wissen, in den Privatvorlesungen ganz anders als in den Collegienheften, und ferner laß ich ihm sagen, es ist nicht gut, ein Genie zu einem Bedienten zu haben! (Klingelt und stellt die Glocke schnell auf den Tisch.)

(Der Gefangenwärter erscheint und führt ihn ab, der Richter sitzt verdutzt, und reibt sich die Augen als wie im Schlafwachen oder nach Schwefeläther betäubung.)

(Ende des Verhörs.)

Das ist die Stellung der auf die neuen Theorien gebauten Staatsgewalt gegenüber den Spitzbuben — die man

gelehrt hat, ſich für ehrliche Leute zu halten.

Für ſolche Leute läßt ſich nur durch Einen logiſchen Schluß etwas beweiſen, das iſt der Kettenſchluß, ſie werden mit ihrer Philoſophie nur noch in Ein Lehrgebäude eingehen, das iſt das Gefängniß, und man wird ſie nur dann zu einer höheren Anſicht vom Menſchenleben bringen können, wenn man ſie an den Galgen hängt.

In dem Augenblicke aber, wo eine Gewalt aufhört, ſich als eine von Gott gegebene zu wiſſen, und als ſolche zu handeln, in demſelben Augenblicke hält ſie keinen Stand mehr vor den Sophismen des Wortes, und bricht endlich zuſammen durch den Sophismus der That, und ſein Name iſt: Revolution.

Uebrigens erkannte man Kolems Diebſtahl für ein kleines Mißverſtändniß, und Kolem wurde mit einer freundſchaftlichen Rüge, von Seite des Richters, entlaſſen.

IX.

Wie Kolem zur Belohnung ſeiner Verdienſte geheimer Finanzrath wird, und auf dieſe Weiſe das Verhör geheim bleibt.

Damit war aber Kolem lange nicht zufrieden. Die Macht ſeiner Wiſſenſchaft, gegenüber einem Geſetze, das mit dem Verluſte der von Gott gegebenen Macht ohnmächtig zuſammenbrach, mußte ihm bei den letzten Vorgängen erſt recht klar einleuchten. Ihm war durch ſeine Stellung bei Aleph, und dadurch, daß man ihn für einen ganz gewöhnlichen guten und ſpaſſigen Kauz hielt, der Einblick in die Couliſſen vieler Begebenheiten zu Möpſelglück geworden, und man ſah erſt jetzt, daß es nur von ſeinem Willen abhing, eine Menge von wohlbeſtellten Leuten arg zu kompromittiren; kurz Kolem war ein ſolcher geworden, von dem man, ſo er ſich auch unliebſame Dinge zu Schulden kommen läßt, gewöhnlich zu ſagen pflegt: „Aber — man kann ja doch den Kerl nicht fallen laſſen!“

O man ließe da Manchen fallen, aber man kann nicht! Das iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortwuchernd Böſes muß gebären! ——— Es dauerte kaum Ein Jahr, ſo ſaß Kolem auf dem außerordentlichen Lehrſtuhl der Staatsökonomie zu Möpſelglück, und bekam den Titel: Finanzrath. Als das Gerücht von dieſer Titelverleihung ſich verbreitete — erhob ſich manche Einſprache dagegen, man bemerkte: Es ſei doch gar zu arg, einen Menſchen, der noch vor Einem Jahre Lakai war, der ſchon vor dem Criminalgerichte geſtanden, eines Diebſtahles bezüchtiget, einen ſolchen Menſchen zum Finanzrath machen! Es fanden ſich aber wieder andere Stimmen, und die waren der Meinung, Kolem ſei Sekretär bei Aleph geweſen, Aleph habe ihn nur bisweilen zu niederen Dienſtverrichtungen mißbraucht, und von wegen dem Criminale laufe der ganze Verdacht auf ein Mißverſtändniß hinaus, es liege bei Gericht nichts Schriftliches gegen ihn vor. — Man darf nur über einen Menſchen in Umlauf bringen: es ſtehe ihm irgend eine Ehre — eine Beförderung, eine

Standeserhöhung bevor, und augenblicklich wird eine Menge seiner Bekannten zu seinen Feinden, und alle seine Feinde zu den scharfsichtigsten Geschichtsforschern, die seinen Lebenslauf mit einem solchen Fleiße, mit einer so unermüdlichen Thätigkeit durchgrübeln, daß sich das geschichtliche Substrat noch Glück wünschen darf, wenn die Geschichte nicht in Poesie umschlägt — und wenn zu dem Geschehenen nicht noch Erfundenes hinzugefügt wird. — Daß aber eine solche Geschichte gewiß keine Lobhudelei wird, dafür bürgt die kurze Einleitung, welche gewöhnlich lautet: „O hören Sie, ich sage Ihnen, von dem und dem könnte man ein ganzes Buch schreiben!“

Und sonderbar, gerade ein Mensch, der üble Nachrede verdient hat, der hilft sich noch am ehesten durch all die Verhaue und spanischen Reiter, welche ihm seine spürnasigen Biographen in den Weg werfen — denn er ist auf derlei Hindernisse und Hemmungen wohl gefaßt — und weiß bei Zeiten alle ihm zu Gebote stehenden Gegenminen springen zu lassen, während der Ehr-

liche, der ſich keiner Schuld bewußt iſt — im Troſte ſeines ruhigen Bewußtſeins — das Gerede der Leute nicht achtet — bis ihm oft erſt zu ſpät die Augen aufgehen, wenn ſeine gerechten Hoffnungen und Anſprüche ſchon fehlgeſchlagen ſind.

Kolem war in der blendenden Alletags-Dialektik — in der Großſprecherei weit vorwärts geſchritten, man traute ſeinen Talenten die wichtigſten ökonomiſchen Entſcheidungen an, er malte das künftige ſociale Leben zu Möpſelglück himmelblau, wenn er auch ſchon ſchwarze Wetterwolken ringsum heraufſteigen ſah. Er beförderte das Maſchinen- und Fabrikenweſen, und in zwei Jahren wies ſich eine Erſparniß von 40,000 Arbeitern aus; die Artikel, welche nun in Fabriken angefertigt wurden, waren um 100 Prozent wohlfeiler als vor zwei Jahren; dafür hatten die entlaſſenen Arbeiter kein Brod zu eſſen, und die Arbeiter, welche noch in Fabriken verwendet wurden, waren in Folge der unvermeidlichen Handels- und Geldkriſen in der täglichen Furcht — eines ſchönen Morgens die Fabrike geſchloſſen, den

Brodbaum umgehauen, und ſich aus ihrem induſtriellen Zuchthaus entlaſſen zu ſehen, das ihnen wenigſtens noch die tägliche Nahrung dargeboten. Um Wohlfeilheit der Lebensbedürfniſſe zu erzielen, wurde die unbeſchränkteſte Concurrenz eingeführt — man kaufte natürlich viele Dinge wohlfeiler ein, und von Seite der Einkäufer gab es Jubel über dieſe Freiheit im Handel und Wandel, und doch war durch dieſe Freiheit nur dem Stärkeren Gelegenheit dargeboten, den Schwächern ohne Hinderniß auszubeuten. Durch dieſe Concurrenz wurde nichts weniger als eine edle Nacheiferung erzielt, ſondern vielmehr ein Krieg auf Leben und Tod eröffnet. Denn das Ziel der Induſtrie iſt Geld — und im Streben nach dieſem Ziele theilen ſich die Wetteiferer in Gewinnende und in Verlierende, in Ausbeuter und Ausgebeutete.

In der Zeitungshalle zu Möpſelglück machte eines Tages ein Artikel ziemlich viel Aufſehen; Profeſſor Beth wurde als Verfaſſer desſelben angegeben. Der Aufſatz brachte die Staatsökonomie zu Möpſelglück mit einigen andern auftauchenden

Erſcheinungen in Verbindung. Wir wollen einen kleinen Auszug hier wiedergeben:

„Weg mit aller Kleinigkeitskrämerei!“ dieß unſer Loſungswort für die Zukunft! Die große Dreſchmaſchine: Induſtrie kommt dreiarmig mit Kapitalien, Maſchinen und Spekulationen auf die armen Teufel, welche bisher mit kleinen Geldmitteln ihr Geſchäft betrieben — im luſtigen dreiviertel Takte herangeflegelt, und ſchlägt den blöden Philiſtern die erübrigten paar Kreuzer aus dem Sack heraus, wie Waizenkörnlein aus den Aehrenhülſen; dann wird der Gewinn ſäuberlich in große Haufen zuſammengefegt und hoch aufgeſchaufelt — iſt darnach das Kapital, wie Eiſenfeilſpäne an einen Magnet, an Aktiengeſellſchaften herangeflogen, ſo werden die Ausgeſäckelten, denen die Weltſubſtanz abhanden gekommen, zu Proletariern, d. h. zu Leuten mit leerem Sack und leerem Magen und leerem Herzen, denn es iſt ihnen ja auch alle Hoffnung auf die Zukunft herausgeriſſen, und die Wunder des Evangeliums, welche ſie als Aufgeklärte lange hinter ſich haben, mußten den Wun-

dern der Induſtrie weichen, die ihnen auf dem Sinnenwege des Hungers höchſt begreiflich und fühlbar entgegenkommen. Dieſe Induſtrie-Wunder ſind nun wohl ganz augenſcheinlich — und doch, doch werden die Proletarier, welche im Zweifeln ſchon einmal d'rin ſind, ſelbe abzuſtreiten ſuchen. Oder meint ihr nicht, ihr lieben Genoſſen im Zeitgeiſt und Fortſchritt, daß dieſes Volk, welches ihr gelehrt habt, die Wunder des Evangeliums zu verſpotten, auch gar bald die Wunder der Induſtrie lächerlich machen wird? Meint ihr, daß euch dieſes Volk, das ihr gelehrt habt, an der wunderbaren Brodvermehrung in der Wüſte zu zweifeln, nun an dieſe wunderbare Brodverminderung der Induſtrie glauben wird? Meint ihr, daß es die wunderbare Thatſache des Hungers ſtehen laſſen, und ſelbe nicht auf kritiſchem Wege aufheben wird? Meint ihr, daß dieß dumme Volk, das ihr mit euern neuen Lehren in die Wüſte der Verzweiflung geführt habt, um, ſtatt es wunderbar zu ſpeiſen, es wunderbar hungern zu laſſen, ſich mit einigen

faulen Fischlein von Humanität, Moral, Eigenthumsrecht u. dgl. abfüttern lassen, und dann ruhig seine Wege nach Hause gehen wird? Oder meint ihr die Polizei mit ihren angefaulten Rohrstäben wird dem hereinbrausenden Strome, einen wunderbar verflochtenen und verzweigten Damm entgegensetzen, oder meint ihr, euere zum Himmel gethürmten Aktenstöße seien die feste Burg, hinter deren Brüstungen sich der Zug der hungernden Heuschrecken, der neuen Landplage, gemächlich abwarten läßt? Oder meint ihr — — — —

„Und wenn ihr das Alles meint, so ist euch recht vom Herzen zu gratuliren, dieweil ihr noch einige Zeit die Güter dieser Erde im süßen Frieden genießen könnt!"

Schon am künftigen Tage war im selben Blatte eine höhnische Replik von Kolem zu lesen — sie lautete:

„Wer sollte es denken, daß in unserm erleuchteten Lande, im Lande der Intelligenz und des Fortschrittes, im Lande der glorreichen Zukunft,

im Lande, das ſich alle Regierungen zum Muſter nehmen ſollten, noch Jeſuiten ihre Tiraden auszuſprechen, ihre Netze und Angeln auszuwerfen wagen? Von wem anders, als von einem Jeſuiten kann der geſtrige Aufſatz im Gelehrtenmagazine herkommen? Daß dieſer Mann ein Jeſuit ſein muß, iſt conſtatirt. Er redet von den Wundern des Evangeliums, und möchte, hört es wohl, nicht nur den geiſtigen Fortſchritt der Intelligenz hemmen, nein, er will auch die Induſtrie in ihrem raſchen Strömen aufhalten, er will die Naturwiſſenſchaften zurücktreiben, er iſt totaler Feind alles Lichtes und Lebens, vollkommener Obſcurant. Das müſſen wir in Möpſelglück erleben, im glorreichen Schatten einer lichtvollen hochherzigen Regierung — das müſſen wir uns mitten am Feuerherde der Intelligenz unter die Naſe ſagen laſſen! Wirklich niederträchtig! Sollen wir vielleicht um dieſer kleinen ſocialen Betteleien willen unſere großen Eroberungen in der Wiſſenſchaft aufgeben? Sollen wir uns vielleicht mit Zunder und Feuerſtein und Stahl Licht machen, daß die Feuerſtein-

händler und Stahlarbeiter nichts an ihrem Einkommen verlieren? Oder ſollen wir den Poſtherren und Poſtknechten, den Wirthen, Fleiſchern und Bäckern zu Liebe in einem engen Kaſten Wochen lang Staub, Hitze, Sottiſen und Miſere ausſtehen, wenn wir denſelben Weg in Einem Tage auf eiſernen Schienen dahinrollen können? und alles das, um vielleicht das Jeſuitenthum zu fördern, und um die evangeliſche Dunkelheit unbeleuchtet zu laſſen?"

So weit die anonyme Replik des Finanzrathes. Iſt aber in Journalen nur erſt ein Feuer angeſchürt, dann wird man es ſobald nicht dämpfen können. Schon der nächſte Tag brachte von Beth in demſelben Blatte eine Erwiederung auf die Replik.

„Wir wollen durchaus keine Feinde der Wiſſenſchaften, der Erfindungen und des Fortſchrittes ſein — nur was den letztern anbelangt, wollen wir wiſſen, wohin wir eigentlich ſchreiten. Daß die wichtigen Erfindungen unſers Jahr-

hunderts eine bedeutende Umgeſtaltung in vielen ſocialen Verhältniſſen herbeiführen müſſen, iſt uns bekannt, und wir haben nichts entgegen; — aber der Jammer, der auf der Geſellſchaft liegt, das, wie eine Rieſenſchlange um manche Staatskörper ſich hungernd dehnende Proletariat, überhaupt die jetzige verfehlte kliniſche Behandlung des kranken Armenteufelthums, das ſich nun einmal aus dem Weltſpitale nicht hinauswerfen läßt, alles das halten wir für keine nothwendigen Folgen der Erfindungen, und des wiſſenſchaftlichen Umſchwunges u. ſ. w., das ſind Uebel, die ihre Quelle anderswo haben! Eben ſo wenig aber hegen wir auch den Aberglauben, daß ein politiſches oder ſociales Eldorado im Stande ſein wird, dieß Uebel von der Erde zu tilgen; keine Verfaſſungsform, keine zweckmäßige Vertheilung der Arbeit, keine Frauenemancipation u. ſ. w. wird da etwas ausrichten; die Fortſchritte der Cultur werden die Menſchheit eben ſo wenig vom Uebel befreien, als ſie ihr das Heil bringen. Sie müſſen im Gegentheil, wo ſie ausſchließlich zum Lebensziele gemacht

werden, immer noch mehr Egoismus und Jammer über die Menschheit heraufbeschwören."

„Der eiserne Egoismus des Besitzenden hat kein Christenthum — keine Gemeinschaft mit dem Armen; der Arme sieht ihn nicht mit sich vor demselben Gotte knien; er sieht kein Opfer, das aus Liebe zu Gott für ihn gebracht wird; er sieht keinen Glauben an das Jenseits und an das Gericht. — Von den Höhen der modernen heidnischen Wissenschaft sikert die Nutzanwendung und Praxis in die Niederungen des reichen und armen Pöbels herab — aber die Sclaven der Industrie sind nicht gesonnen, wie die alten heidnischen Sclaven, sich als Basis der neuen Verhältnisse verwenden zu lassen. Eben so wie der reiche Pöbel seinen Gelüsten freien Zügel läßt, ebenso zügellos wird der Neid des armen Pöbels, Haß steht dem Haß, Verzweiflung der Verzweiflung, (denn der Genuß des neuen reichen Heidenthums hat doch ebenso seine Verzweiflung, wie das Entbehren des armen) Unchristenthum steht dem Unchristenthume, Un-

glaube dem Unglauben gegenüber, und das iſt der ſociale Kampf der Gegenwart!“

Der Streit hätte vielleicht noch länger fortgedauert — aber es wurde ihm höhern Ortes her Einhalt gethan — dieweil Gegenſtände zum Vorſchein kamen, die bei dem fröſtelnden Eckel, welchen man vor der Wahrheit hat, nicht gerne angehört werden.

X.

Gelehrter Brief an Chelidonia. Heiligſprechung der Thiere. Erfinder eines Kinderparadieſes — Morgenröthen des anbrechenden Tages.

Als wir die letzten Briefe von Achilles und Blanda, Bianor und Chelidonia laſen, waren ſie noch Kinder — jetzt ſind ſie Jünglinge und Jungfrauen. Das innige Verhältniß, in dem dieſe vier früher zu einander geſtanden, hat nicht aufgehört. Achilles, ein Prinz, mit den beſten Anlagen, iſt nun ſchon einige Jahre von Lehrern aller Art

maltraitirt worden; darunter ſpielten Aleph und Gimmel die Hauptrollen; denn ihnen waren die vorzüglichſten geiſtigen Bildungselemente: Religion und Philoſophie anvertraut. Beth wurde bald aus der Prinzenſchule entfernt — denn er war zu entſchieden chriſtlich, und das machte ihn unangenehm; man fürchtete, der Prinz könnte durch ihn melancholiſcher Geſinnung werden, und die liebenswürdige Frivolität, welche man bisher am Hofe zu Möpſelglück in vollem Athem zu erhalten ſuchte, ſtünde hiermit in Gefahr abzuſterben und zum Teufel zu gehen. Beth war zwar durchaus kein Kopfhänger, er war im Gegentheil ein heiterer Mann, aber ſeine Principien rochen verdammt nach Jeſuitismus; er erlaubte ſich ſogar dem Prinzen zu ſagen: „Ein Fürſt ſoll das Muſterbild der Sittlichkeit ſein, er habe eine ſtrenge Verantwortung vor Gott“ — und was dergleichen Herzensbeängſtigungen und Seelenſchreckereien mehr ſind. Wenn andere Lehrer ſagten: „Ein Fürſt könne trotz gewiſſen Schwächen groß ſein, und um ſein Privatleben habe ſich Niemand zu küm-

mern; ſeine Beluſtigungen nach den ſchweren Regierungsſorgen müſſen ihm unangetaſtet bleiben, ſein Privatleben ſei keiner Rede werth; ſein öffentliches Leben aber das Ziel, in dem er nach Größe ſtreben ſoll" — ſo erlaubte ſich Beth aufrühreriſcher Weiſe dagegen zu bemerken: „Er kenne da gar keinen Unterſchied zwiſchen Privatleben und öffentlichem Leben, bei einem Fürſten ſei Alles öffentliches Leben, und ein hochſtehender Herr ſoll ſich ja nicht einbilden, es bleibe das abgeſchloſſen, was immer innerhalb vier Wänden geſchehen mag, denn es wird unerbittlich von allen vier Winden in alle vier Weltgegenden getragen; und die ſcandalöſe Chronik eines Hofes ſei das geleſenſte, ſchmutzigſte und am meiſten verbreitete Volksbuch, es werde in allen Kneipen des ganzen Landes mit Rand- und Schandgloſſen verziert aufgelegt, und ſei eben nicht geeignet, einen großen Herren beim Volke abſonderlich beliebt zu machen!"

Aleph wendete nach dieſen Vorgängen natürlich ſeinen ganzen Einfluß an, um Beth aus der

Prinzenſchule ſo bald als möglich hinauszubeißen. Anders geſtaltet ſich das Urtheil über Gimmel. Wir haben von Gimmel bisher noch wenig geſprochen — und wollen das wenige, was ſich zu ſeiner Charakteriſtik ſagen läßt, in einige Worte zuſammenfaſſen. In Gimmel vereinigte ſich eine zuſammengepreßte Maße, eine wahre Quinteſſenz von Jammer und Erbärmlichkeit des Jahrhunderts. Wenn man hätte annehmen können, ſeine Handlungsweiſe gehe aus Grundſätzen hervor, ſo wären dieſe Grundſätze gewiß die lumpigſten von der Welt geweſen. Er war ein ſogenannter Freund der goldenen Mittelſtraſſe — in Dingen, wo gar keine Mittelſtraſſe iſt. Er glich dem Manne, der auf die Frage, ob es einen Gott gibt, oder ob es keinen gibt — antwortete: Er ſei des Dafürhaltens, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Gimmel war radikal mit dem Beiſatz: aber nur nicht zu arg; er war religiös mit dem Beiſatz: nur nicht zu extrem; er liebte das conſervative Element, aber nur nicht zu aufrichtig; kurz er war einer von

den lächelnden und lächerlichen, abſchmeckenden und abgeſchmackten Kerls, von denen Befangene meinen, man könne ſie überall brauchen — während ſie in der That nirgends zu etwas taugen. Er war ein Mann des ruhigen Zuſehens, ein Mann des Abwartens, ob ſich die Umſtände zu ſeinem eigenen Vortheile geſtalten. Er hätte ſelbſt einer vollkommen erkannten Wahrheit kein Zeugniß gegeben, wenn in ihm die Befürchtung entſtanden wäre, dieß Zeugniß könne je zu ſeinem Nachtheil ausſchlagen. Wie ſeine Weltanſichten aller Welt ein Geheimniß blieben, ſo waren ſie auch für ihn ſelber das größte Geheimniß, denn er wußte am wenigſten, wie er daran war. Sein Vortheil ging ihm über Alles; das war ſein Lebensprincip. Er that, als ob er ein großer Verehrer der heiligen Schrift wäre; er verehrte ſie aber nur, um des Satzes willen: „Man ſoll Allen Alles werden," und dieſen legte er natürlich zu ſeinem Vortheile aus. Inſofern er ſich immer nach dem Winde drehte, hätte er hie und da ſogar eine hohe kirchliche Stellung

verdient — und zwar die: eines Wetterhahns auf einem Kirchendache. Von den vier Haupttugenden wählte ſich Gimmel nur die Klugheit aus; die ärmſte, ſie wird, wo ſie allein ſteht, immer zur eigenen Karikatur, und ſchlägt in ordinäre Liſt und Pfiffigkeit um. Gimmel war überall ein wähliger Mann. Von den ſieben Gaben des heiligen Geiſtes, horchte er nur auf die Gabe des Rathes. Natürlich mußte ein ſolcher Rath kein gewöhnlicher, ſondern wenigſtens ein wirklicher Hof- oder Geheimrath ſein — dann bog ſich aber auch Gimmel ſelbſt nur vor dem Hauche eines ſolchen Rathes zuſammen, wie ein Bildchen auf einer Hauſenblaſe, wenn man es anhaucht, oder auf die flache Hand legt. Und wie wußte dieſer Mann ſalbungsvoll von Liebe und Humanität zu ſprechen — und wie legte er dem Bekenntniß die weiteſte ausgedehnteſte Baſis — alle Religionen waren ihm gleichgültige Offenbarungen des göttlichen Weſens; er gab vor, die Menſchen jedweder Anſicht mit gleicher Liebe zu lieben, nur vor den Menſchenfreſſern fürchtete er

ſich, doch ſelbſt dieſes ohne Grund, er hätte ihnen ja nur, wenn er je mit ihnen in Colliſion gekommen wäre, ſein innerſtes Weſen enthüllen dürfen, und gewiß, ſelbſt die Herren Menſchenfreſſer würden ſich mit Eckel und Abſcheu von ihm weggewendet haben. — Es war eben zu Möpſelglück ein Kampf der Anſichten, darum mußte Gimmel immer in der Schwebe bleiben, denn er wollte es weder mit den einen noch mit den andern verderben. Was nun Aleph und Gimmel und die andern Herren, welche in demſelben Sinne wirkten, bei dem guten Prinzen in einigen Jahren zuſammenhofmeiſterten, das mag aus einem Schreiben, welches Achilles an Chelidonia richtete und in dem er ſeine Lebensanſicht ſo ziemlich entfaltet, zu ſehen ſein.

Prinz Achilles an Chelidonia.

Den ci-devant Schloſſerjungen, welchen einſt Dein gutes Herz Deinem Vormund empfahl, hab' ich mir von der Gräfin Limat ausgebeten. Er regte Dein Mitleid an, nun will ich für ihn ſor-

gen. Ich verwende ihn als eine Art geheimen Courir, er wird Dir dieſen Brief bringen. Seine Mutter bezieht eine Penſion aus meiner Privatchatoulle. Ich erzähle Dir das weder aus Prahlerei, noch aus Geſchwätzigkeit, ſondern nur weil ich weiß, wie Dir alles Gute und Schöne Freude macht, und in Deiner Seele Anklang findet — und auf der Äolsharfe Deines Herzens lange nachzittert in ſanfter Schwingung. In zwei Briefen hab ich eine Bitte an Dich gerichtet, und immer vergebens — ſchon wieder trug Dein letztes Schreiben das Wörtchen: „Euere Hoheit" an der Stirne, und Du weißt doch, daß ich dieſes Wort von Dir nicht hören will, die Du ſelber ſo viel Adel und Hoheit an der Stirne trägſt. Wahrhaft, an den Stirnknochen zeigt ſich das Gepräge einer ſchönen Seele! Mir iſt ordentlich leid, daß mir die ganze Natur durch die Aufklärung der Wiſſenſchaft nichts anders werden mußte, als ein großes Beinhaus — denn iſt ſie auch ewiges Leben der Gattung, ſo iſt ſie doch auch zugleich ein ewiger Tod der Individuen. Was iſt das Felſen-

gerüſte der Erde anders, als ein Skelleton, und was iſt die Erde anders als Fleiſch — und das Waſſer, das durch alle Bergadern ſtrömt, anders als Blut? Ich weiß, Donia, Du biſt mit meiner Anſicht nicht einverſtanden, und findeſt Vergnügen daran mir zu widerſprechen. Aber der, der die Natur in ihren Grundſtoffen kennen gelernt hat, der muß alle ſüßen Träumereien und Hoffnungen über Bord werfen. Ich habe jetzt nur mehr Einen Traum und der iſt: meine Liebe — und ach! wie viel hat auch dieſer ſchon vom Zauber ſeiner erſten Blüthe verloren? Verloren, und doch auch wieder gewonnen!

Es war einmal ein wahrhaft verklärender Gedanke, Dich in einem jenſeitigen Leben ewig lieben zu können; nun iſt mir aber dieſe perſönliche Unſterblichkeit, nun iſt mir dieſer ſüße Traum eines ewigen Lebens und Liebens geraubt worden durch das ſtarre Geſetzbuch der Natur, geraubt für immer! ich kann ihn nicht wieder träumen. Ich habe die Wiſſenſchaft mit meinem ewigen Leben und meiner ewigen Liebe erkauft. Nun bleibt

mir nichts anders als dieß zeitliche Daſein, und der zeitliche Schmerz meiner Liebe.

Ich betrachte meine Lehrer oft mit jener Bitterkeit, mit der wir Perſonen anſehen, die uns kalten Blutes den ſüßeſten Wahn zerſtören, die uns, ohne daß ſie den Mund dabei verziehen, mit einem glänzenden ſcharfen Scalpel in's Herz ſchneiden — und noch eine Freude daran haben, wenn Blut und Leben daraus hervorquillt!

Mein durch die Chemie zur Erkenntniß vorgeſchrittener Geiſt zerſetzt Alles, was mir in der Natur vorkommt, in die Grundſtoffe. Ich ſehe überall nur Innerliches, nirgends Aeußerliches, überall nur Materie, nirgends Form, meinen Augen ſtellt ſich nur die Fülle, nicht die Hülle dar; ich erkenne den Inhalt, während der, den die Wiſſenſchaft nicht gebildet hat, nur am Gefäße hängen bleibt. Ich ſehe in der ganzen Natur nichts anders als den Wechſel von Mechanismus und Chemismus.

Die Wiſſenſchaft hat mir den Schleier von der Natur weggezogen, ich kann mich nimmer

freuen. Nimmer lockt mich der harmoniſche Vogelgeſang in den Garten oder in den Wald hinaus; das Trillern der Lerche, die volle klartönende Stimme der Amſel, der Schlag der Nachtigall, die Tonwerke aller befiederten Sänger liegen in ihre Grundurſachen zerfallen vor mir da. Warum ſingen die Vögel? Weil ſie die ausgebildetſten Gehörknochen haben, — das beſtimmt ſie, ſich etwas vorzuſingen. Jede Stimme aber, die ſich melodiſch hörbar macht, ohne etwas Beſtimmtes damit ſagen zu können, oder zu wollen — iſt Geſang. Es freut den Vogel, wenn die Tonwellen melodiſch in ſein Künſtlerohr ſtrömen. Ich möchte ſagen: der Kopf iſt der Tempel des Vogels, ſeine in die Knochen geſenkten Hörblaſen ſind die Vorhöfe zum Tempel — und der Geſang iſt ſein Hoherprieſter, der unermüdlich über die Stufen, zum Allerheiligſten, zum Gehirnleben hinanſchreitet.

Und doch bei alledem, daß mir meine Lehrer das kühnſte Vertrauen auf den Scharfblick der Wiſſenſchaft beizubringen ſuchen — kommt es mir vor, ich geſteh' es Dir gern, Donia, als ob ich

nur der Dupe dieſer Herren wäre! Welch' eine Welt von Geheimniſſen liegt im Leben, und meine Lehrer ſagen immer, es ſei ihnen keine Erſcheinung unerklärbar — der Grund aller Erſcheinungen iſt ihnen die göttliche Urkraft, die gährend in der Welt ſteckt, das Böſe iſt nur ein Durchgangspunkt zum Guten, und die Weltgeſchichte allein iſt die Offenbarung des Weltgeiſtes; — da iſt kein Gott mehr anzubeten, weil die göttliche Urkraft, weder von ſich ſelber, noch von uns etwas weiß — da iſt das Gebet nichts anders als eine ſüße Täuſchung, ich beneide Jeden, der ſich ihr noch hingeben kann. Ich habe keinen andern Troſt mehr außer Dir, und ſelbſt dieſer Troſt iſt der Wehmuth voll!

Noch tönt Dein Engelgeſang in meinen Ohren — den ich in der letzten Abendgeſellſchaft bei der Gräfin Limat vernahm! Ja wahrhaft, Du biſt Nachtigall in der höchſten Potenz, Nachtigall, des göttlichen Bewußtſeins voll! Dein ganzes Sein und Weſen war im Klange aufgelöst, ich vergaß damals alles Schmuckes der Wiſſenſchaft,

den ich in meinem Geiſte, wie in einem großen Nationalmuſeum aufgehäuft, Deine Seele zog im königlichen Schritt des Liedes in mir ein, und wandelte in mir wie ein hoher erfreulicher Gaſt, und die ganze Umgebung war mir zum Ueberdruß! — Sterben für ewig! Der Gedanke pochte ungeſtüm an meine Bruſt — eine ſo edle Seele, wie die Deine, ſoll aufhören zu denken, zu wollen, zu lieben für ewig! Denn, iſt keine perſönliche Fortdauer nach dem Tode, ſo bleibt doch alles andere Gerede, vom Rückkehren in das Urſein u. ſ. w. nichts als Prahlerei, Wortſchwulſt und Unſinn! Der Gedanke an den Tod zermalmt mich — ich muß ihn zu vernichten ſuchen durch das klarſte Bewußtſein der Wiſſenſchaft! Und wie ſo leicht bin ich zum Schwanken zu bringen! Heute erſt wendete ich Jean Pauls Worte über Hegel auf meine Lehrer an. Er ſagt: „Er bleibt aber doch nichts anders als ein Vampyr des innern Menſchen!“ Sind auch meine Herren Vampyre, meine Lehrer, in ihren Anſichten bisweilen von einander abweichend, ſo ſtimmen ſie doch darin überein,

daß es nach dem Tode mit der Perſönlichkeit aus iſt! Das Jenſeits iſt wie eine Seifenblaſe vor dem heulenden Sturm ihres Wortes in Nichts auseinander gefahren, und auf's Dießſeits beſchränkt iſt der göttliche Menſchengeiſt, bis er mit der Seifenblaſe ſeines Naturgebildes — er, der die Welt in ſich abſpiegelte — in alle Winde zerſtäubt!

So iſt es nun mein Wunſch, dem ich mit zerriſſenem, blutendem Herzen nachhänge: bekannt zu werden mit dem Dießſeits, Alles aufzubieten, um in's rechte Verſtändniß des Erdenlebens einzudringen, daß das wahre Gotteslicht in mir leuchte in voller Reinheit, daß ich ſtets mehr und mehr meiner göttlichen Weſenheit bewußt werde, daß die edelſte Erſcheinungsform des Guten: der Tugend aus meiner Geiſtesblüthe wie Staubfäden aus dem Lilienkelch ſich herausdränge. Wie die Natur feenhaft und launig, ſchafft, wirkt und webt, ſo ſoll auch ihre höchſte Blüthe, der Menſchengeiſt in allen Farbennüancen ſchimmern und glänzen, und wie der facetirte Demant das Licht,

ſo das lichtvolle Leben der Natur in tauſend Strahlenbrechungen widerſpiegeln.

Es ſcheint mir mit der Natur zu ſein, wie mit der Flöte, die Hamlet dem Schauſpieler aus den Händen nimmt, und dem Höfling Güldenſtern mit den Worten überreicht: „Regieret dieſe Windlöcher mit den Fingern und der Klappe, gebt der Flöte mit euerem Munde Oden, und ſie wird die beredteſte Muſik ſprechen. Seht, dieß hier ſind die Griffe.“ Und Güldenſtern antwortet: „Aber die habe ich eben nicht in meiner Gewalt, um irgend eine Harmonie hervorzubringen, ich beſitze die Kunſt nicht!“

So wird auch nur der, welcher auf die Warte der Wiſſenſchaft geſtiegen iſt, die große Panflöte der Natur ſpielen können, da ſie doch in den Händen desjenigen, der noch auf der Stufe der Vorſtellung ſteht — nichts anders iſt, als ein ſonderbar geformtes, hie und da durchlöchertes Holz, das ſchreiende und quickende Töne hervorbringt, ſobald man den Oden hinein ſtrömen läßt. Die ganze Natur muß den lebendigen Geſang des

Menſchengeiſtes widerhallen, er hat ſein Leben von ihr und der Duft ſeiner Lebensblüthe ſtrömt aus Dankbarkeit wieder in ihre Fluren zurück.

So lange das Schilfrohr noch am Seeufer ſteht, ſo lange die Pflanze nach im Boden wurzelt, ſo lange der Baum noch im Walde ragt — rauſchet die Strömung der Luft — eine ſich unbewußte Naturkraft durch Rohr, Blätter und Zweige, wie durch die Saiten einer Äolsharfe — iſt aber durch des Menſchen Kunſt der Rohr- oder Pflanzenſchaft zur Flöte geworden, iſt aus dem Baum die Violine oder die Orgel herausgeſchnitten, dann ſtrömt belebender Oden in das Pflanzengebilde, daß es jubelnd widerklingt, und der Fingerſatz regelt die Harmonie des Liedes; es werden aus dem Spiralleben der Thiereingeweide, oder aus den Metalladern des Berges Saiten über den widerklingenden Boden geſpannt, und das Geſäuſel des Lufthauches, das Sauſen und Toben des Sturmes durch den Phalanx der großen und kleinen Pflanzenwelt vollendet ſich durch den

Menſchen zur höchſten Blüthe des Tones, zur heiligen göttlichen Harmonie in der Muſik.

So führt der Menſchengeiſt, ſelber Blüthe der Natur und ihre Vollendung, die noch gefeſſelte Natur außer ihm zur belebenden Freiheit ſeines Geiſtes — er bringt die in Finſterniß gefangene an ihr eigen Licht, er weihet ſie mit ſeiner ſegnenden Hand zum höchſten Dienſte des Genius, zum Cultus des eigenen göttlichen Geiſtes.

Wie aber die Natur ſelber Poeſie iſt, auseinanderfallend in tauſend und aber tauſend Gegenſätze — ihr Licht zerſtreuend in tauſend ſchimmernden Farben, verſuchend in vielen tauſend Formen ihre Gebilde zu geſtalten, ſo muß ſie auch im ſchöpferiſchen Menſchengeiſte, wie in einem klaren aber magiſchen Spiegel ſich verſchönern, und aus ihm als verherrlichte Poeſie in der vollſten Blüthenpracht herausleuchten!

Wenn doch bei all' dieſer Pracht nur der Tod nicht wäre! — Er tritt mir jeder Freude, jeder Begeiſterung wie ein Kobold entgegen, ich geſteh' es Dir, Donia, denn ich weiß,

daß Du mich deßhalb noch nicht feige nennſt! — Grüße mir recht vom Herzen Bianor, er ſoll ja nicht böſe ſein; wir haben, als er zuletzt bei mir war, tapfer geſtritten; ich that ihm vielleicht weh', als ich am Ende im Scherz ſagte: Es ſei recht zu bedauern, daß Ihr Beide eben jenen Lehrer (Beth) bekommen habt, den man aus der Prinzenſchule auszumuſtern für gut befand.

Noch einige Worte: Ich kann vor Dir kein Geheimniß auf der Seele haben! Was ich wohl ſchon lange wußte: — daß ich, laut einem Familienvertrag, die gegenwärtig letzte ihres Namens, die Prinzeß Amalie von Bärnheim, heirathen ſoll, um beide Herzogthümer Möpſelglück und Bärnheim, wie es einſt vor Zeiten war, wieder zu vereinigen — wurde mir nun, unter dem Vorwand meiner herannahenden Großjährigkeit, feierlich von meinem Herrn Vater im Kanzleiſtyl erklärt; der gute Mann iſt mit dem Zopf ſeiner Erziehung noch immer im vorigen Jahrhundert feſtgebunden. Seine Spione ſcheinen ihm die Kunde von unſerm Briefwechſel hinterbracht zu haben, und das hat

wahrſcheinlich ſeine Erklärung gegen mich beſchleunigt. Ich ſagte dem Herzog: „Der Wille des Menſchen iſt ſein Himmelreich, und mein Himmelreich will ich mir durch Staats- und Familienverträge der ganzen Welt nicht zerſchlagen laſſen.“ Der Herzog erwiederte mir kalt und abgemeſſen: er bedauere ſehr, daß ich, trotz der Pflege meiner Lehrer, in der Kunſt des Lebens und in der richtigen Erfaſſung der gegebenen Verhältniſſe noch nicht weiter fortgeſchritten ſei; dann ging er zur Thür, um den dienſtthuenden Kämmerer zu rufen, und dieß war für mich ein Zeichen der Entfernung. Ich begab mich in meine Wohnung voll Trauer und voll Trotz. Ich ſehe, der Kampf wird nicht leicht ſein — ich werde aber keine Schwachheit zeigen. Dich will ich anbeten mein Lebenlang — nicht im Sinne, wie der fade Geck ſich vor einem Mädchen niederkniet, die er ſeine Angebetete nennt: ſondern im wahren, großen Sinne des Wortes: anbeten als einen wahren Gott, als den erhabenſten Menſchengeiſt, der mir erſchienen, in dem ſich die Gottheit im vollſten, heiligſten Glanz ihrer

Selbstoffenbarung entfaltet hat — vor dem ich, der göttliche Geist im Ringen, vorm göttlichen Geiste in seiner Vollendung, mein Haupt in Demuth beuge!

Meine Chelidonia

Dein

Achilles.

Dieser Brief des Prinzen, zusammengewürfelt aus philosophischen Ansichten neuester und ältester Zeit, verdient einige Erwägung. Der gute Prinz! Die Herren malten ihm und seinem Reiche die glänzendste Zukunft, sie schmeichelten ihm: „er werde eingeführt werden in das innerste göttliche Leben, in welchem es kein Geheimniß mehr gibt;“ sie redeten auch „von der zukünftigen großen Sittlichkeit, die sich allenthalben entwickeln wird, je mehr ihre Wissenschaft zum Durchbruch kommt, denn Unsittlichkeit sei eben nichts anders als Unwissenheit und Irrthum; ist das Menschengeschlecht erst auf den Zenith seiner Selbstoffenbarung gekommen, so wird mit der Unwissenheit auch alle Unsittlichkeit vom Erdenballe ver-

bannt ſein.“ Das ſagten die Schelme, weil in dem jugendlich edlen Gemüthe des moraliſch unverkümmerten Prinzen der Zug nach Sittlichkeit noch vorwaltete. Achilles aber iſt eben in den geiſtigen Tölpeljahren — und all ſeinen guten Anlagen, all ſeinem edlen Willen zum Trotz wurde er — übertölpelt. Hätte er ſich doch nur ſtatiſtiſche Auszüge aus den Urtheilen der Juſtiz (Verbrechertabellen) geben laſſen, und ſelbe mit der Volkszunahme, die damit in gar keinem Verhältniſſe ſtand — und mit ſolchen Tabellen von 20 Jahren früher verglichen — er würde geſtaunt haben, über die Zunahme der Sittlichkeit mit der ſogenannten Aufklärung und der ſogenannten Wiſſenſchaft. Das kleine Herzogthum Möpſelglück beſaß in ſeinen Kerkern und Dunſtlöchern eine ſo prachtvolle Originalſammlung von durchgetriebenen Lumpenkerls und abgefeimten Spitzbuben, daß ein großes Wachsfigurenkabinet von Gaunern mit intereſſanten Biographien darnach zu modelliren geweſen wäre. — Und doch konnte dieſe Depravation nicht dem verderblichen, krankhaften und

völkeruntauglichmachenden Einfluße des Christenthums zugeschrieben werden, denn zu Möpselglück ging man entweder gar nicht in die Kirche, oder nur um sich anzuschauen, und die Feuerkugeln der Koketerie aus blitzenden Augen in alle Logen hinauszuwerfen. Zudem waren auch die Herren Prediger von allem christlichen Aberglauben freizusprechen — aber geprebigt mußte doch werden, theils des Gehaltes wegen (des klingenden), theils weil es so hergebracht war, und theils auch, weil es doch höchst unanständig gewesen wäre — bloß nur wegen gegenseitiger Begaffung — ohne irgend einem anständigen Vorwand zusammenzukommen. Die Herren Prediger trugen oft schwere Noth — wie sie denn so eine Stunde — mit dem ewigen „Eduard und Kunigunde, Kunigunde und Eduard" von „Moral und Tugend, Tugend und Moral" — durchhaspeln sollten — und diese Herkulesarbeit alle Sonntag, die Gott vom Himmel gibt, das ist in der That keine Kleinigkeit! Den Glauben und seine Dogmen hatte man im Sinne des Fortschrittes jedem sich selber zu bilden überlassen —

nur über die Moral gab es noch Vorſchriften, doch ſelbſt dieſe waren frei von allem Gewiſſenszwang — es waren eben nur „Vorſchriften“, und es fiel Niemanden ein, ſelbe einzuhalten, höchſtens nur inſoweit ſie mit den Regeln des Anſtandes und der guten Lebensart im Einklang ſtanden.

Den guten Prinzen betrübte es nur (wie wir aus ſeinem Brief geleſen), daß für den Tod kein Kräutlein gewachſen ſei. Von den Vorläufern des Meiſters Hämmerlein, von Jammer und Noth hatte er bei ſeiner prinzlichen Lebensweiſe noch keine Erfahrung gemacht. Doch geräth die Schule zu Möpſelglück auch über den Todestroſt in keine Verlegenheit; ſie ſagt am Ende aller Ende:

„Wenn die ganze Welt doch
Nicht wäre! Da verlöre Niemand etwas.
Denn wer nicht iſt, entbehrt ja Nichts; ſo wie
Die Todten, wenn ſie todt ſind — nicht ſich ſelbſt.“ *)

*) Worte aus Leopold Scheffer's pantheiſtiſchem Troſtbüchlein: „Der Weltprieſter.“

Schade, daß dieſer ſüße Troſt für die neue Heidenwelt von einem neuen Heiden, auch ſchon für die alte Heidenwelt von einem alten Heiden in todeswunde Herzen geträufelt wurde, denn auch der berühmte Dr. Epikur ſagt bei Diogenes Laertius: „Der Tod geht uns nichts an, denn wenn wir ſind, iſt der Tod nicht da, und wenn der Tod iſt, ſind wir nicht da.“ Wenn euch nun Jene hinſterben, die ihr im Leben geliebt habt, ſo geht euch das gar nichts an, und ihr habt gerechter und vernünftiger Weiſe gar keine Urſache über ihren Verluſt Klage zu führen. Tröſtet euch nicht das Bewußtſein, daß die Dahingegangenen Ein für allemal ein Gottleben hier geführet haben? Wozu dieß thörichte Verlangen nach einem Wiederſehen? Ungenügſam Volk! Habt ihr nicht vollauf genug bekommen, nachdem ihr euch hier einmal geſehen? Wenn dir eine, erſt noch vor einigen Tagen blühende Tochter im Sarge liegt — was trauerſt du denn, du abgeſchmackter Thor! Iſt es nicht beſſer, daß die Gottesblume in voller Blüthenpracht gepflücket worden, und als ein

angenehmes Bild der Erinnerung in deiner Familie lebt — als wenn ſie nach langen Jahren rückbildenden Naturlebens entblättert und zerdörrt in Aſche zerfallen wäre!

Wer nach den großen Geſetzen lebt, die unwandelbar das All durchdringen, der lebt ja ohnehin ein ewig Leben, wenn er auch nur einmal erſcheint, und darnach für immer im All aufgeht! „Das Göttlichſte iſt einzig ſein auf immer“ und eckelhaft iſt es, nach dem Tode erſt wieder ein neues beſondertes Leben anfangen wollen!

Um dieſen Todestroſt recht aufzufaſſen, muß man erſt recht in das Leben der Natur eingehen, man muß (ſtoßt euch nicht an dem Ausdruck) ein vollendetes Vieh werden. Sagt nicht der Sänger, der die gleichen Anſichten mit der Möpſelglückerſchule hat — und ſeine Poeſieroſen auf ihren Stamm pfropfte, ſagt er nicht ſehr deutlich:

„Sei Mufti, Papſt, ſei Kaiſer, König, Bauer,
Du fängſt von jenem Tage erſt ein beſſeres,
Ein edles, freies Götterleben an,

An welchem Du der Heimlichkeit entſagſt,
Und wagſt ſo heldenmüthig groß zu ſein,
So wie der Eisbär, dieſer offne Heros,
Und wie der Elephant, der Löw im Walde,
Der mit wahrhaftem göttlichem Bewußtſein,
So ganz zufrieden geht mit ſeinem Fell,
Und kein Geheimniß auf der Seele hat.
Denn ſei ein Menſch auch noch ſo gut und groß —
Mit Mühe nur vergleicht ſich erſt der Beſte
Den heil'gen Thieren göttlich durch den Gott!*)

Nun merkt es euch: Die Naturgeſchichte des Thierreiches ſoll in Zukunft euere Heiligenlegende ſein! Die Heiligen müſſen aus dem Kalender ausgemärzt werden, ihr müßt die Lächerlichkeit und das Tolle von Martyrthum, Jungfräulichkeit, Opfer und Entſagung zuerſt einſehen, ehe euch die Erhabenheit der neuen Viehreligion aufgehen und einleuchten kann. Der 1. Jänner wird von nun

*) Wörtlich aus demſelbigen zuvor angezogenen Troſtbüchlein von Scheffer.

an mit der Feier des Eisbären beginnen, deſſen Naturgeſchichte ihr zur Erbauung leſen könnt, als Anmuthung und Nutzanwendung wird dann hinzugefügt: „O du großer Eisbär! voll des wahrhaften göttlichen Bewußtſeins, der du kein Geheimniß auf der Seele haſt — du ſollſt von nun an unſer Vorbild und Muſter ſein — du tragſt dein Fell, das dir die Natur auf den Rücken genäht hat, mit dem erhabenen Stolz eines Hermelinträgers, und wenn wir armen elenden Menſchen auch ein ſolches Fell haben wollen, ſo müſſen wir erſt einen Heiligen von euch zum Martyr machen, indem wir ihm eine Kugel auf den Pelz brennen, und uns darnach treuloſer Weiſe der Eisbärenreliquie bemächtigen. Wie erbärmlich biſt du, o Menſch, im Vergleich mit dem erhabenen freien Spaziergänger des Polarlandes, mit dem Heros des Nordens!“

Es kommt die Verehrung auch auf die Elephanten und Löwen, auf Tieger und Katzen — und immer werden dann gewiſſe Gattungen von Menſchen auch gewiſſe Thiere göttlich verehren.

Der größte Feiertag für Wechsler und Mäckler wird der Tag der Blutegel ſein — das größte Feſt für Landjunker der Tag der Hunde und Roſſe; die aufgeblaſenen literariſchen Schreier werden den Tag der Fröſche heilig halten, und die communiſtiſchen Dichter werden zu echten Prieſtern der Zukunft, jeder Tag wird ihnen ein heiliger ſein, an dem ſie ſich ſtrenge aller Arbeit enthalten, um ſo durch das abſchreckende Beiſpiel des Müſſigganges die communiſtiſche Laienwelt zu Fleiß und Arbeitſamkeit aufzumuntern. Wie lächerlich ſind die Heiligſprechungen, die man bisher zu Rom abgehalten; man ſprach Menſchen heilig, die ein mühſam frommes Leben geführt, aber bis zur Heiligſprechung der Thiere iſt Rom doch, trotz aller ſonſtigen Anſtelligkeit und Liſt, nie gekommen! Laßt uns ſelig preiſen die erhabenen Wunderwerke des 19. Jahrhunderts! Iſt man darnach zur wahren Gotterkenntniß, zur Verehrung der „heiligen Thiere göttlich durch den Gott“ gelangt, dann wird man unſere Zeiten, in denen noch die Thiere in Menagerien (in elenden hölzernen Hütten

nur für die Dauer eines Jahrmarktes zuſammen gefügt) hergezeigt werden, für barbariſche Zeiten halten, dann werden die Bretterbuden zu prachtvollen Tempeln, der Cultus der alten Aegypter wird ſich verjüngen, und in den Thierwärtern und Stallknechten ſproßt ein neues Levitenthum auf; — geſegnet wird ein Haus ſein, wo die Tempeldiener eintreten, die im nächſten Verkehr mit den Göttern ſtehen, geſegnet ein Heerd, an dem ſie ihren ſalbungsreichen Duft verbreiten.

Was ſind die Antithierquälereivereine anders als Ahnungen jener ſeligen Zukunft, der wir entgegen gehen? Als Möpſelglück noch in der Finſterniß des Chriſtenthumes befangen war, erkannte man die Bibel als Gottes Wort, und der wirkſamſte Antithierquälereiverein war der Ausſpruch: „Der Gerechte ſorgt auch für ſein Vieh, das Herz des Gottloſen aber iſt grauſam.“*) Dieſer Ausſpruch kann aber begreiflicher Weiſe den Aufgeklärten nimmer genügen, und auch für das Vieh iſt er

*) Sprichwörter Salom. XII. 10.

zu wenig. O, dieſe Viehwelt, die wird uns noch viel zu ſchaffen geben! Mit den Menſchen iſt es leichter fertig zu werden!

Zu Möpſelglück, wo auch alles Schöne und Große des Auslandes gewürdigt wird, iſt eben die Ueberſetzung eines großartigen Werkes unter der Preſſe, welches aus den nahen Gärten der Zukunft wie eine goldene, ſchwellende Frucht in unſere Gegenwart hereinhängt. Sein Titel: „Ueber die Möglichkeit einer Abwehr der Uebervölkerung, mit der Beigabe einer ſchmerzloſen Vertilgungstheorie.“ *) Der großherzige Verfaſſer freut ſich über den Scharfſinn ſeines Vorgängers, des Herrn Malthus,**) der Laſter und Elend in der Menſchheit für etwas unbedingt Nothwendiges hält, weil eben dadurch

*) On the possibility of limiting populousness, to which is added the Theory of Painless Extinction, by Marcus. 4te Auflage. Bei W. Dugdal, London 1840.

**) Essay on the principle of population.

der Uebervölkerung Einhalt gethan wird. Dann lobt er die goldenen alten Zeiten der Sclaverei und des Kindermordes, weil damals die Nationalökonomen durch die Furcht einer Uebervölkerung nie in die Enge geriethen. Endlich kommt er mit seiner Absicht herangeschlichen, und stellt mit der unschuldigsten Miene von der Welt folgende Sätze auf: „Ein Kind wird nie gefragt, ob es geboren werden wolle oder nicht, es kann zu seiner Geburt also auch keine Zustimmung geben — demnach hat es auch kein Recht zu leben, es darf auf sein Dasein keinen Anspruch machen, und folglich wird das Kind auch nicht beraubt, wenn man ihm dieß ohnehin unrechtmäßige Dasein wegnimmt. Das Leben gehört ihm nicht als Recht, darum kann die Wegnahme dieses Lebens kein Unrecht sein.“ — Deßhalb will nun Herr Marcus (der liebenswürdige Kinderfreund in der neuesten Auflage), es soll sich eine Association bilden, welche die armen Teufel dazu verhält, das je dritte Kind der Familie zu erdrosseln; denn die Aeltern haben ja ohnehin nicht das Recht, mehr

Kinder aufzuziehen, als die Gesellschaft verlangt. Die Mütter sollen mit lustigen Bildern getröstet werden und einsehen lernen, daß sie durch den Kindermord dem allgemeinen Besten, dem Weltwohle ein Opfer bringen. Dann sollen diese Kinder (um den Müttern eine rechte Freude zu machen) in schönen Gärtlein begraben werden, die geschmückt sind mit allerlei kostbarlichem Gesträuch, und dieser Ort soll ein Erholungsort für die armen Klassen sein, und: Das Kinderparadies genannt werden. Das Beförderungsmittel in das Kinderparadies soll tödtliches Gas sein, welches man die Kleinen bei ihrem ersten Schlummer einathmen läßt! — Nachdem Herr Marcus ein Zeugniß für seine Gerechtigkeit durch Anrathen der Erdroßlung abgelegt, gibt er durch den später kommenden Rath der sanften Gaserstickung einen Beigeschmack seiner Barmherzigkeit.*)

*) Die deutschen Communisten wüthen sonderbarer Weise gegen die Ansichten des Herrn Marcus — und sie

Der geneigte Leſer möge uns das Citiren von derlei Thatſachen verzeihen — denn wir müſſen es thun, um zu erweiſen, daß unſere Hoffnungen, die wir für die Zukunft des Herzogthums Möpſelglück hegen, weder fabelhaft noch aus der Luft gegriffen ſind. Wem die Rathſchläge und Gedanken der Herren Malthus und Markus etwas haarſträubend vorkommen, der möge die troſtreiche Verſicherung hinnehmen, daß, wenn Möpſelglück noch einige Jahre ſo rapid, wie jetzt, fortſchreitet, ganz andere Gedanken und Rathſchläge in Bezug auf das ſociale Leben auftauchen werden, die noch um einige Pferdekraft haarſträubender ausfallen dürften. — Und doch will Herr Markus, der patentirte Erfinder des Kinderparadieſes, ſich aus der Vergeſellſchaftung des Chriſtenthums nicht ganz ausgeſchloſſen wiſſen — und er hat Recht, will er doch den Tag der unſchuldigen Kindlein

---

haben doch keine geeigneteren Förderer und Bundesgenoſſen ihrer Zwecke, als Leute, die ſo ſchreiben, wie Herr Marcus et Comp.

mit einer Wahrheit und Wärme feiern, wie ſolches ſeit den Tagen des großen Herodes noch nicht geſchehen iſt. Und dabei iſt der humane Herr Marcus Mitglied des Antithierquälereivereins, ſo wie die meiſten Humaniſten. Wir ſehen aus der Geſchichte der Gegenwart: die Werthſchätzung der Thiere ſinkt in der Wagſchale und die Werthſchätzung der Menſchen wird aufgeſchnellt, das danken wir auch der glorreichen Lehre der Alleinſigkeit, die uns in der Hyäne und im Panther, im Polarbären und im Elephanten heilige Brüder in die Arme führt, mit denen wir Arm in Pfote, Mund an Schnauze oder Rüſſel dahinwandeln ſollen durch's Leben, mit denen ſelbſt die Beſten und Größten aus uns ſich „nur mit Mühe vergleichen können."

Laßt nur erſt die Blüthen von allen Möpſelglücker Reformationsbeſtrebungen und Lichtfreundlichkeiten abdorren, und die Früchte, die jetzt ſchon bei den auseinandergebogenen Blättern herausgucken: der Socialismus und Communismus werden beim nächſten Sturmwind aller Blätterhülſen ent-

kleidet — nackt, hart und Centnerſchwer euch den Kürbiſſen der Fabel gleich, wie ein Hagelwetter auf die Naſen raſſeln. Wenn euch bei dieſer Affaire die Brillen zerſplittern ſollten, ſo jammert nicht darum — denn ihr braucht ſie nicht mehr, weil euch die nächſte Nähe ſo viel des Denkwürdigen aufſpielen wird, daß ihr keinen Augenblick mehr Zeit habt in die Ferne zu ſchauen.

Inhalt.

Seite

I.

Aus dem Hofleben zu Möpſelglück. Zwei Schreiben des Kammerjunkers von Bitterſalz an den Feſtungscommandanten von Lachteufel 5

II.

Was Achilles und Blanda auf dem Sommerſchloß zu Muskatell für Freud und Leid haben, und wie ſie an ihre Freunde zu Möpſelglück rührende Briefe ſchreiben 43

III.

Noch eine Probe von Kindercorreſpondenz aus dem neunzehnten Jahrhundert 66

IV.

Einleitung zur Chemie als neue Weltwiſſenſchaft, geleſen von Dr. Pantſcher 75

kleidet — nackt, hart und Centnerſchwer euch den Kürbiſſen der Fabel gleich, wie ein Hagelwetter auf die Naſen raſſeln. Wenn euch bei dieſer Affaire die Brillen zerſplittern ſollten, ſo jammert nicht darum — denn ihr braucht ſie nicht mehr, weil euch die nächſte Nähe ſo viel des Denkwürdigen aufſpielen wird, daß ihr keinen Augenblick mehr Zeit habt in die Ferne zu ſchauen.

Inhalt.

Seite

I.

Aus dem Hofleben zu Möpſelglück. Zwei Schreiben des Kammerjunkers von Bitterſalz an den Feſtungscommandanten von Lachteufel 5

II.

Was Achilles und Blanda auf dem Sommerſchloß zu Muskatell für Freud und Leid haben, und wie ſie an ihre Freunde zu Möpſelglück rührende Briefe ſchreiben 43

III.

Noch eine Probe von Kindercorreſpondenz aus dem neunzehnten Jahrhundert 66

IV.

Einleitung zur Chemie als neue Weltwiſſenſchaft, geleſen von Dr. Pantſcher 75

Inhalt.

Seite

V.

Enthält eine verunglückte Experimentalvorleſung des Dr. Pantſcher, ſammt einem Geſpräch Kolems mit Bretthupfer über Philoſophie, wobei letzterer von Kopfſchmerzen befallen wird 98

VI.

Bamboſt ſtellt die reine Matheſis als die einzige Wiſſenſchaft auf, und weiſet auf die Pythagoräiſche Tafel hin — deren Gewißheit Kranken und Sterbenden den ſüßeſten Troſt verleihet; und läßt hierbei ſogar die Sternkunde fallen 122

VII.

Eine neue Geiſteskrankheit aus Frankreich eingeſchleppt. Väterliche Fürſorge, daß die Dorfſchullehrer die Bauern gehörig aufklären. Erhebung der Schullehrer über die Gemeinheit des Chriſtenthums, und freudige Hoffnungen auf die geſegnete Mahlzeit der Zukunft 141

VIII.

Wie es in allen Schichten der Geſellſchaft zu Möpſelglück immer erfreulicher auszuſehen anfängt. Ein Dieb vor dem Criminalgerichte, und ein Criminalrichter vor dem Richterſtuhle der neuen Philoſophie 151

Inhalt.

Seite

IX.

Wie Kolem zur Belohnung seiner Verdienste geheimer Finanzrath wird, und auf diese Weise das Verhör geheim bleibt 186

X.

Gelehrter Brief an Chelidonia. Heiligsprechung der Thiere. Erfinder eines Kinderparadieses — Morgenröthen des anbrechenden Tages 198

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Supplement zu Hurters Geburt und Wiedergeburt.

Brunner, Dr. S., Hurter vor dem Tribunal der Wahrheitsfreunde. Supplement zu Hurters Geburt und Wiedergeburt. gr. 8. geh. 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr.

Carl Weichselbaumer,

ein deutsches Lied.

8. geh. 1 fl. 12 kr. od. 18 gr.

Carl Weichselbaumer,

Erzählungen

für die gebildete Jugend.

(Enthält: Die Sclavin. — Der Königssohn. — Der Ritter und die Eidechse. — Der Kanonenfresser. — Der Ameisenkönig. — Der wandernde Engel. — Der Schuster. — Die Brüder. — Der Graf von Northumberland. — Immer gerade aus, nicht rechts, nicht links.)

1r Bd. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 54 kr. od. 14 gr.

(2r Bd. unter der Presse.)

Franz Stelzhammer,

neue Gedichte.

Auch u. d. Titel: Lieder in oberderenns'scher Volksmundart. 3r Theil. 8. Velinp. geh. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 3 gr.

Maria Lenzen,

Nekodas.

Oder:

Die Zerstörung Jerusalems.

Eine Erzählung. Mit Stahlstich.

gr. 12. geh. 1 fl. 21 kr. od. 20 gr.

Grueber B. u. A. Müller,

der bayrische Wald.

(Böhmerwald).

Illustrirt und beschrieben. Mit 37 Stahlstichen nach Originalzeichnungen und 1 Musikbeilage.

gr. 8. geh. 4 fl. od. 2 Thlr. 12 gr.

J. Mislin,

Jerusalem.

Frei aus dem Französischen von

Dr. S. Brunner.

kl. 8. geh. 18 kr. od. 5 gr.

Fürst Julius v. Polignac,

Historisch-politische und moralische

Studien

über den Zustand der europäischen Gesellschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Von dem Herrn Verfasser genehmigte und vermehrte Originalausgabe aus dem Französischen.

8. geh. 2 fl. 42 kr. od. 1 Thlr. 16 gr.

Die Jeſuitenfreſſer

nebſt Wanderpaß und Signalement des

ewigen Juden

von Eugen Sue.

Aus dem Franzöſ. v. Victor Joly, überſetzt. (Mit dem Umſchlagtitel: Der ewige Jude von Eugen Sue. Supplementband zu allen Ausgaben.) 8. geh. 1 fl. 12 kr. od. 18 gr.

Carl Fernau,

Gedichte.

12. Velinp. In Sarſenet elegant geb. 2 fl. 12 kr. od. 1 Thlr. 8 gr. In ſauberm Umſchlag geheftet 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

K. M. Frhr. v. Aretin,

Wallenſtein.

Beiträge zur näheren Kenntniß ſeines Charakters, ſeiner Plane, ſeines Verhältniſſes zu Bayern. gr. 8. geh. 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

Dr. Falkner's

ſämmtliche Schriften.

1r Bd. Auch u. d. Titel: Veilchen. Geſammelte erzählende Schriften. 1r Bd.: Die Vormünder. — Wahn und Wahrheit. 8. geh. 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr.

Die
Prinzenſchule
zu
Möpſelglück.

Von

S. Brunner.

II.

Die
Prinzenſchule
zu
Möpſelglück.

Schildereien
aus der jungen Welt.

Von

S. Brunner.

Es iſt dahier im Scherz zu ſehn,
Wie wir im Ernſt zum Teufel gehn.

Zweiter Band.

Regensburg.
Verlag von Georg Joſeph Manz.
1848.

XI.

Chelidonia's Liebe. Dr. Weltbrenner hält zu Möpſelglück Vorleſungen über Communismus, muß ſich vertheidigen, und erweist ſich hiebei als den beſten Patrioten des ganzen Herzogthums.

Betrachten wir Chelidonia, das arme Mädchen mit dem Briefe des Prinzen in der Hand. Beth kann ſtolz darauf ſein, ſie zumeiſt erzogen zu haben. Sie iſt ein Charakter geworden, der ſich Mühe gibt, überall das Rechte und Wahre zu erkennen und es durchzuſetzen, und ſollte ihr das Herz darüber brechen, ſie iſt das geworden, was ſchon Salomo als Seltenheit rühmt: ein ſtarkes Weib! denn Salomo ſetzt hinzu: Wer wird es finden? Und der weiſe König hatte Recht, denn das Weib iſt erſt ſtark geworden im Chri-

ſtenthume, weil es erſt im Chriſtenthume frei geworden iſt. Die Damen zu Möpſelglück waren alle in den ſiebenten Himmel verzückt, wenn die Sand eine neue Broſchüre über den Rhein herüberſchleuderte — und verſpeiſeten mit heißhungeriger Gier Alles und Jedes, was ihnen über Frauenemancipation, Frauenrechte und Frauenfreiheit zu Geſichte kam. Es iſt gar zu ſchmeichelhaft dieß myſteriöſe Wort: Frauenemancipation — man ſagt ſo vieles darüber, und erweitert die Gränzen dieſer Freiheit in jeder neueren ſocialen Theorie, in der davon geredet wird — und im Communismus wird dieſe Freiheit natürlich als eine gränzenloſe geſchildert. Betrachten wir nun, um der lieben Frauen zu Möpſelglück Willen, den Höhenpunkt dieſer Frauenfreiheit, daß ſie daraus erſehen mögen, wo der Witz hinausgeht. Da wir aber nicht gewohnt ſind, in's Blaue hineinzureden, ſo ſuchen wir uns hierin einen tüchtigen Gewährsmann — das Centralorgan des deutſchen Communismus: Die Rheiniſchen Jahrbücher zur geſellſchaftlichen

Reform. Dort heißt es in einem communiſtiſchen Bekenntniß in Fragen und Antworten (II. Bd. 166):

48. „Welches Band ſoll in der communiſtiſchen Geſellſchaft Mann und Weib ehelich vereinigen?"

„Die gegenſeitige Liebe!"

49. „Wodurch erfolgt die Auflöſung der Ehe?"

„Sie erfolgt, wenn keine gegenſeitige Liebe mehr vorhanden iſt!" —

Nun ihr guten, edlen und emancipationsſüchtigen Frauen, denkt euch nur ſo recht in das Eldorado dieſes Zuſtandes hinein, dann denkt euch Männer dazu, mit denen die jetzigen gewöhnlichen Männer verglichen, noch wahre Cherubim und Seraphim ſind, dann denkt euch ſelber noch zehntauſendmal ſchlechter, als ihr jetzt ſeid; (darin liegt beim Lichte beſehen ein großes Compliment, nämlich in dieſer angenommenen Möglichkeit des um ſo viel tauſendmal Schlechter-werden-könnens); dann denkt euch in die Jahre hinein, die den Menſchen überhaupt, und ganz beſonders den

Frauen nicht gefallen wollen, dann nehmet euere Erfahrungen aus dem Schachſpiel des Lebens zuſammen, rüttelt euere diplomatiſchen Lebensgeiſter ein wenig auf, und berechnet den ſeligen Zuſtand in den euch die volle Emancipation zu verſetzen vermag, und wenn ihr nach dieſer Ueberlegung noch nach Emancipation Verlangen tragt — dann ſeid ihr, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, ſehr kurzſichtig — oder ihr habt euch durch Geſinnung und Leben jener anzuhoffenden communiſtiſchen Emancipations-Seligkeit ſchon würdig gemacht.*)

Chelidonia, wie wir ſchon bemerkt haben, war ſo glücklich, einen vortrefflichen Unterricht zu genießen; ihre großen Gaben entwickelten ſich früh-

*) Zur Entwicklung dieſer paar communiſtiſchen Geſetze, die hier kurz in Nro. 48 und 49 enthalten ſind, brauchte Eugen Sue in ſeinem: Martin der Findling — 8 Bände; und dieſe 8 Bände verſchlingen die deutſchen Philiſterinen, und ergötzen ſich höchlich an den Grundſätzen, die darin ausgeſprochen ſind. Es gibt in Deutſchland kein großartigeres Inſtitut, als die innig verbundene und gränzenloſe Dummheit des Philiſterthums, Männlein und Weiblein.

zeitig, ſie machte im edlen Wetteifer mit ihrem Bruder ungewöhnliche Studien. Beth, dem die eigentlich geiſtige Leitung anvertraut war, freute ſich über die Theilnahme ſeiner Eleven — und es diente ihm ſelber zum Klarwerden in vielen Dingen, daß Chelidonia und Bianor tagtäglich mit neuen Fragen heranrückten. Schon ſeit ein paar Jahren wiechen die Briefe, die ſie an den Prinzen richtete, von ihrem frühern kindlichen Tone ab, ohne daß ſie deßhalb aufgehört hätte, den Prinzen zu lieben. Der letzte Brief des Prinzen, in dem er von ſeiner politiſchen Vermählung ſprach, von welcher Chelidonia früher nie das Mindeſte gehört — mußte ſie auf Einen Schlag über ihr Verhältniß zu Achilles aufklären. Die verzweifelte Lebensanſicht, welche der Prinz im ſelben Briefe, mit den deutlichſten Worten ausſprach — was er früher ſchriftlich nie gethan — ſtimmte Chelidonia zur größten Traurigkeit.

Der alte Herzog, welcher nicht mit Unrecht fürchtete, die Zuneigung des Prinzen zur Comteſſe könne ernſtlicher werden, als man anfangs

vermuthete, ließ ſeine Mienen ſpringen. Er rechnete auf den edlen Stolz der Geſchwiſter Bianor und Chelidonia, die ſich mit großer Liebe zugethan waren, und von denen daher eines auf das andere großen Einfluß ausüben mußte. Man erzählte ſich bei Hof mit ſcharfer Malice, Chelidonia ſei durchtrieben ſchlau, und habe bisher den Prinzen mehr aus Ehrſucht, als aus Liebe an ſich gefeſſelt — und ſie habe keinen geringeren Gedanken — als einſt Herzogin zu Möpſelglück zu werden; entſetzlicher Gedanke für alle Damen, die zu Möpſelglück irgend etwas Bedeutendes waren, oder etwas Bedeutendes ſein wollten. — Dieß Gerücht von der Ehrſucht der jungen Gräfin, war in ein auswärtiges Journal übergegangen, und zwar in ein ſolches, welches, wie man genau wußte, im Hauſe des Hofmarſchalls auflag, das alſo auch von Bianor und Chelidonia geleſen werden mußte. Die Intrigue war durchaus nicht fein — man konnte ſich's an den Fingern abzählen, woher ſie ausgegangen; aber was liegt daran — die neueſten politiſchen Schützen ſind ſo unverſchämt, daß es

ihnen wenig Sorge macht, wenn man ſie, nachdem ihr Pfeil abgeſchnellt iſt, aus ihrem Verſtecke mit fauniſchem Geſichte herausſchauen ſieht — es iſt ihnen genug, wenn das Geſchoß getroffen hat.

Was im Geiſte Chelidonia's nach dieſen Ereigniſſen vorging, läßt ſich ziemlich leicht ermeſſen. Ihre Anſichten von Liebe und Ehe waren chriſtlich, alſo gerade das Gegentheil von jenen ſalbungsvollen und hochheiligen Geboten, die wir zuvor aus dem communiſtiſchen Katechismus anführten. Sie beſprach ſich lange Zeit mit dem greiſen Hofmarſchall, ihrem zweiten Vater. Wir wollen das Geſpräch nicht anführen, denn es iſt uns nicht zu thun um einen kunſtreichen, ſpannenden Dialog. Was beſprochen worden, mag ſich aus der Handlungsweiſe Chelidonia's ergeben. Es war der Maimonat. Chelidonia ging mit ihrem Bruder nach Stillfried, einem einſamen Bergſchloße, dem Hofmarſchall gehörig, einen halben Tag weit von der Reſidenz, hart an der Gränze des Herzogthums Bärnheim gelegen. Auch Beth, der Lehrer, ging mit; es war durch verſchiedene Machi-

nationen ſo weit gekommen, daß man ihm trotz dem Zetergeſchrei von Lehrfreiheit, ſeine Vorleſungen auf der Univerſität einſtellte, zu Möpſelglück hatte er alſo vor der Hand nichts zu verſäumen. Nachdem wir uns vorgenommen, unſere Aufmerkſamkeit vorzüglich dem öffentlichen Leben zu Möpſelglück zu widmen, und das Privatleben nur inſofern zu beachten, als es mit dem öffentlichen in einem gewiſſen Zuſammenhange ſteht, ſo können wir nicht umhin, wieder einmal einen Hörſal zu beſuchen. Durch Profeſſor Aleph, der alles Große und Edle unter ſeine Flügel nahm, war ein Dr. Weltbrenner nach Möpſelglück berufen worden, der mit großem Beifall über die ſociale Entwicklung der Gegenwart Collegien las. Dr. Weltbrenner nahm ſich in ſeinen erſteren Vorleſungen die Vergangenheit zum Vorwurfe, und wußte mit einem ſolchen Ingrimm zu ſchimpfen, und mit einer ſolchen Wuth alle Inſtitutionen des Mittelalters zu zerſtampfen, daß ſelbſt die Möpſelglückerphiliſter, die (weil es wieder etwas Neues war) in Maſſe herbeiſtrömten, aus ihrer Indo-

lenz aufgerüttelt in hellen Flammen aufloderten, und ſich gegenſeitig gratulirten — in einer ſo aufgeklärten, vernünftigen, geiſtreichen und wiſſenden Zeit — und nebenbei auch in einem ſo lichtvollen, gottvollen, fortſchreitenden und intelligenten Staate zu leben, wie den weltberühmten Staat zu Möpſelglück — zwar nicht der größte an Macht und Ausdehnung, aber gewiß der größte an Geiſt, Fortſchritt und Intelligenz. Und wenn ſie nun Abends beiſammenſaſſen auf den Bierbänken, und das Wort Intelligenz oder Fortſchritt — mit blauem Tabacksqualm über ihre Lippen quoll, da fühlten ſie ſich fieberhaft von einem ſo ſeligen Gefühle des Stolzes ergriffen, daß ſich ihre Nüſtern weit aufthaten, ſo daß man füglich ſagen kann: ſie redeten Weisheit, und ſchnoben Intelligenz.

Einmal verſammelte ſich ein zahlreiches Auditorium, und Weltbrenner kam, nachdem er zur Freude aller Freunde des Vaterlandes — mehr noch als in altherkömmlicher Weiſe die Vergangenheit herabgeriſſen, auch auf die Gegenwart zu ſprechen. Es erregte kein geringes Erſtaunen,

als der Professor der Socialistik zum Jubel der Musensöhne, und zur Herzensbedrängniß derjenigen, welche Capitalien oder Renten, oder Fabriken besaßen — sich ungefähr also verlauten ließ:

„Alle religiösen, philosophischen und politischen Theorien, welche die Welt bisher aufgestellt hat, sind gegenwärtig keinen Schuß Pulver werth, und wenn es auch die Nothwendigkeit erheischen sollte, daß noch einige Millionen Zentner (wiewohl vergebens) um des veralteten Plunders willen verschossen würden. Die Rohheit, Unwissenheit, Bosheit und Dummheit der besitzenden Classen ist unglaublich, ungeheuerlich! Die Ungeheuer begnügten sich bisher über alle Theorien der Weltverbesserung zu lachen, es wird aber die Praxis der Weltverbesserung in das Feld rücken, und das wird ihnen Thränen kosten, kostbare Thränen, und doch Krokodill-Thränen. Alle Besitzenden werden Thaler und Dukaten weinen müssen, der Schmerz wird ihnen die letzten Thränen herauspressen, und all diese Krokodill-Thränen des Geldes — sie in den Nilstrom der Vergangenheit für ewig

ſenkt werden, und verſenkt bleiben. Das, was in den gegenwärtigen elenden Zuſtänden für das Individuum das größte Uebel iſt — wenn es nämlich kein Geld hat — das wird für die Geſammtheit das höchſte Gut werden, nämlich der totale Geldmangel. Denn eben dieſer Mangel wird zum größten Beſitz der Menſchheit; Ruhe, Friede, Liebe und Einigkeit werden in der Welt herrſchen, und der Himmel, den man bisher ſchafsmäßig in das ſogenannte Jenſeits verſetzte, der wird hier auf Erden ſein! Unſere bisherige Geſellſchaft hatte Raub, Sclaverei, Thorheit und Ungerechtigkeit zur Unterlage, die neue Geſellſchaft wird auf liebevolles Geben und Nehmen, auf Freiheit, Weisheit und Gerechtigkeit begründet ſein. Bisher wurde an Kirche und Staat immerfort entwickelt, geändert, verbeſſert, reformirt und conſtruirt; dieſe Syſiphusarbeit muß nun zu Ende gehen — mit all' dem Flickwerk iſt uns nicht geholfen; wir brauchen weder eine Kirche noch einen Staat, denn beides ſind Symptome des krankhaften Zuſtandes der Menſchheit, welche gänzlich von

der Erde verſchwinden müſſen. Der grimmigſte Spott ſoll jede Hoffnung auf Religion, Staat und Geſellſchaft vernichten. Das iſt unſere Tendenz; die trägen Maſſen aber können durch nichts anders als durch Verzweiflung in Bewegung geſetzt werden. Dieſe Troſtloſigkeitstheorie wird das morſche, noch beſtehende Gebäude niederwerfen, und unſern neuen Geiſt lebendig machen! Durch Reformiren und Revoltiren ſind wir bisher unſrer Krankheiten: der Kirche und des Staates — nicht ledig geworden. Wir brauchen demnach einen andern Proceß, der das Uebel ausſcheidet. Kirche und Staat waren bisher die unüberwindlichen Exiſtenzformen aller egoiſtiſchen Teufelei, und dennoch werden ſie, Dank dem Weltgeiſt, in kurzer Zeit überwunden ſein. Der Communismus iſt das Grab, in welches wir Jammer, Elend, Noth, Krieg, Peſt, Theuerung, Unterdrückung und Ungerechtigkeit, Haß und Zwietracht für ewig einſenken; und nur an dieſem Grabe kann der Menſchheit der Oelbaum des Friedens und der Seligkeit erblühen. In den bisherigen Verhältniſſen

mußte der Menſch ein kleinlicher, elender, ſchlechter und grauſamer Egoiſt werden, das Chriſtenthum machte ihn dazu!*) Erſt im Communismus wird ihn der Gedanke, daß er für alle wirkt zu einer höheren geiſtigen Lebensſphäre erheben, oder mit andern Worten: er muß nothwendig ein liebender, humaner, vernünftiger, freudig überzeugter Communiſt werden. Die Liebe, das Menſchliche, die zur klaren Erkenntniß erſtarkte Vernunft, ſie werden die ſchändliche, dumme Selbſtſucht verbannen und vernichten.**) Die ſchönen Künſte werden eine Höhe erreichen, von der wir jetzt noch gar keine Ahnung haben. Alle Journale,

*) „Das transcendente Gottesbewußtſein iſt der Grundſtein der ganzen wurmſtichigen Geſellſchaft, und ſo lange der Menſch nur noch mit Einer Gedankenfaſer am Himmel hängt, kein Heil auf Erden!“

W. Marr.

**) Das durchſchoſſene wörtlich aus der zu Elberfeld in einer Communiſtiſchen Verſammlung gehaltenen Rede des Malers G. A. Köttgen.

alle Gedichte, alle Romane von Eugen Sue und Dumas werden uns unentgeltlich in's Haus geſchickt. Die Jenny Lind muß gratis ſingen — wenn ſie jetzt höchſt ſelten, um einem Armeninſtitut aufzuhelfen, ihre Stimme umſonſt vernehmen läßt — ſo wird ſie erſt ſelig ſein, wenn ſie in Zukunft immerfort, zum Wohle der leidenden Menſchheit, ihre ſchwediſchen Nachtigalltöne flöten kann.*) Denken Sie, meine Herren, was das Reiſen für ein Vergnügen iſt, ein Vergnügen, was jetzt ſo wenige genießen können, weil es zu viel Geld koſtet. Dann werden wir umſonſt reiſen, und es wird in den Hotels am Rhein und an der Donau Gäſte geben, wie bei der Volkszählung zu Jeruſalem; die Gaſtwirthe werden durch die Seligkeit der Reiſenden verlockt, ihr Bün-

*) „Die Künſtler, die Gelehrten wird man ehren um ihrer Werke willen, und dieſe Ehre, das Bewußtſein ihres Verdienſtes wird ihr eigener Lohn ſein; aber Jeder wird auch den göttlichen Geiſt, der in dem Arbeiter lebt, erkennen und ihn ehren um ſeiner Werke willen.“ C. Weller: der allgemeine Beſitz.

bel ſchnüren, (weil ſie die Gäſte nimmer ſchnüren können) und ſich der allgemeinen Völkerwanderung anſchließen, und ſelber zu reiſen anfangen. Dann wird in jeder Stadt, in jedem Dorfe, ein jedes Haus eine Einkehr für Fremde ſein; die Liebe wird ſo groß ſein, daß man ſich zanken wird um die Gäſte — wie ſich jetzt die Wirthe, freilich nur aus Liebe zum Mamon, um dieſelben zanken.

Auch die Malerei und Plaſtik wird für Alle ſein. Kein Menſch darf mehr ein Bild für ſich haben — Alles wird concentrirt, jede Stadt, jeder Ort hat dann ſein Muſeum, in welchem die Kunſtgegenſtände geſammelt werden, und ſeine Akademie, in welcher die Künſtler genährt werden auf Regimentsunkoſten. Die Kunſt wird nicht mehr nach Brod zu betteln haben; jeder arbeitende Bewohner einer Stadt wird mit Liebe und Freuden die beſten Speiſen, die geſchmackvollſten Gewänder, die er auftreiben kann, den Dichtern und Malern, den Muſikern und Zeitungsſchreibern in reichem Maße zuſchleppen. Die Theater werden Jedem offen ſein — jede Familie wird eine

Loge bekommen, die Mädchen und Jünglinge werden das Parterre beſuchen; das Theater wird noch in einem bei weiten höheren Grade, als es jetzt ſchon iſt, ein Tempel und eine Schule der Sittlichkeit ſein! Caroſſen und Sänftenträger werden zum Gebrauche eines Jeden daſtehen, nur iſt bei den Sänften zu bemerken, daß der jeweilige Weg in drei Theile einzutheilen iſt, daß die drei Individuen, welche zu einer Sänfte gehören, mit Tragen und Getragenwerden abwechſeln müſſen, und daß ſich ſomit Jeder, wie recht und billig, das Eine halbe Stunde Getragenwerden durch Eine Stunde des Tragens erkaufen muß. Durch dieſe Manipulation wird man gar keinen armen Teufel mehr ſehen, der ſich mit dem, die Menſchheit entwürdigenden Fußgehen abgibt! Das Geld war bisher die unſelige Sclavenkette, geſchlungen um den Leib der leidenden Menſchheit; iſt dieſe Kette geſprengt, dann glänzt der Freiheit Morgenroth, der Zukunft Seligkeit, des Daſeins Zier, das höchſte Glück des Lebens.

Bisher haben ſelbſt nur die Bevorzugten

Geiſt und Herz dürftig ausgebildet, oder gar durch Habſucht und ſchändliche Lüſte verdorben, die Geiſtesgroßen, Herzensreinen und Willensſtarken wurden unterdrückt, weil ſie kein Geld hatten — und ſo ſind die Reichen wie die Armen in ihrer geiſtigen und herzlichen Entwicklung gehemmt geweſen, und mußten fallen als Opfer der Verhältniſſe, als Opfer des Beſitzes und Nichtbeſitzes, als Opfer der Eigenthumsrechte, kurz als Opfer von Kirche und Staat! — Deßhalb müſſen nun die Beſitzenden wie die Nichtbeſitzenden mit gleicher Gierde nach dem Zuſtand der Zukunft verlangen, weil nur dieſer die einen wie die andern wahrhaft glücklich machen kann. Können wir uns aber in der geldloſen, communiſtiſchen Geſellſchaft — wenn wir des Uebels, der Peſtbeule: Religion, ledig geworden ſind — alle gleichmäßig entwickeln, dann wird die weiſe Selbſtliebe, Tugend, Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Menſchengeiſte aufblühen. Daß die bisherigen Verhältniſſe wie Schalen zertrümmern müſſen, wenn der Lebenskern uns zum Genuſſe werden ſoll — darüber

ein weiteres zu ſprechen, verbietet uns die Klugheit!“ —

Dieß und Aehnliches ſprach Dr. Weltbrenner zu Möpſelglück; ſeine Rede enthält in Bezug auf communiſtiſche Grundſätze nichts Neues, man ſieht, er war bei den Deutſchen und Schweizercommuniſten in die Schule gegangen. Der Eindruck, welchen Weltbrenner's Rede hervorbrachte, zeigte ſich ſehr verſchieden. Viele waren dafür, Viele dagegen. Die Philiſter, die ein Capitälchen beſaſſen, ſchüttelten Abends in den Bierkneipen die Köpfe, und meinten: „Was zu viel iſt, iſt zu viel — das gehe ſchon zu weit!“ — Eine Strecke weit möchte Jeder mit den neuen Principien gehen, es iſt doch gar ſo angenehm, den Plunder von Religionszwang und Moralzwang loszukriegen, und nach ſeinem Willen leben zu können, wie es einem aufgeklärten Mann im 19. Jahrhundert ziemt; wenn es aber einmal an die Kaſſe geht — das iſt zu weit. Die guten Jungen überlaſſen ſich dem Troſte, es gebe einen Zügel, den man der tollen Beſtie noch zur rechten Zeit an den

Hals werfen kann — und dieſer Zügel heiße: „Bis hieher und nicht weiter!“ Lächerliche Ueberredung, arger Selbſtbetrug! Es gibt kein: „Bis hieher und nicht weiter.“ Mit der göttlichen Autorität, die ſich in der Kirche ausprägt, ſtürzen alle andern über den Haufen; auch die Geldautorität, die erbärmlichſte von allen, wird unterm Schutt begraben werden. Der König eines Reiches ſtarb auf dem Schaffot für die Sünden ſeiner Vorfahren; das nächſte Opfer wird kein König eines Reiches ſein, es wird ein Geldkönig ſein, ein Opferlamm, welches das Geld der Welt hinweggenommen hat!

Die Rede Weltbrenners wurde ſchon den folgenden Tag in allen Kreiſen beſprochen. Die Möpſelglücker-Diplomaten ſteckten ihre Köpfe zuſammen wie die Schafböcke auf der Weide, wenn es anfängt zu donnern; ſie quälten ſich gegenſeitig mit der Frage: Was iſt da zu machen, was iſt da zu thun? Sie hielten Rath, was gewöhnlich erſt dann geſchieht, wenn man ſich nimmer zu rathen weiß, und das Reſultat des Rathes war:

Rathlosigkeit, was das gewöhnliche Resultat eines Rathes ist.

Das gewichtige Wort: „Lehrfreiheit" lag wie ein schwerer Stein auf eines Jeden Brust — schob sich wie ein Eisenriegel vor eines Jeden Mund. Nur Einer der Hochweisen sann auf einen Ausweg; es war derselbe feine Vogel, der das preiswürdige Gesetz von den 23 Bogen aufgefunden; vermöge welchem Gesetze jede Schrift über 23 Bogen censurfrei war. Mit diesem Gesetze wollte man dem Volksgeiste die Bücher mit verderblicher Tendenz ferne halten, und anderseits aber es mit dem schreienden Volk der Literaten auch nicht verderben. Hatte nun ein solcher Schreiber einen Staatsunheilvollen Gedanken, so mußte er selben noch schärfer bedenken, und vielseitiger beleuchten, und eindringlicher und aufregender darstellen, um nur die 23 Bogen voll zu bringen; kurz — jede revolutionäre Tendenz wurde jetzt erst recht ausführlich dargelegt — und das von Staatswegen — in Folge der Staatsweisheit und der daraus resultirenden Gesetze. Dieser selbige Rath-

geber ſagte nun ſo: „Wir halten die Vorleſungen den Büchern gleich — ſo Jemand nicht 23 Bogen vorlieſt, ſo muß er ſich's gefallen laſſen, die Hefte vorerſt zur Begutachtung einzureichen.“ Das theilte man Weltbrennern mit, der antwortete: „Meine Herren, laſſen Sie mir nur Zeit, ich werde Ihnen gewiß noch viel mehr leſen als 23 Bogen, aber wie es ſchwer iſt auf Einer Preſſe an Einem Tage ſo viel zu drucken, ſo iſt es auch ſchwer, auf einmal ſo viel zu leſen — alſo nur Zeit gelaſſen.“ Und wieder beſchloß darnach der Rath: „Weltbrenner dürfe nicht eher ſeine Vorleſungen fortſetzen, ehe er ſich nicht über die Anklage der erſten gerechtfertigt!“

Dieſe in Möpſelglück übliche Einholung des Gutachtens und der Vertheidigung mancher Angeſchuldigten iſt mit der Frage des Mannes zu vergleichen, der von einem Andern eine Ohrfeige bekommen, und zu demſelben in aller Submiſſion ſagt: „Verzeihen Sie, Beſter, wollen Sie mir nicht gütigſt bedeuten, wie Sie das gemeint haben?“ Dieſer gute Mann geht alſo von dem Ge-

danken aus, daß ſein Widerpart im Beſitze außerordentlicher Rednergaben ſei, welche ihm hinlängliche und ehrenhafte Gründe auffinden laſſen, die gegebene Ohrfeige ganz zum Vortheile des Empfängers auszulegen.

Weltbrenner verantwortete ſich alſo: „Es iſt ſehr zu bedauern, daß meine guten Abſichten und meine friedlichen Beſtrebungen ſo arge Mißdeutung finden mußten. Habe ich etwas anders gethan, als ein Problem der Zeit wiſſenſchaftlich beſprochen? Hat Jemand aus meinem Munde über eine der anerkannten beſtehenden Religionen eine mißliebige Aeußerung gehört? Habe ich mich auf auch nur Eine der politiſchen Fragen der Gegenwart nur von fernerher eingelaſſen? Ueberzeugt von dem guten Willen und von der Geſinnung des Fortſchrittes, welche mit der Regierung zu Möpſelglück ſtets Hand in Hand gingen, habe ich in meinem ehrenwerthen Kreiſe von Zuhörern, Menſchenglück und Menſchenwohl beſprochen, und ſiehe da: die Verläumdung macht mich zum Landesverräther, zum Volksaufwiegler! Sind meine

Zuhörer nicht alle in der größten Ruhe auseinander gegangen, iſt auch nur Einer unter ihnen, der einen Tumult anzettelte? Habe ich nicht angetragen auf Abſchaffung des Egoismus und Einführung der allumfaßenden Liebe und Humanität? Iſt das ein Unrecht? Man beſchuldigte mich: ich hätte die Gemeinſchaft der Weiber gelehrt, und mir fiel es nicht im Schlafe ein, dieſes abſcheuliche Dogma anzuempfehlen. Ich ſagte nichts anders, als Liebe ſoll in Zukunft das Band der Ehe ſchlingen — und die natürliche Folgerung dieſes Satzes: Mangel an Liebe wird es wiederum löſen! Iſt darin etwas Arges? Habe ich nicht Alles auf Liebe gebaut, auf das Grundgeſetz des Chriſtenthums?*) — Gewiß, Jene, die mich

*) In dieſer Weiſe vertheidigte ſich ein Communiſt gegen die *** Regierung, nachdem man ihn der Lehre der Weibergemeinſchaft beſchuldigt. Das wahre Chriſtenthum hat die Unauflöslichkeit der Ehe; das willkührliche Nacheinander (der unbeſchränkte Frauenwechſel, welchen der heutige Communismus lehrt) iſt

verleumdet haben, würden beſſer thun — wenn ſie meine Worte auffaſſen lernten, damit wären mir und der Möpſelglücker Regierung viele Unannehmlichkeiten und Mißverſtändniſſe erſpart. Ich bin überzeugt, daß die Lehrfreiheit, die am Ende doch das Gute und Wahre fördern wird, von Seite der Regierung ihren gewohnten Schutz findet, denn nur unter dieſem Schutze wird ſich der Weltgeiſt Völkerbeglückend entwickeln können!

Dero ergebenſter

Dr. Weltbrenner."

Was geſchah dem Dr. Weltbrenner? Es wurde ihm für die Zukunft mehr Mäßigung anempfohlen! Warum wagte man es nicht gegen den offenbaren Gotteslängner und Communiſten ſchärfer aufzutreten? Einmal weil man den Eclat vermeiden wollte (wie man überhaupt immer die kleinen Eclats vermeidet, um den großen nur um ſo unabwendbarer herbeizuführen), dann,

---

von dem willkührlichen Miteinander (der ſogenannten Frauengemeinſchaft) nur der Form nach verſchieden.

weil die Regierungsmänner auf dem Gewölke des liberalen Rationalismus ſaßen, von wo aus gegen den Atheismus nichts zu unternehmen iſt, denn der Rationalismus iſt nur eine Traumwelt — und wenn die Bewohner derſelben aus ihrem Schlafe aufgeſchreckt werden, ſo verlieren ſie Verſtand und Faſſung — und wiſſen nicht, was ſie zu thun haben. Der ſogenannte Rationalismus iſt die Fledermaus der Wiſſenſchaft, die in der Dämmerung zwiſchen dem Tag des Chriſtenthums und der Nacht des Monismus herumſchwirrt; er iſt der Ausdruck der Feigheit, Faulheit, Unentſchiedenheit und Erbärmlichkeit des Jahrhunderts; er will es mit Gott und mit dem Teufel nicht verderben, und wagt es aber nicht ſich entſchieden für den Einen oder für den Andern zu erklären. Er war die Religion der Liberalen zu Möpſelglück — und machte eben jetzt, da ihn die Wiſſenſchaft hüben und drüben bedrängte, krampfhafte Anſtrengungen, ſich noch länger in der Schwebe zu erhalten. — Die Bürger von Möpſelglück wußten jetzt gar nicht mehr, wie ſie daran

waren — jeder Wind einer neuen Lehre drehte ihre Köpfe nach andern Seiten hin — es herrſchte im religiöſen und politiſchen Leben eine fieberhafte Aufregung. Es mußte zur Beruhigung der Gemüther etwas geſchehen.

XII.

Wie Bianor und Chelidonia über die Weltlage überhaupt — und insbeſondere über die Möpſelglückerzuſtände nachdenken.

Bianor hatte ſeinen Univerſitätscurſus vollendet, er wollte vor der Hand keinen Staatsdienſt annehmen, und beſchloß mit dem Hofmarſchall und ſeiner Schweſter Chelidonia auf dem Bergſchloſſe Stillfried, das wir ſchon früher erwähnten, zuzubringen. Gleiche Geſinnungsweiſe und gleiches Geſchick verband die beiden Geſchwiſter mit inniger Liebe. Sie ſtudirten Vieles zuſammen, und beſprachen Vieles zuſammen, und wurden ſich ſo ihrer Geſellſchaft nicht müde. Auch Bianor ſtand in einem Briefwechſel mit Blanda und auch Blanda wurde vor Kurzem mit dem

Erbprinzen von Weiningen verlobt — und ihr dieß erſt mitgetheilt, nachdem alle anderweitigen Verträge zwiſchen beiden Häuſern abgeſchloſſen waren.

Das Bergſchloß Stillfried in einer herrlichen Gebirgsgegend an der Gränze des Herzogthums Bärnheim gelegen, ſchien ganz dazu geeignet, um hier die jugendliche Lebensromantik, die geſprungenen Saiten der Herzensharfe im ſtillen Schmerz ausklingen zu laſſen. Wir haben das Verhältniß Bianors zur Prinzeſſin Blanda bisher mit Stillſchweigen übergangen, denn es iſt ja nicht unſere Abſicht einen Roman zu ſchreiben, dieſen zu verwickeln, und in die Länge zu ſpinnen. Wir gaben uns der beſcheidenen Hoffnung hin, die geneigten Leſer werden ſchon mit dem Briefwechſel des Prinzen mit Chelidonia hinlänglich vergnügt ſein.

Nach mannigfachen Herzenskämpfen entſchloſſen ſich die Geſchwiſter, ihre letzten Briefe an Achilles und Blanda zu ſchreiben — es ſollten förmliche Entſagungsbriefe ſein. Aufgebung jeglichen Anſpruches, Mahnungen zur Ergebung in

das Geſchick, Zartſinn und Edelmuth, ſollten die Schreiben charakteriſiren. Der Menſch iſt ſchon einmal ſo; die Furcht vor denen, an deren Achtung ihm viel gelegen iſt, gemein zu erſcheinen, veranlaßt oft den Beſten, ſeinen Edelmuth und ſeine Opfer vorwärts zu ſtellen.

Es war ein prachtvoller Maimorgen. Comteſſe Chelidonia ſaß an einem Fenſter ihres Gemaches, und verſuchte zu leſen. Die Gedanken ließen ſich aber für dießmal von keinem Buch gefangen nehmen. Die Augen laſen und der Geiſt ging anderwärts herum. Das zweckloſe Hineinſchauen in's Buch mochte ſie verdroſſen haben; ſie legte es weg, und ließ ihre Augen im Zimmer herumgehen, und ſpäter beim Fenſter hinausſchweifen.

Die alten Gemächer in derlei alten Schlöſſern ſtimmen ganz eigenthümlich. Seit 30 Jahren war Stillfried unbewohnt — aber in gutem Stand erhalten. Die vorherrſchende eichenbraune Farbe an Möbeln und Fußboden, die ſchweren Brokatvorhänge und Seidentapeten, die einſt kirſchroth

waren, und nun blaßbraun geworden ſind, die moderne Literatur auf den alterthümlichen Schreibpulten, und die modernen Siebenſachen auf Wand und Spiegeltiſchen, hie und da ein neues Einrichtungsſtück, wie papieren ausſehend, neben großen Garderobe-Käſten mit Säulen, Frontiſpicen, Schnörkeln und Zierwerk — als ob es Feſtungsbauten wären — eine pickende Stutzuhr auf dem ſchwerfälligen Marmorkamin, darneben ein paar große Feuerfächer aus Adlerfedern kunſtreich zuſammengefügt, einige Bilder von Herren und Damen, die Erſtern mit geſtickten Fraks und Allongeperücken mit Degen, die Andern mit hohen Toupets und Reifröcken, mit derſelben Steifheit und Gezwungenheit lächelnd, die den ganzen Anzug charakteriſirt — — — all das zuſammengenommen iſt ſchon geeignet, ſelbſt einen ſorgloſen Menſchen etwas traurig zu ſtimmen. Man hört rauſchen die Fittige der Zeit, mehrere Jahrhunderte ſind über das ganze Haus, mehr als Ein Jahrhundert über dieſe Möblirung hinweggegangen, die Schemen der Leiber, die hier einſt gewandelt,

blicken von den Bildern herab; man fühlt ſich von Grabesſchauern angeweht.

Als Chelidonia beim hohen offenen Fenſter hinausſah, und das blühende Land, das ſchöne Herzogthum Bärnheim zu ihren Füßen lag, wurde ihr nicht viel luſtiger zu Muth. In den Tannenwäldern zu beiden Seiten des Schloſſes betrieben die Gukuke ihren kunſtreichen Geſang. Die Landleute ſagen: dieſer Vogel bezeichne durch ſein Geſchrei die Lebensjahre, die man noch vor ſich hat. Oft gibt ſich der Menſch in der Betäubung des Schmerzens oder auch aus Langweile dem ſeltſamſten Aberglauben hin, während er im ſelben Augenblicke darüber lächelt, macht er ſich auch zugleich einige Mühe ihn zu nähren. Chelidonia zählte einem Gukuk nach, er ſchlug fünf Mal — alſo noch fünf Lebensjahre; das war ihr zu wenig, und ſie zählte einem andern nach, der ſchon in die letzten Melodien des erſtern einfiel, und der ließ ſich nur dreimal hören, und ein dritter fing an, und Chelidonia dachte ſich: ah, das iſt die heilige Dreizahl — alſo dieſer gilt, dem will

ich nachzählen, und der oben berührte Vogel, der ſich ſelber ſeinen Ruf und Namen macht, ſagte zehn Mal: Gukuk; auch das war der blühenden Jungfrau zu wenig, ſie hörte nun auf keinen mehr, obwohl die Gukuke ſich jetzt in großer Auswahl von allen Seiten her vernehmen ließen, und ſagte für ſich hin: Dummheiten, das!

Wir ſehen alſo, daß Chelidonia, wenn ſie auch traurig war, doch noch der natürlichen Lebensfreude nicht ganz verluſtig ging, und daß ſie nicht den gewöhnlichen Romanheldinen glich, die im Mißgeſchick der Liebe, ſogleich von Dolch, Gift, Waſſer und Tod ſchwärmen. Dieſer Liebesterrorismus iſt bei den gebildeten Ständen jetzt mehr und mehr abgekommen, und wir wüßten keinen genügenden Grund anzugeben, auf welchen hin derſelbe wieder herbeizuwünſchen wäre.

Bianor kam zu ſeiner Schweſter, um ſie zu einem Morgenſpaziergang abzuholen. Eine heldenmüthige Düſterheit lag auf ſeinen Zügen, als er in's Zimmer trat, noch ſah er eine Thräne in ihren Augen zittern, die ſie ihm verbergen wollte.

Er redete ſie an: Liebe Donia, ſchäme Dich nicht Deiner Zähren, nur das Opfer macht den Menſchen groß und heilig, und es gibt kein Opfer ohne Entſagung, und keine Entſagung ohne Schmerz. Dieß ſchöne Land Bärnheim, mit ſeinen rauchenden Dörfern, mit ſeinen waldumkränzten Hügeln und grünenden Saatfeldern, das ſchenkſt Du dem Prinzen und ſeinen Nachkommen, wenn Du auf ſeine Hand verzichteſt, ſeiner Familie aber gibſt Du das geiſtige Geſchenk des Friedens, und ich ſteh' Dich ermunternd im gleichen Kampfe kämpfend an Deiner Seite! Der Prinz iſt voll edler Geſinnung, und ſeine Liebe zu Dir iſt groß; aber an ſeinem letzten Brief, in dem er Dich thöricht vergöttert, kannſt und darfſt Du keine Freude haben! Die Schule, welche ihn umgibt, hat ihn blind gemacht für die Perſönlichkeit Gottes, und für das Gefühl der Abhängigkeit, welches den geſchaffenen Geiſt durchdringt, und ſo betet er in Dir nur ſich ſelber, ſeine Leidenſchaft an, und — ich ſage nun ein hartes, aber ein wahres Wort: „Wenn der Menſch ſich ſelber zum

Gott macht, und in ſeiner Liebe eine Gottheit anbetet, da gibt es keine Liebe bis zum Grab, da iſt die Wandelbarkeit und der Wechſel menſchlicher Leidenſchaft unabwendbar, da iſt das Geſetz Gottes zur Fabel geworden und die Moral zur Heuchelei, da erkennt er nur das Geſetz der Natur, und wird Unterthan dem launenhaften Spiele ſeiner Phantaſie, die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes geht unter, und das Gewoge eitler Träume ſchlägt ober ihm zuſammen!"

„Du biſt wohl zu hart gegen den Prinzen, entgegnete Chelidonia, beſonders ſeit ihr zum letzten Male in der Hitze des Streites gegen einander ungeſtüm geworden."

„Ich war es nicht, ſagte Bianor, er war es nur. Als ich ſeine Lehre und ſeine Lehrer angriff, und ihm zeigte, wie ſeine Behauptungen keineswegs ſo vernunftgemäß ſeien, wie er ſie ausgab; und als ich ihn durch Gründe in die Enge trieb, nannte er mich einen Finſterling, der den Drang der Zeit nicht verſtehe, und der ſich's zur Aufgabe gemacht, dem Strom des Fortſchrittes entgegenzuſchwimmen!" Und ich erwiederte ihm dar-

auf: „Hoheit, eine gründliche Widerlegung meiner Rede wäre zweckmäſſiger geweſen, als dieſe wohlfeile Verweiſung in's Reich der Finſterniß. Aber ich kenne dieſe Manier der Polemik, ſie geht von Aleph und Comp. aus. Die gute Prinzeſſin kam eben dazu, und war ſehr, ſehr betrübt über unſer Zerwürfniß, und ſuchte uns ſogleich zu verſöhnen, und echt weiblich, da mit der Macht des Herzens auszugleichen, wo es ihr an Tiefe des Gedankens fehlte. Das arme gute Kind mit einem der edelſten Herzen, die auf dem Erdenrunde ſchlagen!“

Traurig wendete ſich nach dieſen Worten Bianor hinweg, und Chelidonia, die einen Kampf auf ſeinem Antlitz bemerkte, redete ihn an: „Wie kommt es, lieber Bruder, daß Du mit aller Gedankentiefe, mit aller Geiſtesmacht, und mit dem beſten Willen die Regungen des Gemüthes nicht zu bewältigen vermagſt; ich ſpotte nicht, Bianor, das weißt Du wohl zu gut — ich bin aber der Meinung, man ſoll über ſeine eigenen Zuſtände ſo viel als möglich klar werden!“

„Liebe Donia, der Menſch kann, wenn er

ſeine Pflicht anerkennt, den Zauberkreis ſeines Gemüthes zerbrechen, und aus demſelben hinaustreten, dann aber bedarf er erſt des rechten Muthes, um im Kampfe nicht wieder in denſelben Kreis zurückgebannt zu werden; ſein Kampf aber iſt der Schmerz, wenn er dieſen muthig erträgt, ſo hat er überwunden.

Erſt heute ſagte mir unſer Lehrer: „Es iſt kein Zweifel, daß die Regungen des menſchlichen Gemüthes oft ſo täuſchend als lieblich ſind, ſie umſchlingen den Geiſt mit den Banden der Naturſeele, die als ſolche keine Pflicht hat, alſo auch keine Tugend und keine Sünde, und hat der Geiſt erſt die Bande der Pflicht abgeſchüttelt, ſo ſucht er das Naturgeſetz als das einzig wahre zu verfechten, und arbeitet an der träumeriſchen Verherrlichung ſeiner Knechtſchaft, daher mahnt auch die Schrift den Menſchen: er ſoll ſeinen Begehrungen nicht nachgehen und ſich abwenden von ſeinem natürlichen Willen. Das Bewußtſein und die Freithätigkeit des Geiſtes ſoll die Naturpſyche mit ihrer Lebensthätigkeit

zu ſich emporheben, und ſie verklären — hingegen ſoll aber der Geiſt nicht — in die Traumwelt der Natur ſich verſenken, um in ihrem zaubervollen Dunkel zu wandeln. Und doch fühlt der Geiſt ſich immer nur zu ſehr von dieſer Traumwelt angezogen, die ihm am Ende nichts bieten kann als Verzweiflung!“

„Verſtehe ich Dich recht, Bianor, ſo redeſt Du vom Geiſte, der ſeine Freiheit aufgegeben hat, und in der Schuld befangen iſt — aber der Menſch kann ja doch die Regungen ſeines Gemüthes, vom Geiſte beherrſcht, walten laſſen, und in ſittlicher Liebe und Freundſchaft ſeine Beſeligung finden!“

„Ja wohl, wenn das Gemüth dem Geiſte untergeordnet iſt — ich bin aber der Meinung, daß eine wahrhaft glückliche Ehe, oder eine wahre Freundſchaft nur dann beſeligend iſt, wenn die eine und die andere den Grund ihrer Seligkeit anderswo geſucht hat, als in ſich ſelber. Die größten und heiligſten Denker haben anerkannt, daß der Geiſt ſich in der ganzen Natur unheim-

lich und befremdet fühlt, Alles was man Seligkeit in und aus der Natur nennt — iſt Lüge. Wer, der nachdenkt, kann ſich über den ſchönſten Frühling, über die herrlichſte Gegend erfreuen, ohne zugleich von einem mächtigen Schmerz ergriffen zu ſein? Wir fühlen uns in den Schrecknissen der Natur ſo unheimlich, wie in ihren Herrlichkeiten. Dieſer raſtloſe Wechſel der Pflanzen und Thierwelt berührt uns unangenehm, das Welken einer Lieblingsblume, das Ableben eines Vogels oder eines Schooßhündchens, an deren Spiel wir uns gewöhnt haben — macht uns Schmerz, das Auflöſen einer Geſellſchaft, die längere Zeit zuſammengekommen, erfüllt uns mit Trauer; wir klagen um ſolche Dinge, wie ein Kind um ſein Bilderbuch, das, nach dem erſten flüchtigen Anſchauen, in Verluſt gerathen iſt, und ſich nirgends mehr vorfinden will.

Und ſelbſt das, was uns das Nächſte iſt in der Natur — der eigene Leib — erfüllt uns mit Unbehagen, wenn wir an ſeine Gebrechlichkeit — an den Tod denken. Wenn ſich nun der Geiſt

aus dieſer Betrübniß an andere Geiſter wendet, mag dieß in Freundſchaft oder Liebe ſein, ſo vermögen auch dieſe nicht ihm ſeine Trauer wegzunehmen, denn ſie fühlen ſich ja ſelber von ihr befangen, und fühlen ſich ebenfalls fremd, und gleicher Hülfloſigkeit preisgegeben! Und ſo werden wir hingedrängt zum alten Ausſpruch: Der Menſch iſt zu Gott erſchaffen, und findet keine Ruhe bis er dieß, ſein Ziel, erreicht."

„Wohl dachte ich es, ſagte Donia, daß der Weg Deiner Rede Dich zu dieſer Wahrheit führen wird. Nur das richtige Verhältniß, in dem das Geſchöpf ſich freithätig zu ſeinem Schöpfer ſtellt, vermag alſo auch unſere irdiſchen Verhältniſſe zu weihen, und ſie zu beſeligen. Steht der Geiſt erſt im rechten Verhältniſſe zu Gott feſt begründet, ſo wird ihn Freundſchaft und Liebe wahrhaft erfreuen. Trennt aber Verrath die erſtere, und Untreue, oder der Wille Gottes, oder auch das Naturgeſchick, in das der Menſch verflochten iſt, die letztere, ſo kann das den Geiſt wohl betrüben; es wird ihn aber nie zur Ver-

zweiflung bringen, denn er hat ſich ja im Verhältniß zum Ewigen, Unwandelbaren befeſtigt — und hat denkender Weiſe von allem Irdiſchen nie etwas anders hoffen können als bunten Wechſel, Wandelbarkeit und Unbeſtand!“

„Du willſt wohl ſagen, Schweſter, daß der geiſtige Wille des Menſchen, wenn er ſich dem göttlichen Geſetze fügt, unwandelbar wird, wie Gottes Wille ſelber unwandelbar iſt. Denn der Menſchengeiſt iſt ja in ſeinem Grunde auch unwandelbar, wenn auch oft ſchwankend und wandelbar in ſeinem Willen und in ſeinen Willensthaten, aber eben die Unwandelbarkeit in ſeinem Grunde, der Umſtand, daß er ſich als ein beharrliches Selbſt weiß, daß er ſich immer als den Einen und ſelben anerkennt, trotz allem Wechſel ſeiner Erſcheinungen und Zuſtände gegen die Außenwelt hin, ſein unveränderlicher Ichgedanke, das iſt das Siegel ſeiner Unſterblichkeit — dem geſchaffenen Geiſte von Gott aufgedrückt, ein Siegel, das er, wenn er einmal durch andere Geiſter aus der Unbeſtimmtheit her-

vorgerufen, d. h. zum Bewußtſein erweckt iſt, leſen kann zu jeder Stunde. In dieſem einfachen und unveränderlichen Ichgedenken ſoll ſich der Geiſt in ſeiner unvergänglichen Selbſtheit und Freiheit erkennen. Aber auch das Gewiſſen legt Zeugniß ab für das unwandelbare Sein des Geiſtes, und zwar ein Zeugniß, das ſich nur momentan läugnen läßt — um nur noch drückender mit der Wucht ſeiner Wahrheit wiederzukehren. Die ſittliche Verantwortlichkeit gilt nicht nur für die Handlungen der Gegenwart, ſie erſtreckt ſich auch auf Vergangenheit und Zukunft — und wo kann ſich dieſes Zeugniß deutlicher ausprägen, als auf dem Sterbelager des Menſchen, wo er, ein Janusbild der Abhängigkeit, des Elendes und der Betrübniß — daliegt — gefoltert von den Sünden der Vergangenheit — geſchreckt vom Gerichte der Zukunft — und fühlend, wie die Palläſte ſeiner Sophismen zuſammenbrechen? Da zeigen die Qualen des Gewiſſens, daß der Menſchengeiſt kein bloßes Werden und Vergehen, — ſondern daß er ein bleibendes und unwandelbares

Sein iſt! Voltaire war es doch durch ſein mehr als achtzigjähriges Leben lange genug gewohnt, alle Erinnerungen an das Jenſeits mit Spott abzuthun — was zwang ihn nun am Ende, aus dem Kreiſe ſeiner Gewohnheit herauszutreten — was zwang ihn, ſich dem Schrecklichſten, was er kannte — dem Spotte ſeiner Freunde und der Welt auszuſetzen, warum blieb er nicht in der letzten Stunde ſtandhaft, um dem Gerichte des Dießſeits, das ihn einen Feigling nannte, zu entgehen, und wie ſeine Freunde meinten, mit Ehren zu ſterben — wenn er nicht gefühlt hätte, daß ſein Lebensſchifflein, ſtatt unterzugehen für immer, ſchon in der Zukunft Anker geworfen hat, oder wenn mit Einem Worte: die Schreckniſſe vor dem Gerichte Gottes Jenſeits nicht größer geweſen wären, als die Schreckniſſe vor dem Gerichte der Menſchen Dießſeits."

„Und wie wird dieſer Mann, fuhr Chelidonia ſinnend fort, ſammt andern Celebritäten ſeines Gelichters noch jetzt hoch gerühmt ob ſeiner geiſtigen Macht und Größe! Die Könige und Gro-

ßen warben einſt um ſeine Gunſt, und dachten nicht daran, daß im Augenblicke, wo ſie ihm die Hand zum Bunde reichten, ihre Kronen zitterten und ihre Palläſte ſchwankten. Sie ſuchten in ihm einen Propheten für die Freiheit ihrer Gelüſte— aber ſeine Stimme verhallte nicht innerhalb dem Gemäuer der Königsburgen; er ward auch dem Volke ein Prieſter, und lehrte es das Geſetz Gottes: ſeinen Gelüſten zu opfern.

Es war komiſch, wie unſere deutſchen Zopfhelden im vergangenen Jahrhundert ſich vor den Genien der franzöſiſchen Schule bis auf die Erde verbeugten — und wie ſie gleich darnach Zeter und Mordio ſchrien über das franzöſiſche Volk, als vom Altare des Schaffotes — auch königliche Häupter in die Sägeſpäne kollerten! Als ob es nicht ganz natürlich wäre, daß man, wenn die Gelüſte einmal frei gegeben ſind, auch ſeine Luſt am Blute haben könnte!"

„Wozu denn ſo weit zurück, Donia? — fragte lächelnd Bianor, haben wir denn nicht auch in unſerer Zeit einen großen Hof-, Staats- und Re-

gierungs-Philoſophen geſehen, der den Staat zur ſelbſtbewußten, ſittlichen Subſtanz gemacht hat, deſſen Weſen Einheit in der Form gewußter Allgemeinheit ſein ſoll, und der die Pflichten des Bürgers in rechtliche und Standespflichten theilte, und der eine Menge über Moral geſchrieben und geredet hat — ſo daß die Regierungsherren ſich freudig die Hände rieben, als man ihnen den prächtig bemalten Grundriß des Staates der Zukunft vorlegte; in dieſen klaren Linien ſahen ſie den Zauberkreis, in welchen der böſe Volksgeiſt für immer gebannt werden könne, die neue Schule hatte ſie um den letzten Reſt des Vertrauens auf die Kirche gebracht; nun nahm aber eben dieſe neue Schule das ganze Vertrauen für ſich in Anſpruch — und man traute ihr eine Zeit lang — und ſiehe da, ſie wurde lebendig — das, was wie goldener Waizen ausgeſehen, ſo lang es noch der Säemann in Händen trug — das war nichts anders als Wurmſaamen, eine hoffnungsvolle, tröſtliche, conſervative und ruheverheißende Staatsphiloſophie wurde geſäet, und eine revolutionäre, hoffnungs-

und troſtloſe, Demagogen- und Freiheitsphiloſophie war aufgegangen.“

„Was Du ſagſt, Bianor, iſt wohl Thatſache. Bei alledem dünkt es mich aber wunderlich, wie die Schüler desſelben Meiſters ſo Vieles über echte chriſtliche Sittlichkeit reden, und wie ſie viele ſalbungsvolle Bände über Moral ſchreiben konnten. Es läßt ſich auch nicht in Abrede ſtellen, daß manche von ihnen ein tadelfreies Leben geführt haben, ſo daß man, ohne deßhalb im mindeſten mit ihrem Syſtem einverſtanden zu ſein, ſagen muß, ſie haben die Anforderungen wahrer Menſchengröße vollkommen erfüllt, nach dem Spruche: Wahre Größe darf nicht nur geiſtig, ſie muß auch ſittlich ſein.“

„Ja, liebe Donia, eben dieſes Hervorſtellen der Sittlichkeit iſt in dieſen Syſtemen auch der täuſchendſte Moment, von dem ſich viele blenden ließen.*) Ich ſage aber: die wahre Sittlichkeit

*) „Anſtatt offen mit dem Chriſtenthume zu brechen, unterſtellte man demſelben willkührlich Begriffe, die

erfordert vor allem andern, daß der Menſch ſich als geſchaffenes, bedingtes Weſen wiſſe, — und demnach einen ungeſchaffenen, unbedingten, einen perſönlichen Gott anerkenne, denn wo kein außer- und überweltlicher Urheber der moraliſchen Weltordnung iſt, da kann auch kein wahres Sittengeſetz ſein. In dem Augenblicke, wo das Geſchöpf den Schöpfer verläugnet, iſt es der Hoffart verfallen, und hat die erſte Bedingung ſeiner Sittlichkeit verloren. Wenn der Pantheismus von einem Sittengeſetz redet, ſo könnte man mit Shakespeare ſagen: „Das iſt der Humor von der Sache.“*)

---

den Schein der Chriſtlichkeit ängſtlich beibehielten, während ſie den Thatſachen des Chriſtenthums geradezu entgegen waren. Seit Hegel hat nach dieſer Seite hin eine ungeheure Begriffsverwirrung, oder, um es rund heraus zu ſagen: Taſchenſpielerei Platz gegriffen.“ Allgem. Zeitg. 22. März 1847.

*) „Es gibt keine Verpflichtung gegen ſich, den Mitmenſchen, den Staat und die Natur — ohne Religion, d. i. ohne Anerkennung der Verpflichtung gegen Gott, ohne Anerkennung des bedingten, unſelbſtigen, an Gott gewieſenen Seins der Creatur.“

Cholerodra, von Dr. C. F. Hock. Wien 1832.

Denn, wäre Gott in uns inwohnend (immanent), derſelbe Gott, von dem das Sittengeſetz iſt, wie könnte uns denn das Sittengeſetz oft ſo läſtig fallen — und die Erfüllung desſelben immer mit ſo großen Opfern verbunden ſein? Wie kann denn Gott in uns mit dem Gott in uns einen dreißig, vierzig, fünfzigjährigen Krieg führen? Wie kann es dem Gott in uns ſo ſchreckliche Kämpfe koſten, wenn das, was er thun ſoll, doch ſein höchſteigener Wille iſt? Wie kommt Gott dazu, daß er in uns die Doppelrolle des abſoluten Herrn, und des endlichen Knechtes ſpielt, daß er ſich thörichter Weiſe mit Pflichten quält, die er ſich ſelber auferlegt?

Wie kommt denn der Gott in uns dazu, daß er, wenn er ſein eigen Gebot nicht vollzogen hat, ſich noch darnach Vorwürfe macht über den Ungehorſam gegen ſich ſelbſt? Warum denkt er ſich nicht: Geſchehen iſt geſchehen — und die Geſchichte, das Geſchehene läßt ſich doch am Ende nimmer anders machen.

Dann wäre ja der in uns wohnende Gott

Geſetzgeber, Scharfrichter und Delinquent zugleich, Eins im Weſen, nur verſchieden als Glieder des göttlichen Lebensorganismus; Geſetzgeber, indem er das Gute in uns denkt — Delinquent, indem er das Böſe thut — Scharfrichter, indem er durch die Strafe des Böſen das Gute exequirt; dann wäre dieſe Dreieinigkeit im Juſtizfache, dieſer Gott in uns nicht viel beſſer als Policinel, der ſich mit der hölzernen Hand vor die hölzerne Stirne ſchlägt, wenn er zur Einſicht kommt, daß er einen dummen Streich gemacht hat, und der zur großen Ergötzlichkeit der Jugend und der Kindsmägde mit dem Kopf an die Wand rennt, daß die ganze Schaubude in ihren Grundveſten zittert; dann wäre der Gott in uns oft erſt ein junger liederlicher Burſche, der ein flottes Leben führt — um dann in ſeinen alten Tagen brummig, wie ein Eisbär, auf die Kanzel des Gewiſſens zu ſteigen, und ſich ſelber den ſcharfen Bußprediger zu machen.

O — das Gewiſſen iſt der Engel mit dem flammenden Schwerte, der die Adamskinder der neueſten Wiſſenſchaft aus dem wohlverſchanzten

Paradies der Ruhe hinaustreibt; das iſt der Engel, dem es unmöglich iſt, zu widerſtehen — daher ſagte Einer nicht mit Unrecht: „Laßt uns erſt noch das Gewiſſen los werden, dann haben wir Alles gewonnen!“

„Ich verſtehe Dich wohl, Bianor, Du kommſt ſomit auf den Satz zurück: Nur ein perſönlicher außer- und überweltlicher Gott, der weſenhaft vom Geſchöpfe verſchieden iſt, kann ein moraliſcher Geſetzgeber ſein, denn wäre Gott Eins mit dem Menſchengeiſte, ſo wäre auch Gott im Menſchen ſein eigener Quälgeiſt — ſein neckender Gnom, der ſich einbildet, etwas Böſes gethan zu haben, und ſich darnach ſelber Qualen dafür auferlegt, dann müßte dieſer Gott gewiß viel einfältiger und lächerlicher ſein, als jene Einſiedler der Wüſte, die man ſo ſehr verſpottet und verhöhnt hat; denn dieſe haben im Angeſichte eines perſönlichen Gottes Buße gethan für ihre Sünden — jene neuen gottvollen Einſiedler der Brandenburgerſandwüſte erkennen keine Sünde an, können aber anderſeits der Bußgedanken doch nicht ledig werden!

„Wohin dieſe Zuſtände noch führen mögen, ſagte nach einiger Zeit Bianor, das liegt außerhalb der Tragweite menſchlicher Berechnung.

Hier in unſerm geſegneten Möpſelglück iſt ſeit Jahren her die beſprochene Anſicht über Gott, Geiſt, Natur, Gut und Böſe mit vollen Händen ausgeſäet worden — leider wird auch die Zeit der Ernte kommen. Iſt Gott als außer- überweltlicher perſönlicher Geſetzgeber verläugnet — und das noch dazu von Staatswegen, und iſt der Menſch zum zeitweiligen Automaten Gottes geworden, ſo ſind Gut und Böſe nur mehr leere Gegenſätze. Der Menſch thut das Gute wie das Böſe nur von Gott getrieben, und der Staat iſt im vollen Unrecht — wenn er eine Strafe über einen Verbrecher verhängt.*) Der Staat hat ſich

*) Dann hätte auch Bettina vollkommen Recht, wenn ſie ausruft: „Armer Verbrecher, wer hat die böſen Geiſter auf Dich gehetzt? wer hat Schuld? Du nicht! nein Du nicht! denn ſchon kaum zur Welt geboren, betrog das Leben Dich, und die Geſetze — die Seele konnte nicht aus ihrem Zwinger ſich losmachen und

ſeines Strafrechtes und hiemit ſeiner Exiſtenz begeben, und wenn es in Möpſelglück nicht anders wird, ſo werden wir bald am Ende ſein!“

„Einem Weltgeiſte bringt der Menſch kein Opfer, und ohne Opfer gibt es keine Sittlichkeit. Wo kein perſönlicher, außer- und überweltlicher Urheber, Träger und Handhaber des Sittengeſetzes iſt, da iſt das Sittengeſetz zur Fabel geworden, und kann keinen Halt haben. Was es mit dem Unterſchied von' Gut und Böſe, den ein Theil der neuen Allvergötterungsſchule noch ängſtlich feſthalten will, eigentlich für ein Bewandtniß ſei, das haben unſere Communiſten ſchärfer ausgeſprochen — und man muß es ihnen laſſen, ſie haben dem Syſteme einen richtigen Schluß gezogen, ſie haben die Schwebelei und Nebelei eines phantasmagoriſchen Sittengeſetzes beendet und

mit dem Genius ſich miſchen. Erſt läßt man Dich nicht Du ſelber werden, und dann ſchickt man die Verantwortung Dir zu von dem Staat, der ſelbſt aller Verantwortung ſich losſpricht von Dir!“

jede Hoffnung aufs Beſſerwerden (von dieſem Standpunkte aus) glorreich auf den Hund gebracht!“*)

„Siehſt Du nun, liebe Donia, ſo ſind wir wieder von der Erwägung unſerer eigenen Lage, auf die der Weltlage gekommen, und haben noch dabei auf unſern Spaziergang vergeſſen.“

Chelidonia drückte ſich den breiträndigen Florentiner in die Stirne, reichte ihrem Bruder den Arm und Beide gingen ſelbander hinaus in die duftige Maienluft; ſie waren nimmer ſo trübe geſtimmt, wie früher, bei ihrem Zuſammenkommen. Durch wahre Bildung haben ſie ſittlichen Ernſt erlangt, der ſie ſchon im Jugendalter fähig machte, der wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit zu gedenken, und ohne ſich abzuſchließen, in die ſelbſt-

*) Als Beleg folgende Worte eines Communiſten: „Ein Staat, der zu ſeiner Exiſtenz den Glauben an den Unterſchied der Guten und Böſen nöthig hat, verdient ſchon deßhalb allein umgeſtürzt zu werden, weil er die menſchliche Natur beleidigt.“

K. Grün, Politik u. Socialismus.

ſüchtigen Beſtrebungen des eigenen Willens, auch an dem Wohl und Weh des Menſchengeſchlechtes Theil zu nehmen.

XIII.

Eine Dorfgeſchichte mit communiſtiſchen und uncommuniſtiſchen Betrachtungen.

Und ſie gingen Beide von Stillfried aus fort auf dem Bergrücken, und gelangten an einen Punkt, von dem man auf der einen Seite hinabſchauen kann in ein liebliches Thal, das ein Flüßchen ſchäumend durchrauſcht, und das auf der andern Seite eine Fernſicht bietet in das fruchtbare Herzogthum Weiningen. Der Thalgrund auf der einen Seite iſt ein kleines Paradies. Hübſche getünchte Bauernhäuſer glänzen aus dunklen Baumgruppen hervor und ober ihren Dächern bildet die waldige Anhöhe den Hintergrund. Beſonders ſchön und groß iſt aber Eines dieſer Häuſer, es hat Thürmlein mit rothbemalten Dächern an den zwei vorderen Ecken, und zwei große Flügelthore, eins auf jeder Seite, führen rückwärts zum Wirth-

ſchaftshof, und ein ſchönes Eingangspförtlein für die Fußgeher iſt in Mitte des Hauſes, und vor demſelben ſtehen buſchige Kaſtanienbäume in einer Doppelreihe, durch welche die Fahrſtraſſe geht — und vor der Baumreihe, die ſich dem Hauſe zunächſt hinzieht, treibt das Flüßchen, von der Sonne beſchienen, ſein glitzerndes Wellenſpiel.

Eine dunkle Maſſe von Menſchen ſieht man vor dem Hauſe ſich herumtreiben, aber es iſt kein Laut zu hören — denn das Rauſchen der Gewäſſer, die ſich nicht weit von dem bezeichneten Hauſe über eine Wehre ſtürzen, verſchlingt in ſeinem Getöſe jede Menſchenſtimme, und es iſt auch zu ferne, um da etwas herauf zu vernehmen. Der dunkle Knäuel beginnt ſich nach und nach zu entwirren, er verlängert ſich zu einem Leichenzug; man ſieht Männer, die einen Sarg tragen, der mit einem ſchwarzen Tuch behangen iſt; der Zug ſchreitet nun aus den Bäumen hervor, und windet ſich über einen Fußſteig eine kleine Höhe hinan, wie ein ſchwarzes Ungethüm, das ſein Opfer in den Zähnen fortſchleppt, um es an einem

abgelegenen Orte zu verſcharren; der Zug geht zum Friedhof. Den Friedhof ſieht man in ſeiner ganzen Fläche vor ſich auf einer Anhöhe liegen; in ſeiner Mitte ſteht eine kleine gothiſche Kapelle aus der guten alten Zeit, wo man noch für die Verſtorbenen gebetet. Bianor und Chelidonia ſehen ſtumm auf das ſonderbare Schauſpiel in der Tiefe. Der Himmel iſt ſo klar und rein — er ſcheint aus Erz gegoſſen. Es iſt ſo ruhig, es weht kein Lüftchen, es rührt ſich kein Blatt — nur die fallenden Waſſer rauſchen, und der Fluß geht ſeinen Weg im heitern Spiel der Wellen — und der Leichenzug ſchreitet hin, langſam, traurig, ſtille. Eine Krone von weißen Roſen liegt auf dem Sarge, und weiße Bänder hängen zu beiden Seiten nieder und werden von kleinen Mädchen in den Händen gehalten; das ſieht man Alles deutlich durch's Lorgnon. Es iſt die Leiche einer Jungfrau — darauf deuten die Blumen und die Bänder hin. Und hinter dem Sarge geht ein ſtattlicher Bauersmann, dem man Wohlhabenheit anſieht — und neben ihm ein händeringendes Weib,

ſie wird ſeine Gattin ſein; die Beiden folgen dem Leichnam ihrer Tochter. Der Zug iſt die dunkle Wolke des ſchönen Maientages; der flatternde Trauerflor, der ſich um die Häupter der Hügel windet, die giftige Schlange im großen Bergkelch des Thales, er iſt der höhniſche Zug im frühlingshold lächelnden Angeſicht der Natur, er iſt der Tod im Leben.

Mitleidig, und in den Schmerz der Trauernden da unten hineingezogen, ſchauen die beiden Geſchwiſter hinab, und werden erſt ſpäter, durch einen Seufzer aus tiefer Bruſt, auf einen jungen Menſchen aufmerkſam gemacht, der in ihrer Nähe, wie in ſich ſelbſt zuſammengebrochen, an einem Baume lehnt — und unverwandten Blickes mit thränenerfüllten Augen hinabſtarrt auf den Leichenzug. Er ſieht Bianor erſt, nachdem dieſer nahe zu ihm gekommen und ihn gefragt, wer die Verſtorbene geweſen ſei? Der Burſche nimmt den Hut ab, nachdem er den jungen Grafen vom Schloße Stillfried erkannt, und ſagte mit gebrochener Stimme: „Das iſt die Wallburg, das Kind des Kloſterbauers!“

„Wie alt mag ſie wohl geweſen ſein?“ fragte nun Chelidonia, nachdem ſie auch herzugekommen.

„Vorgeſtern war ſie zwanzig Jahre alt — und da iſt ſie auch geſtorben!“

Bianor warf die Bemerkung hin: „Ihr wiſſet das Alles ſehr genau — Ihr müßt Euch wohl um das gute Kind recht gekümmert haben?“

Der Burſche gab keine Antwort, und ſah auf's Neue mit verglasten Augen auf den Leichenzug hin, der ſchon dem Thore des Friedhofes zuſchritt; dann wendete er ſich wieder mit einem Blick, der die innere Kränkung verrieth, auf Bianor, und ließ darnach die Augen zu Boden ſinken.

Chelidonia ſah ihren Bruder mit einer etwas ſtrafenden Miene an und ſprach: „Du mußt dem armen Jungen nicht weh' thun, es ſcheint ihm ohnedieß recht traurig zu Muthe zu ſein.“ Und nun wandte ſie ſich in einer mitleidigen und einnehmenden Weiſe an den jungen Menſchen, und fragte: „Ihr habt Wallburg gewiß recht gut gekannt?“

„Ja wohl, ſagte er, ich war ſechs Jahre in ihres Vaters Dienſten!“

Was Bianor vom armen Jungen noch ferner gehört, werden wir gleich aus den Papieren des erſteren wörtlich wiedergeben. Es war Balſam für den Schmerz des Leidenden, als er theilnehmende Zuhörer der Erzählung ſeiner Geſchicke fand; er verſtummte nur eine Zeit lang, als nach gehaltener Grabrede die Roſenkrone auf dem Sarg, die von Ferne wie ein weißer Punkt geſchienen, verſchwand, und die Leute ſich vom Grabe entfernten; — die Tochter des Kloſterbauers war in die Erde geſenkt. Hier die Dorfgeſchichte.

Dem armen Konrad ſtarb Vater und Mutter; arme Leute, die in früherer Zeit ein Bauernhaus beſaſſen, aber durch unverſchuldetes Unglück um dieſes, wie um ihr kleines Vermögen kamen. Er mußte ſeit ſeinem zwölften Jahre hie und da als Knecht dienen, und wurde ſo fünf Jahre lang unter fremden Leuten herumgeſtoſſen. Endlich nahm ihn ein reicher Verwandter als Knecht zu ſich, und das war der Kloſterbauer. Die Beſitzer dieſes Bauernhofes trugen ihren Namen noch von der Zeit her, wo der Hof zu den Gütern eines

aufgehobenen Kloſters gehörte. Der Kloſterbauer war ein reicher, aber ein harter Mann. Konrad wurde bald zum Oberknecht, nicht vielleicht aus Rückſicht der Verwandtſchaft, ſondern weil er ſich fleißig und brauchbar zeigte und die Bauernwirthſchaft wohl verſtand. Dieſe Erhöhung machte ihn aber keineswegs hochfahrend gegen die andern Knechte, denn hochfahrender Sinn lag gar nicht in ſeinem Weiſen. Er liebte auch das Angeben nicht, und wenn ſo etwas vorfiel, was ihm nicht Rechtens ſchien, ſo ſuchte er, ſo viel als möglich, die Sache ſelbſt zu vermitteln, und in's rechte Gleis zu bringen.

So ging es ein paar Jahre lang, und Konrad hatte keinen Feind auf dem Bauernhof, wie in der Umgegend, weder bei den Knechten, noch bei den Mägden. Er war ein ſchöner Burſche, und in ſeinen Zügen lag ſo was Nobles, wie man es, um eines Beiſpieles willen, bisweilen bei den Bauerburſchen findet in Tirol und im bayeriſchen Hochland. Der Schnurbart unter der gebogenen Naſe verlieh ihm ein eigenthümliches, kräftiges Ausſehen.

Wallburg, das Kind des Kloſterbauers wuchs heran. Man gab ihr eine Kammer neben dem Wohnzimmer ihrer Aeltern im Erdgeſchoſſe; ſie wurde ſehr gehütet; man betrachtete ſie als den Hausſchatz, denn ſie war ja das einzige Töchterlein.

Die Vormittage mußte ſie in der Küche ſchaffen, um an der Seite ihrer Mutter das Hausweſen recht kennen zu lernen; und die Nachmittage brachte ſie in ihrer Kammer zu, von der ein Fenſter auf die Straſſe ging und das andere in den linken Hofraum, ſo daß man von dieſem aus ſehen konnte, wer aus- und einging, und ob nicht über Gebühr etwas fortgeführt oder fortgetragen werde.

Wurden auch der Wallburg allerhand Geſchenke gemacht von Vettern und Muhmen, und war deren ſchon ein ganzes Glaskäſtlein voll. Schönes Kaffeegeſchirr, Taſſen, goldene Ringlein, koſtbarlich gearbeitetes Nadelgebüchſe und ſamtene Nähkiſſen.

Und es führte von ihrer Kammer eine Stiege in das obere Geſchoß, in die eigentliche Schatz-

kammer; dort bewahrte sie ihre Pathengeschenke, ihre seltenen Thalerstücke, ihre Sonntagskleider und Erbauungsbücher, zierlich mit Silber beschlagen, und hundert andere Dinge in netten Pulver- und Pillenschächtelchen, deren Arzneiinhalt man verbraucht oder verschüttet, und die jetzt noch mit dem daraufgezeichneten Datum an vorgekommene Unpäßlichkeiten in der Familie erinnerten.

In diesem Zimmer lagen auch auf einem langen Tisch weiße reinliche Bretter, und auf diesen, Torten, aufbewahrbare Kuchen und zierliches Backwerk. Hohe Gäste durften nie überraschen— man mußte zu jeder Zeit zeigen können: Hier ist ein Haus, wo etwas da ist — wo man nie in Verlegenheit kommt; und kam Einem auch schon bei der Thüre ein ganz angenehmer Geruch entgegen von zerstossenen Zimmetstänglein und anderm gewürzigen Gedüfte.

Eine Thüre führte von hier auf den Gang des obern Geschosses, und da wurden an Sonntagen dem Oberknecht Konrad mit freudiger Miene

einige Stücke von den Leckerbiſſen verabreicht, zur Auszeichnung, weil er der Oberknecht war; aber die Mutter der Wallburg wußte davon, und hatte nichts dagegen, nur durfte es der Alte nicht ſehen, denn er war ſehr brummig, und überhaupt mit dem Zeit- und Geldverluſt, den derlei Leckereien hervorrufen, nicht einverſtanden.

War an Sonntagen der Gottesdienſt vorüber, ſo machte ſich Konrad Verſchiedenes zu ſchaffen, und hielt ſich am liebſten im großen Speiſezimmer für die Dienſtleute auf, im gewöhnlichen Salon des Hauſes; da ging Wallburg ſtets hin und her, denn ſie mußte Manches für die Küche holen, und blickte ihn dabei immer freundlich an.

Der Kunſtſinn des guten Burſchen machte ſich hier durch das Taſchenmeſſer Luft; er wußte das ſchöne Weißbuchenholz zierlich zu verarbeiten, und ſo er was fertig hatte, wurde es der Wallburg geſchenkt, und Wallburg war recht dankbar; ſie lächelte immer ſo freudig, wenn ſie was Neues bekam, und fand Alles gar ſchön, und wußte

nicht genug zu loben, und es ringsum herzuzeigen. Bald ſchnitzte Konrad einen zierlichen Bauer für Wallburgs Canarienvogel, bald einen Nußknacker mit einem überaus ſpaſſigen Geſicht, bald einen hölzernen Teller, um Haſen oder anderes Wild darauf zu zerhämmern, ringsum mit Blätterzierathen; es wurde aber nie gebraucht, denn es wäre ja Schade darum geweſen. Hätte man der Wallburg geſagt', ſie ſolle einen der beiden Bildhauer wählen, Thorwaldſen oder Konrad, gewiß ſie hätte dem letzteren den Vorzug gegeben.

Dafür biegelte ſie dem Konrad eigenhändig die Halskräglein, welche er an Sonntagen trug; er pflegte an ſolchen Tagen viel auf Kleidung zu halten. Und wenn er im Winter vom Huſten befallen wurde, ſo war der Sorgfalt kein Ende; er bekam dreimal ſo viel Thee, als jeder andere erkrankte Hausgenoſſe, und es wurden ihm zur Unterſtützung ſeiner Geſundheit ganze Kriſtallſäulen von Zuckerkandis hinaufdisputirt — und der Thee war ſo dick eingeſotten, und weit über den Schalenrand erhoben ſich die Eisgebirge des weißen Zuckers;

Konrad hatte ordentlich mit der Süßigkeit zu kämpfen, und er ſchlang am Ende Alles miteinander hinab, um nicht unartig zu ſcheinen.

Durch die ganzen Jahre her wurde zwiſchen Konrad und Wallburg nie ein Wort gewechſelt, außer über die gewöhnlichſten Vorfälle. Nie vergaß der arme Vetter, daß er, wenn auch ein Vetter, doch nur ein armer Vetter, und wenn auch im Hauſe gut gehalten, und der Oberknecht, doch nur ein Knecht war.

Ging es auf Beſuch zu reichen Verwandten in der Gegend, ſo dünkte das dem Oberknecht keine abſonderliche Unterhaltung zu ſein, denn er mußte auf dem Kutſchbock ſitzen und die Pferde beſorgen, und nur aus beſonderer Gnade ließ man ihn hie und da, ſeiner Verwandtſchaft mit dem Kloſterbauer eingedenk, nach ſchon halb vollendeter Mahlzeit unten an dem Tiſch der Gäſte ein wenig Theil nehmen — und ſelbſt das wurde ihm verbittert, denn der Kloſterbauer unterließ es nicht, auch an der fremden Tafel ihm Befehle zu geben, ihn an dieß und jenes zu erinnern, oder

ihm zuzurufen: es ſei einmal Zeit nach den Pferden zu ſchauen; derlei Scenen der Demüthigung wollten der Wallburg noch viel weniger gefallen als dem Konrad; ſie hegte bei ſolchen Gelegenheiten immer einen heimlichen Groll gegen ihren Vater, ſteckte das Geſicht recht tief in den Teller hinein, und wurde über und über roth wie Scharlach. Dem Konrad entging Wallburgs Theilnahme an ſeinen Leiden nicht; er merkte dieſelbe, und ſie war für ihn ein bedeutender Troſt. — Nie wagte aber, weder der eine noch der andere Theil, den bei ſolchen Gelegenheiten immer aufkeimenden Mißmuth laut werden zu laſſen.

In dieſer Weiſe dauerte das Leben auf dem Hofe des Kloſterbauers fort — und Konrad trug gar keinen andern Wunſch im Herzen, als den beſcheidenen, daß es nur immer ſo bleiben möchte. Aber es webt die Zeit unermüdet am Geſchick und Leben des Menſchen, und Konrad mußte erfahren, daß unter der Sonne nichts Beſtand hat.

Der reiche Müller von Eichenthal kam eines Sonntags mit ſeinem Sohn daherpirutſchirt, und

redete bei verſchloſſenen Thüren viel mit dem Kloſterbauer und ſeiner Frau, und ſein Sohn machte ſich unterdeſſen um Wallburg viel zu ſchaffen — ließ auch allerhand verſteckte Redensarten fallen, prahlte ſich mit ſeinem Reichthum, und rühmte ſich das Leben in Eichenthal und ſeines Vaters ſchönes Haus, der im obern Geſchoß ſo viele ſchöne Zimmer habe, um welche wahrlich Schade ſei, daß ſie ſchon ſo viele Jahre unbewohnt ſtehen; ſagte auch, wie ihn ſein Herr Vater auf ein halbes Jahr in die Stadt geſchickt, daß er mehr gebildet werden ſollte, und erzählte von Theatern, die er dort geſehen, und von Bällen, auf denen er geweſen, und wie er ganz vorzüglich ſchön die Guitarre ſpielen gelernt habe, und ein ganzes Schock der herrlichſten Lieder dabei zu ſingen wiſſe, luſtig und rührend, wie man es eben anſchaffe.

Sodann meinte er auch, es wäre für ein ſonderbares Spiel der Natur zu halten, daß gerade er ein einziger Sohn, und ſie eine einzige Tochter ſei, und wie ſich Beide erhabene Häuſer,

das des Eichenthalermüllers und das des Klosterbauers an Thalern wägen könnten — — und was derlei Reden mehr waren, die der Müllerssohn seiner Bildungsperiode in der Stadt zu danken hatte. Dabei drehte sich der Bursche kokettirend und lachend um und um, so sah er es einmal in der Stadt bei einem jungen Offizierlein, das mit einer Dame sprach — und dieß Benehmen machte einen unauslöschlichen Eindruck in seiner Seele, er hielt es für das non plus ultra der Lebenskunst, und gab sich alle Mühe es nachzuahmen.

Er zweifelte keinen Augenblick an der ungeheuerlichsten Liebenswürdigkeit seines Benehmens, und dachte gar nichts anders, als die Wallburg wisse sich von dem großen Glück, was er ihr vorgespiegelt, gar nicht mehr zu fassen, und sei schon gänzlich außer sich gekommen.

Wallburg aber gliech dem Vöglein, das mit Angst die lauernde Schlange vor sich liegen sieht. Wohl war die Liebenswürdigkeit des Schwätzers nicht so groß, daß ihr selbe hätte gefährlich werden können — aber von dem Gespräche des Müllers

mit ihren Aeltern, und von dem eiſernen Willen ihres Vaters ſah ſie nichts Gutes voraus. Sie ahnte, daß das Zimmer nebenan die Kaufbude ſei, in der man ſie verſchachert. Sie war nicht gewohnt, dem Willen ihres Vaters entgegen zu ſein; an eine Einrede war gar nicht zu denken.

In der folgenden Woche gab es im Hauſe des Kloſterbauers viel Gerede und Gewiſpel; man konnte ſich's an den Fingern herzählen, daß etwas Großes, Ungewöhnliches im Werke ſei. Die Wallburg ſah ſo traurig darein, wie es früher niemals ihre Gewohnheit war. Und wenn die Knechte oder Mägde vermeinten: der Eichenthaler Müller ſei mit ſeinem Sohn auf nichts weniger als auf Brautwerbung hier geweſen u. dgl. — und Konrad hörte dergleichen Reden, ſo ſchnürte es ihm ordentlich den Hals zuſammen, und er ging augenblicklich abſeits, um allein zu ſein, und ſagte für ſich: das ſind doch eben nichts als Plaudereien, man ſagte ja das Nämliche, als voriges Jahr der Amtmann von Holzhauſen hier war, und es iſt doch auch dort kein wahres Wort an der Sache geweſen.

Aber ſiehe da — es kam der nächſte Sonnabend, und als das Nachteſſen vorbei war und Konrad die Befehle ſeines Herrn einholte, ſprach dieſer: Morgen um zehn Uhr muß der neue Schwimmer bereit ſein, es wird hinüber gefahren nach Eichenthal.

Da brodelte und kochte es im Phantaſiekaſten des jungen Menſchen die ganze Nacht lang; er hatte ſich für dießmal in ſeinen Hoffnungen getäuſcht — an dem Gerede des Hausgeſindes mußte doch etwas daran ſein.

Der Morgen kam — und es wurde gefahren. Die Wallburg ſah gar nicht gut aus. Konrad ſpitzte ſeine Ohren auf dem Kutſchbock; er hätte gern gehört, was hinten geſprochen wurde. Aber die Wallburg redete kein Wort den ganzen Weg über — auch ihre Aeltern ſchwiegen; es mußte ſchon unangenehme Auftritte in der Familie gegeben haben — das dachte ſich Konrad von wegen ſeiner Menſchenkenntniß. Er kutſchirte nebenbei fort, trübſeliger Gedanken voll, und als man den Thurm von Eichenthal ſchon ſah — kam auf

einmal ein Reiter dahergeſprengt — und der war Niemand anders als der Müllersſohn. Er grüßte und zeigte neben dem Wagen, daß er es gar wohl verſtehe ein Roß zu tummeln; er war der Wallburg entgegen gekommen.

Jetzt ging es aber auch für einen Augenblick mit der Nervenkraft Konrads auf die Neige; es wurde finſter und ſchwarz vor ſeinen Augen, er führte den Wagen auf einen Steinhaufen, und es fehlte nicht viel zum Umwerfen. Nur das Geſchrei Wallburgs und ihrer Mutter und das Fluchen des Alten brachte ihn zur Beſinnung; er lenkte ſchnell die Pferde auf die andere Seite, ſo daß das Fuhrwerk glücklicher Weiſe ins Gleichgewicht kam. Jetzt fing aber der Kloſterbauer jämmerlich zu ſchimpfen an, und auch der Eichenthaler ließ es an herben Stichreden nicht fehlen; er ſprang vom Pferde herab, ſchwang ſich auf den Kutſchbock, und hieß Konrad abſteigen und das Pferd nach Eichenthal reiten. Der Alte im Wagen donnerte noch immer fort, und war ganz mit den Befehlen ſeines künftigen Eidams ein-

verſtanden. Konrad konnte nichts anders thun, als gehorchen.

Zu Eichenthal wurde großartig getafelt. Der junge Herr gab das Abenteuer mit Konrad zum Beſten, und die Geſellſchaft ſollte ſich auf Koſten des armen Jungen unterhalten. Konrad ſaß im Zimmer nebenan bei den Mühlknechten zu Tiſche, und mußte das Alles mit anhören. Auch dieſe fingen an, in ihrer rohen Weiſe ihn zum Beſten zu haben, und machten ſich luſtig darüber, daß er ein ſo pfiffiger Kutſcher ſei.

Er ſah zudem beim Abſchiede den Müllerſohn ganz zutraulich zu Wallburg werden — und mußte vom etwas weintrunkenen Kloſterbauer im Nachhauſefahren noch eine Fluth von Schimpfworten vernehmen. Als Wallburg ihren Vater bat, er möge doch einmal aufhören, brach der Sturm auch gegen ſie los.

Konrad war zu einem Entſchluß gekommen. Der Abend des nächſten Tages ſollte ihn nimmer im Hauſe des Kloſterbauers ſehen, im Hauſe, wo ſein Stern unterzugehen anfing.

Es war ihm höchſt peinlich, als das Hausgeſinde ihn mit Fragen beſtürmte: Ob es denn ganz gewiß ſei — und ob man vielleicht ſchon den Tag der Hochzeit beſtimmt habe? Seine Antwort war: Es kümmere ihn wenig, und er wiſſe nichts davon.

Nachdem Konrad die Nacht hindurch ausſtudirte, wie er es beginnen ſollte, um alſogleich das Haus verlaſſen zu können, ſo daß er nicht gezwungen werde, die vertragsmäßige Zeit beim Kloſterbauer auszuhalten — faßte er dieſen am künftigen Morgen bei ſeiner ſchwachen Seite, bei ſeinem Bauernſtolz. Er bat den Kloſterbauer, derſelbe möge ihn ſogleich ſeinen Weg gehen laſſen, wenn er ſeiner zur Führung der Wirthſchaft nicht nothwendig bedürfe. Dieſe letzteren Worte waren für den Alten eine arge Beleidigung; er äußerte ſich alſogleich: So lange er ſelber noch am Leben ſei, bedürfe er keines Menſchen nothwendig zur Führung ſeiner Wirthſchaft, und er finde tauſend tüchtige Burſche, von denen ſich Jeder eine Ehre daraus macht, in ſeinem Hauſe Oberknecht werden

zu können; zugleich ſetzte er hinzu: Jetzt hat es aber auch mit der Vetterſchaft ein Ende, und wenn Du in Zukunft Etwas brauchſt, ſo wiſſe nur zum Voraus, daß Du in meinem Hauſe nichts mehr zu ſuchen haſt!

Konrad beherrſchte ſich, um auf halbwegs gute Weiſe wegzukommen, und dankte für alles Gute, was er im Hauſe empfangen. Der Frau des Kloſterbauers war leid um ihn — ihr Bauernſtolz erlaubte ihr aber nicht, dieß abſonderlich hervorzuſtellen; ſie meinte nur, wegen dem bischen Auszanken hätte er ja nicht gleich das Bündel ſchnüren dürfen.

Dieſe Verhandlungen hörte Wallburg im nächſten Zimmer. Konrad ordnete nun ſeine Siebenſachen, und ließ ſelbe von einem andern armen Vetter, der in der Nähe eine kleine Bauernwirthſchaft beſaß, abholen.

Dann begab er ſich noch einmal in die große Stube, und rief der Wallburg aus ihrem Zimmer. Sie kam etwas verweint heraus. Er gab ihr die Hand zum Abſchied. Sie ſagte: So geht Ihr denn

aus Ernſt Konrad? Ja wohl, Burgel, ſagte er, ich gehe! Ich wünſche Euch recht viel Glück für Euer ganzes Leben; denkt nichts Uebles von mir, aber ich muß fort!

Sie wollte noch Etwas ſagen, aber die in der Nähe polternde Stimme ihres Vaters verkündete, daß er bald hereinkommen werde, und ſo wurde der Abſchied verkürzt. Sie brachte nur die Worte heraus: Lebt recht wohl, Konrad, und — jetzt brach ihre Stimme, ſie ſtürzte in das nächſte Zimmer hinein, und ein lautes Aufſchluchzen, die Ouvertüre zu einem heißen Thränenſtrom tönte Konrad nach. — Jetzt war es zu ſpät — er konnte nicht mehr umkehren; der Würfel war gefallen, er mußte gehen!

Als er beim Hauſe draußen war, konnte er nicht umhin, beim Fenſter hinein einen Blick in Wallburgs Zimmer zu werfen. Sie ſaß in ſich zuſammengebrochen da — die Arme auf den Tiſch geſtemmt, das Geſicht in ihren Händen begrabend, und ſchien heftig zu weinen. Jetzt konnte er nicht mehr an's Fenſter klopfen und mit ihr reden; —

es trieb ihn fort. Er wollte Anfangs weit aus, er wollte in die Fremde gehen, doch ſein armer Vetter bewog ihn, den Winter über in ſeinem Bauernhofe zuzubringen; er konnte ihn gar wohl brauchen zum Holzſchlag, zur Bereitung verſchiedener Werkzeuge u. dgl., denn Konrad war ein anſtelliger Burſche.

Schon die nächſte Woche verbreitete ſich das Gerücht, die Wallburg werde den Müllersſohn von Eichenthal heirathen — und nach Weihnacht ſolle Hochzeit ſein. Die Zeit kam. Walburg aber wurde ſehr kränklich — ſie brachte den ganzen Tag in einem Großvaterſtuhl zu, und ſah blaß und eingefallen aus. Die Hochzeit mußte verſchoben werden; man wartete nur auf das völlige Wiederkehren ihrer Geſundheit, künftiges Frühjahr — dieſe Hoffnung ſprach der Arzt aus, denn er fand ja an der Wallburg keine eigentliche Krankheit.

Das Frühjahr nahte heran, aber Wallburg ſah immer leidender aus. Am Ende ſchien es ihren Aeltern ſelber ſchon ſehr gefährlich zu werden, ſie beriefen Aerzte von nah und fern. Die Kran-

lächelte bitter, als dieſe über ihren Zuſtand Rath gehalten — und bat des andern Tages, man möge ihr den Paſtor holen. Der ermahnte ſie zur Geduld in ihren Leiden, und zum gehorſamen Ergeben in den göttlichen Willen. Sie ſagte bei einer ſolchen Gelegenheit einmal: Das wird mir nicht ſchwer, bin ich doch auch meinen Eltern gehorſam geweſen bis zum Tode. — An einem ſchönen Maiabend ließ ſie ſich in ihrem Stuhl an's offene Fenſter rollen, und ſah hinaus in die junge, aufblühende Natur. Die Kaſtanienbäume vor dem Fenſter hatten ihre Blüthenkerzen aufgeſteckt, wie Chriſtbäume, und der Blumenſchnee fiel, wie Wachstropfen von der leiſen Luft angeweht, auf die Erde herab. Die Abendſonne gab aus den Wellen des Flußes einen röthlich goldenen Schein zurück. Vom Berge gegenüber leuchtete der matte Silberglanz einer herabtanzenden Quelle durch die dunklen Föhren. Vor'm Hauſe ſprudelte luſtig der Brunnen ſein Waſſer in den ausgehöhlten Baum, und die Sperlinge trieben ihr Unweſen und zänkiſches Geſchrei, und ſetzten ſich rottenweis auf

den Rand des Waſſertroges und tranken, und ſpotteten den Canarienvogel aus, der am Fenſter ſtand, in ſein Haus verſchloſſen, und der ſchon auf dem oberſten Stänglein langſam ſeine Flügel ſchüttelte und ausdehnte, um ſich auf den Schlaf vorzubereiten. Bisweilen ſtieß er einen leiſen Ton aus, wie einen Klagelaut. Dieſe frohe Luſt in der herrlichen Natur entfaltete ſich reizlos vor den brechenden Augen der Wallburg; — ein Abendthau von bittern Thränen quoll aus ihren Augen, als ſie Alles ſo heiter und fröhlich vor ſich ſah, und ſich ſelbſt ſo leidend fühlte und ſo krank. Da durchſtrömte ſie plötzlich ein neuer Schmerz; ſie klingelte ihrer Mutter, die eben noch zur rechten Zeit erſchien, um ihr mit dem Tode ringendes Kind in die Arme zu faſſen. Wallburg ſtarb mit der ſinkenden Sonne.

Nachdem Konrad einmal aus dem Hauſe ihres Vaters war, ſah er die Wallburg nimmer. Wohl erkundigte er ſich fleißig, wie es mit ihrer Geſundheit ſtehe, und es machte ihn tief betrübt, ſo oft er von ihrem allmäligen Hinwelken vernahm.

Die Nachricht von ihrem Tode verbreitete ſich wie ein Lauffeuer in der Thalgegend. Man ſtellte in ihrem Sterbezimmer auch ihren Sarg auf, und aus der ganzen Umgegend kamen die Leute, um die Todespracht zu ſehen, welche der Kloſterbauer bei der Leiche ſeines einzigen Kindes erglänzen ließ. Konrad wollte das Haus nimmer betreten, die Leiche Wallburgs mußte er aber doch ſehen.

Er ging in der Nacht vor'm Begräbniß zum Fenſter hin, welches geöffnet war. Einige Knechte hielten im Nebenzimmer die Todtenwache; ſie tranken Bier und pflegten des Kartenſpieles zum Wohl der abgeſchiedenen Seele. Konrad blickte beim Fenſter hinein; der Sarg ſtand auf zwei Stühlen und war mit Roſen ausgefüllt. Die Wallburg ſah im Tode aus wie eine Prinzeſſin; ihr bleiches Antlitz veredelte der ernſte Zug um den geſchloſſenen ſchweigenden Mund; jede Aehnlichkeit, welche im Leben an den Geſichtsausdruck ihrer Eltern erinnerte, war jetzt verſchwunden. Einige Blumentöpfe mit Rosmarin und Lilien ſtanden um den

Sarg. Pflanzen, deren eigenthümlicher Duft mit dem Leichengeruch eine gewiſſe Aehnlichkeit hat. Ein paar düſtere Kerzen brannten zu Häupten der Todten, und beleuchteten ſpärlich das Zimmer; ſelbſt das glänzende Geſchirr und Spielwerk im Gläſerkaſten, welches den matten Schein der Kerzen zurückwarf, ſchien mit trüben Augen auf die Geſtorbene hinzuſchauen. Auch das ſchön polirte Tiſchlein ſtand noch am Fenſter, bei welchem ſie zu nähen und ſticken pflegte; dasſelbe Tiſchlein, was ſie immer ſo ſauber zu erhalten wußte — auf welches damals, als Konrad fortging, ihre heißen Thränen floßen — und das jetzt die eingebrannten und eingeätzten Kreiſe von Schalen, Gläſern und Bechern zeigte, die man während der Krankheit Wallburgs auf dasſelbe hingeſtellt. Im ſtumpfſinnigen Leid prägte ſich das ganze Zimmer mit allen Einzelheiten tief in Konrads Gedächtniß. „Ja, ja, murmelte er für ſich hin, das war ihr Tod; die Eltern haben ſie gezwungen, den Müllersſohn zu heirathen, und den wollte ſie nicht — um mich iſt ihr, als ich fortging, auch recht, recht leid geweſen!“

Der Junge wollte ſich's halb aus Beſcheidenheit und halb aus Gewiſſensbiſſen gar nicht eingeſtehen, daß er zunächſt die Veranlaſſung zu ihrem Tode geworden. Er ſchob den Gram, welcher ihre Krankheit erzeugte, auf die Abneigung gegen den Müllersſohn, und ließ den Gram der verunglückten Zuneigung zu ſeiner eigenen Perſönlichkeit ganz aus dem Spiele.

Die Wallburg war am Tage vor ihrem Tode ſehr aufgeregt. Der Paſtor, ein chriſtlicher Mann, blieb lange Zeit bei ihr — nicht vielleicht, weil ſie eines reichen Bauers Tochter war, er beſuchte auch die Armen in Todesnöthen. Als der Paſtor fortging, verlangte ſie noch einmal ſeine Tochter, ihre Jugendgeſpielin und Freundin, zu ſehen. Dieſer übergab ſie einen Ring mit dem Bedeuten, ſelben dem Konrad, aber ohne alles Aufſehen, zum Andenken auszuliefern; auch die Freundin ſelber wurde mit einem gleichen Andenken bedacht.

Den Ring händigte die Pfarrertochter dem Konrad am Morgen des Leichenbegängniſſes ein, als ſelber eben am Zaune bei des Pfarrers Gar-

ten vorbeiging. Sie ſprach nur die Worte: „Hier ſchickt Euch Wallburg ein kleines Angedenken!“

Den Leichenzug wollte Konrad nicht mitmachen, dafür aber demſelben in der Einſamkeit zuſehen. Wir wiſſen, wie Bianor und Chelidonia den Burſchen auf der traurigen Ausſicht gefunden. Das freundliche Entgegenkommen der beiden Geſchwiſter bewog ihn, ſelben ſeine ſimple Geſchichte zu erzählen. Bianor fand an dem redlichen Jungen Wohlgefallen, und nahm ſich vor, ihn bei Gelegenheit in ſeinem Dienſte zu verwenden. Als er nach Hauſe kam, brachte er die gehörte Geſchichte zu Papier.

Dieſe gab den Beiden viel zu bedenken und zu beſprechen. Auch wir wollen einige ihrer Bemerkungen hierüber folgen laſſen.

„Der Communiſt wird über die Geſchichte der Wallburg ſagen: Da ſeht ihr's, der verfluchte Beſitz iſt an allem Erdenjammer Schuld — das Geld wühlt ſelbſt in den Eingeweiden des Reichen — es vergiftet ſein eigenes Lebensglück, es vergiftet das ſeiner Familie — das

Geld macht den armen Teufel unglücklich; er wagt es nicht, das zu verlangen, was ihm gebührt. Konrad ſeufzt und ſchmachtet, er wagt es Jahrelang nicht die Sehnſucht ſeines Herzens auszuſprechen; das Geld iſt der Riegel vor ſeinen Mund geſchoben, denn ſagt er nur Ein Wort und der Kloſterbauer erfährt es, ſo wird er mit Schande und Spott vom Hauſe gejagt; — Unglück und Schmach liegt zugleich als Fluch auf dem Haupte des Armen! Ueberall, in Stadt und Dorf ſtehen ſich Armuth und Reichthum feindlich entgegen — überall vernichtet der Beſitzende den Proletarier, und dieſer Fluch, der ſchwerſte von allen, der muß nun weggenommen werden von der Welt — das iſt die wahre Welterlöſung! Fürder keinen Beſitz mehr, kein Geld und kein Boden!"

„Selbſt im Hauſe des Reichen wird der Beſitz zum Fluche! Wallburg ſtirbt aus Gram; ſie darf ſich dem Proletarier nicht an den Hals werfen, das brächte ihr den Fluch des beſitzenden Vaters; ſie leidet an dem Vorurtheil, als ob der Fluch Etwas ſchaden könnte, an dem Vorurtheil

des Gehorſams der Kinder gegen die Aeltern — mit Einem Worte an dem Vorurtheil der Religion — der Täuſchung eines Jenſeits! Darum ſagen wir: Weg einmal mit dieſen Thorheiten, weg mit dem Blendwerk der Religion, die zu nichts anderm da iſt, als zu einer Schutzmauer des Beſitzes — nichts mehr mit einer gewöhnlichen Revolution, die uns nichts helfen kann, weil ſie den Beſitz, wie wir bisher geſehen, nicht vernichtet hat, ſondern nur in andere Hände brachte; der letzten großen Revolution darf es nicht genügen, ein Königshaupt fallen zu machen; die geprägten Königshäupter müſſen vernichtet werden; weg mit dem Geld von der Erde — weg mit der Religion, die mit der Täuſchung des Almoſens den Proletarier zum Beſten hält, und den Beſitzenden den Anſchein eines Beſitzrechtes, den Anſchein der Humanität gibt — die wahre Humanität muß Gleichheit ſein, und Gleichheit kann nur da ſein, wo kein Beſitz iſt."

So muß folgerichtiger Weiſe, im ſich ſelber überſtürzenden Pathos, der Communiſt ſagen. Und

wenn es wahr wäre, daß es kein Jenſeits gäbe, und wenn ſonach ohne dem Glauben an dieſes Jenſeits hier auf Erden ein Sittengeſetz beſtehen könnte, ſo wüßten wir wahrhaft dem raiſonirenden Communiſten nichts Erhebliches entgegen zu ſetzen.

Nun es aber ein Jenſeits gibt, und ohne dem Glauben an dieſes Jenſeits ein Sittengeſetz trotz allen ſchönen Worten durchaus nicht beſtehen kann, ſo laſſen ſich an die Dorfgeſchichte auch andere Betrachtungen anknüpfen.

Für's Erſte darf die Härte des Kloſterbauers nicht in Schutz genommen werden. Eben hierin war ja der Bäueriſche Klotz den Geboten des Chriſtenthums entgegen; er wollte es gar nicht ahnen, daß der Perſönlichkeit ſeiner Tochter auch ein Recht zukomme, und daß die wechſelſeitigen Anſprüche der Familie immer nach Recht und Billigkeit geordnet werden ſollen. Konrad wagte es nicht um die Hand der Wallburg zu werben, denn die Geſinnungen des Kloſterbauers waren ihm nur zu bekannt. Die Tochter übte den kind-

lichen Gehorſam, und ging darüber leiblich zu Grunde. Nicht die Sinnlichkeit ſollte ihren Lebenszweck beſtimmen, ſondern das Sittengeſetz; dieſes Sittengeſetz kann aber nur einen Halt haben in der perſönlichen Autorität eines Geſetzgebers, d. i. Gottes — ebenſo wie ein Geſetz ſeinem Inhalte nach nur der Wille eines ſelbſtbewußten Weſens ſein kann. Iſt der perſönliche Gott verläugnet, ſo iſt das Sittengeſetz kraftlos und haltlos geworden, denn deßwegen weil wir die Idee des Guten in uns tragen, ſind wir noch nicht geſonnen, das Gute zu thun — und der Hang zum Böſen ſteht dem Guten wenigſtens gleichgewichtig gegenüber.

Nun gibt es aber Lebensverhältniſſe, in denen der Menſch dem Sittengeſetze nicht nur ſein zeitliches Glück, ſondern ſogar das ſeinem Geiſte vereinte Leben der individuellen Natur, d. h. des Leibes zum Opfer bringen ſoll; ein ſolches Opfer aber (wie auch ſchon jedes kleinere, wenn ſolches nicht, wie es bisweilen geſchieht, von der Eitelkeit und von der Ruhmſucht gefordert wird) bringt der Menſch nur dann, wenn ihm der Gedanke an

Gott den perſönlichen Geſetzgeber klar vor dem Geiſte ſteht. —

Dem Geſetze des Gehorſams gegen die Aeltern opferte Wallburg ihr Lebensglück. Im Kampfe, den ſie hiebei mit ihrer Neigung kämpfen mußte, ging ihr Naturleben unter; das war aber nicht ihr Wille — ſie ſuchte nicht den Tod, ſie wollte nur den Schmerz überwinden. Dieſer Jammer in dieſer Form wäre nun freilich in einer projectirten communiſtiſchen Geſellſchaft durchaus nicht möglich, das muß man offen bekennen. Eben nach dieſer Seite hin, wäre für das irdiſche Lebensglück eine größere Sorgfalt getragen als gegenwärtig; wir wollen ſehen: wie? — Nach durchgeführt communiſtiſchem Grundſatz iſt die Tochter frei, und durchaus nicht mehr an den Willen ihrer Aeltern gefeſſelt; ſie iſt von dem Augenblicke an von der Familie emancipirt, wo ſie den Mann ihrer Liebe gefunden hat; Niemand hat das Recht hierin ihrem Willen entgegen zu ſein; ſie iſt aber auch im ſelben Augenblicke von dem Manne ihrer Wahl emancipirt, wo ſie an ihm kein Gefallen

mehr findet; und eine neue Wahl muß ihr frei ſtehen in's Unendliche fort.

Erhabene Prophetiſſen dieſer Emancipation hat es zu allen Zeiten gegeben; emancipirte Frauen, die den freien Wechſel großartig betreiben, deren Aufopferung bisher nur mit einem ſchlechten Ruf, und mit einem abſcheulichen Namen belohnt wurde; das muß bei der neuen Ordnung der Dinge anders werden.

Hat erſt das Geld aufgehört zu ſein, ſo geht mit dem Geld die Schande fort; die Proſtituirte kann ſich dann nimmer verkaufen, und die Proſtitution hört auf; das Weib wird einen freien Bund ſchließen, und die Emancipation fängt an. Das Weib wird nicht mehr ſeufzen unter den eiſernen Banden eines Geſetzes, das ſie unglücklich macht; es wird aufjubeln unter dem Banner der Emancipation und wird glücklich ſein!

So prophezeit und verheißt der Communismus den Frauen eine neue Freiheit — eine beſſere Freiheit, als das Chriſtenthum ihnen gegeben, eine heiligere Stellung, als ihnen bisher die Ehe bieten

konnte. Und der Communiſt weiß die Sache beim rechten Ende anzufaſſen, das muß man ihm zugeſtehen. Sind nur erſt die Bande der Familie zerriſſen, ſo ſprengen ſich die Bande der großen Familie, des Staates von ſelber.

Wenn in der Familie Ehrfurcht und Gehorſam in Frechheit und Willkühr umſchlagen, dann vermorſcht und verdürrt auch der große Baum des Staates, deſſen Lebenswurzeln in die einzelnen Familienkreiſe auslaufen — und welcher von dorther Wachsthum, Kraft und Beſtehen erlangen ſoll. —

Iſt die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe der Willkühr und den Gelüſten preisgegeben, gewähren ſchmiegſame Staatsgeſetze Löſung des alten Bundes und Knüpfung eines neuen in angemaßter Kirchengewalt, dann hat wohl der Staat ſelber den wichtigſten Schlußſtein vom Bogen ſeines Gebäudes herausgenommen, und es darf ihn nicht Wunder nehmen, wenn die ganze Wölbung in ſich ſelber zuſammenſtürzt.

Die heilſamen Betrachtungen, in welche wir

uns hier ergießen, werden uns nicht so sehr durch die Dorfgeschichte, welche wir erzählt haben, sondern durch eine Menge von Möpselglückerstadtgeschichten, welche fast unzählbar sind, abgerungen.

In Möpselglück war es nichts seltenes, Frauen zu finden, die schon die Feier des siebenten Hochzeittages begangen, während ihre sechs ersten Männer auch wieder zu verschiedenen Malen ein heilig Bündniß geschlossen, und ganz wohlbehalten zu Möpselglück herumspazierten.

Es war für einen Gemahl gar nichts Ueberraschendes mehr, wenn ihm seine lächelnde Frau in einer Gesellschaft einen Herrn vorstellte mit den Worten: „Ich habe die Ehre, Dir hier meinen zweiten, dritten oder vierten Mann aufzuführen.“

Die Ehe war zu Möpselglück zu einer Art Gewohnheit geworden, die in den Gränzen eines gewissen Anstandes gehalten, auf ihrer Oberfläche sittlich schien, und wie ein Epheu- und Myrthenumrankter Teich den blauen Himmel abspiegelte; im Grunde aber steckte nur eine laxe Moral und

eine ſtreng eingehaltene Frivolität, wie ein ſchmutziger Sumpf hinter einem flachen Waſſerſpiegel.

Man machte, als ſich Skandal auf Skandal häufte, Verſuche durch ein etwas ſtrengeres Scheidungsgeſetz der Heiligkeit der Ehe aufzuhelfen, das bewirkte aber nichts anders, als eine heilige Scheu vor der Ehe. Die Heirathen nahmen ſichtlich ab, und die Moral noch ſichtlicher; alle alten Begriffe von Sittlichkeit in Bezug auf das geſchlechtliche Verhältniß waren ja längſt in Ruinen zerfallen — und unter dieſen Ruinen war die Familie begraben.

Die Stimme der Prediger, die noch in ſubjectiver Ueberzeugung an's poſitive Chriſtenthum hielten, wurde verhöhnt und war kraftlos geworden, dafür mußte ſich die Thätigkeit der Polizei vermehren. An die Stelle des chriſtlichen Sittengeſetzes, welches in Freiheit des Geiſtes wirkt, trat das ſtaatliche Polizeigeſetz, das ſich den Zwang der Leiber zum Beruf gemacht; die vollen Gefängniſſe erklärten die leeren Kirchen.

Professor Aleph betrachtete all diese traurigen Zustände auf ganz eigene Art, aus der Höhe seiner spekulativen Vogelperspektive. Er klagte geradewegs die Katholiken der Sittenverderbniß an, und rühmte dagegen die erhabene Moral, welche man dem Protestantismus zu verdanken habe — und Möpselglück war doch eine durchwegs protestantische Stadt. Die Anklage der einen und die Lobpreisung der andern Confession wäre ganz unerklärlich, wenn nicht der Umstand uns Licht verschaffen würde, daß Aleph als herzoglich Möpselglück'scher Professor sprach. Die Universität hatte ihn nämlich zum Rektor erwählt, und als solcher schilderte er das Verderbniß, welches die Römische Kirche über die Welt gebracht. „Er schilderte die Verunsittlichung des Lebens durch die Zerstörung der Familie mittelst des Cölibates; durch die Zerstörung des werkthätigen Fleißes mittelst der Vergötterung der Armuth und Faulheit und stupiden Werkheiligkeit; durch die Zerstörung der Gewissenhaftigkeit mit-

telst eines stumpfen unmündigen Gehorsams, der in seiner Gedankenlosigkeit die Verantwortung für sein Thun den Priestern überläßt; endlich durch die Zerstörung des Staates, nicht nur mittelst Verachtung und Verdammniß der Ehe, des Eigenthums und der denkenden Selbstgewißheit, sondern auch durch die Nichtanerkennung der wahren fürstlichen Souverainität. Mit Begeisterung erhob er dagegen den Protestantismus als den Wiederhersteller der Sittlichkeit des Familienlebens, der bürgerlichen Rechtschaffenheit, der Gewissenhaftigkeit und Gewissensfreiheit, der Einheit des Göttlichen und Menschlichen, wie sich dieß (nach ihm) besonders darin ausdrücke, daß der Fürst eines protestantischen Staates zugleich der oberste Bischof seiner Kirche sei.“*)

*) Siehe Hegels Leben durch Rosenkranz. Berlin 1844. Seite 411.

Alles das durchſchoſſen Gedruckte hatte Aleph wörtlich aus der von Hegel 1830 zu Berlin gehaltenen Feſtrede entnommen. Er war der Kleinverſchleißer Hegel'ſcher Weltanſchauung; er war der Möpſelglückerhegel, und Möpſelglück iſt, wie wir ſchon zu bemerken Gelegenheit fanden, in vielen Stücken der Weltſtadt Berlin ſo gleich, wie ein Ei dem andern. Und ſonderbar, höchſt ſonderbar — Aleph irrte ſich über die Möpſelglücker-Zuſtände ſo großartig, wie ſich Hegel über die Berliner-Zuſtände geirrt hat.

Somit fragen wir (natürlich ohne alle ſchiefen Nebenbeziehungen, und gerade auf die Sache losſchreitend): Wo in Deutſchland iſt die Verunſittlichung des Lebens durch die Zerſtörung der Familie größer, als zu Berlin und zu Möpſelglück, — aber an keinem dieſer Orte iſt dieſe Verunſittlichung durch das katholiſche Cölibat herbeigeführt worden, wie Hegel und Aleph meinten. (Man nehme hierüber Einſicht in: Friedrich Saß: Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwicklung. Leipzig 1846.

In dieſem Buche finden ſich ſtatiſtiſche Tabellen ſo gewichtig und unumſtößlich wie Stadtmauern.)

Und wo, fragen wir ferner, iſt mehr Armuth und Faulheit und ſtupide Werkheiligkeit, als zu Berlin und zu Möpſelglück? Die ſtupide Werkheiligkeit zu Berlin iſt das Stehlen, und ſich dabei ſtupider Weiſe erwiſchen laſſen. Hat man nicht zu Berlin im November 1846 in Einem Tage vierhundert Diebe in's Gefängniß gebracht? (Siehe über die europäiſche Großartigkeit der Berliner-Beutelſchneider das Werk: Die Berliner Diebe, von dem Berliner Polizeibeamten, Herrn Zimmermann.)

In Möpſelglück iſt es eben ſo. Wenn nun Hegel und Aleph ferner meinen, das katholiſche Volk habe in ſeiner Gedankenloſigkeit die Verantwortung für ſein Thun den Prieſtern überlaſſen, (welche Anklage keiner Widerlegung bedarf) und daraus ſei die Zerſtörung der Gewiſſenhaftigkeit mittelſt eines ſtumpfen, unmündigen Gehorſams gekommen, ſo ſehen wir, wie auch zu Berlin

(und zu Möpſelglück) die Gewiſſenhaftigkeit zerſtört iſt, ſtatt dem ſtumpfen und unmündigen Gehorſam aber, wenn ſich Gelegenheit dazu ergibt, ein ſchneidender und mündiger Ungehorſam ſich breit machen wird. —

Wenn ferner die Katholiken die Ehe verachten und verdammen, und ebenſo auch das Eigenthum, und die denkende Selbſtgewißheit, ſo müſſen wir fragen: Wo wird denn die Ehe verachtet und verdammt, die doch ein Sakrament iſt, und unauflöslich obendrein, und wo wird das Eigenthum verdammt, und wo wird die denkende Selbſtgewißheit nicht gepflogen? Wer verachtet und verdammt die Ehe, als der, welcher ſie für eine leere Formel hält, und wer verachtet das Eigenthum? Doch, da hat Hegel und Aleph recht! Die Berliner Diebe lieben das Eigenthum — freilich: das Eigenthum eines Andern! Und was endlich die Anerkennung der wahren fürſtlichen Souverainität anbelangt, darüber gibt das Kapitel der Attentate und der Ausweiſungen Aufſchluß. — Ueber die

Schmeichelei des Cäſaropapismus wollen wir gar keine Worte verlieren. Wir ſagen nur: Nach den Reſultaten, die ſich zu Berlin und Möpſelglück zeigen, ſind beide Städte katholiſch geweſen, ohne es zu wiſſen — denn es zeigen ſich ja dort die Folgen der von den beiden Staatsphiloſophen angegebenen katholiſchen Verdummung, Verſchlechterung und Verniederträchtigung.

O Fanatismus der Staatsphiloſophie, der du aus Schmeichelei die Krebsſchäden am eigenen Leibe nicht ſehen willſt! O Staatsphiloſoph Aleph, der du in ſo einfachen, handgreiflichen Dingen der Wahrheit den Rücken zuwendeſt, was ſoll man von deiner Wahrheitsliebe in den höchſten, nicht ſo leicht entwirrbaren Angelegenheiten des Menſchenlebens halten? Wann nimmt ſich ein Weltweiſer achtenswerther, edler und großartiger aus, als dann, wenn er zum Hofkomplimentenſchneider wird — wenn er ſich der Staatslobhudelei hingibt — wenn er patriotiſche Gefühle verſchleißt, die er handgreiflicher Weiſe in der angegebenen Menge nicht auf dem Lager liegen hat!

Doch um von dieſem Auslaufer über die Staatsphiloſophie wieder zum Gegenſtand zurückzukommen, von dem wir ausgegangen, ſo müſſen wir noch erwähnen, daß ſich das Gift der Familienzuſtände ſchon zu ſehr in alle Schichten der Geſellſchaft eingefreſſen hatte, als daß hier ſo ſchnell an eine radicale Heilung zu denken geweſen wäre. Man behandelte die Sache zu lange Zeit hindurch in folgender Weiſe:

Wenn es im neunten Gebote heißt: Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Hausfrau! ſo ſagte das Staatskirchengeſetz: Warum denn nicht? Begehre immerhin darauf los, du ſollſt ſie haben! Verſtändigt euch nur untereinander, bringt die nöthigen Papiere — wir werden euch zeigen, was mehr Gewicht hat, die alte Lithographie von der zweiten Tafel Moſis, oder die Sammlung unſerer Staatskirchlichen Verordnungen!

Freilich darf man die Herren zu Möpſelglück eben nicht eines großen Scharfſinnes beſchuldigen, ſonſt hätten ſie wohl auch Fortſetzung und Schluß der alten Moſaiſchen Lithographie in Anbetracht

genommen; der lautet: Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Gut. Sie dachten nicht daran, daß in dieſen zwei Geboten der Damm gegen den Communismus beſteht; das erſte rießen ſie ſo ziemlich nieder — das zweite wird darnach die unaufhaltſame Strömung ſchon ſelber ausſchwemmen und niederſtürzen!

„Der Weibergemeinſchaft, und all den ſchmutzigen Weibergeſchichten, dachten ſich die Hochweiſen, wollen wir vorläufig durch die Finger ſchauen — wenn die Leute nur dabei ehrliche Männer bleiben; Ehrlichkeit und bürgerliche Tugend iſt doch immer die Hauptſache!"

Nun, ſo geht in eure Gefängniſſe, und drängt euch in eure Mäcklerhallen, und ſchaut euch die Börſengeſichter an, und ſeid überzeugt, daß die meiſten dieſer Kerle euch nur deßwegen nicht fünf Thaler aus der Taſche ſtehlen — weil ſie die Hoffnung haben, euch viel bequemer um hundert betrügen zu können!

Aber all' dieſe Prophezeiungen, (die jetzt

wahrlich keine Kunſt mehr ſind, weil ſich die Zukunft faſt ſchon mit Händen greifen läßt) die ſind euch doch nichts anders, als eitel Phantaſterei, ihr wollt Thatſachen, große Thatſachen — an die kleineren, die euch vor Augen liegen, ſeid ihr ſchon zu ſehr gewöhnt — nun, nur ein klein wenig Geduld! Ihr ſollt Wunder ſehen, gegen deren Echtheit euch weder Strauß noch Feuerbach einen Zweifel aufzubringen im Stande ſein werden.

XIV.

Wie man zu Möpſelglück daran denkt, den ſchadhaften Kirchen-Zuſtänden nachzuhelfen, wie dann bei einem Univerſitäts-Jubiläum die deutſche Einheit einen neuen Schwung bekommt, und wie der Oberkirchenrath von bedauerlichen Schickſalsſchlägen hart mitgenommen wird.

Wir ſagten am Schluße des eilften Abſchnittes, daß doch manchen Leuten zu Möpſelglück die Nothwendigkeit aufgegangen war, es müſſe irgend was zur Beſchwichtigung der aufgeregten Gemü-

ther geſchehen. Vermöge der Lehrfreiheit war das Chriſtenthum, welches aber dabei wenig Wehrfreiheit hatte, auf der Univerſität wie todtgeſchlagen — und ſelbſt das mindeſte Journal kühlte ſein Müthchen daran.

Es mußte nun offenbar etwas geſchehen, um dem Volke das kirchliche Bewußtſein ein wenig in's Gedächtniß zu rufen, um eine möglichſt ſcheinbare Einheit und Harmonie in die zerklüfteten Zeitanſichten über Religion zu bringen, um für die Theologie ein neues Intereſſe zu erregen, und den dahinſchlummernden Indifferentismus ein wenig aufzuſtacheln! Es galt eine Herkulesarbeit, darüber war man gegenſeitig einverſtanden. War es auch vorauszuſehen, daß nichts geſchehen kann, ſo mußte man doch ſo thun, als ob man etwas thun wollte; dieß Zeitbedürfniß lag offen am Tage. Wie aber die Sache anfangen? Man ſchickte Journale in's Vorpoſtengefecht. Leute, die es mit der Perſönlichkeit Gottes ſchon längſt zum Abſchluß gebracht hatten, zeigten einen Feuereifer, als es galt eine zeitgemäße Reform in Kir-

chenſachen, eine Verſammlung herauf zu beſchwören. Das ſchien erfreulich. Der Halloh ging los von allen Seiten her, das allgemeine Intereſſe für die Sache fing an immer reger zu werden; alle Zeitungen prangten in Hoffnungsgrün, Jeder verſprach ſich ein ſeinen Wünſchen gemäßes Reſultat, Jeder malte ſich die Ergebniſſe nach ſeiner Anſicht aus. Andere, die es mit der Sache noch am ehrlichſten gemeint haben dürften, ſeufzten im Stillen und dachten dabei: Immer beſſer ein ungewiſſes Schwanken, als ein offen erklärter Bankrott.

Je mehr die Zeit der Verſammlung, die nun wirklich zu Stande kommen ſollte, herangerückt war, ſo luſtiger ging es in den Druckereien zu. Manuſcripte flogen ein und Broſchüren flogen aus, wie in einem Taubenſchlag.

An dieſen Tagen ereignete ſich in der Staats-Druckerei zu Möpſelglück ein ſonderbarer Fall. Drei Worte, die man in den Journal-Artikeln und in den Broſchüren am öfteſten brauchte, ließ der Faktor ſtereotypiren. Es wurden ſtereotypirt: Freiheit, Fortſchritt und Entwicklung; jedes

dreißigtauſend Mal. Alle Freiheiten, Fortſchritte und Entwicklungen brachte man dem Setzer in Abzug; jedes dieſer Worte berechnete man nur für den Raum eines einzigen Buchſtabens. Und wer ſollte es denken? Eines Tages wurden alle 90,000 Stereotypen zu wenig — auch an Buchſtaben mangelte es, dieſe bezeichneten Worte zu ſetzen.

Der erſte Setzer rückte heran in die Glasſtube des Faktors und redete ihn an: „Herr Faktor, geben Sie mir Freiheiten!“

„Ich hab' keine Freiheit mehr zu vergeben, ſuchen Sie ſich ſelber welche zuſammen!“

Der zweite ſprach: „Ich bin mit meinen Entwicklungen zu Ende!“

„Warten Sie bis der gegenwärtige ſtehende Satz auseinandergeworfen (abgelegt) iſt, dann werden Sie genug kriegen!“

Der dritte ſprach: „Ich kann nicht mehr weiter, ich habe keinen Fortſchritt.“

„Gehen Sie in die Gießerei und laſſen Sie neue anfertigen!“

„Ich war eben dort — es iſt ihnen das Blei ausgegangen.“

„Das Blei ausgegangen? He! Hausknecht, geſchwind in die Hof-Metall-Niederlage, wir brauchen einige Zentner Blei zum Fortſchritt!“

Der Faktor rief darnach im Gefühl ſeiner gekränkten Würde aus: „Ha, mußte mir das geſchehen — in einem ſo reich ausgeſtatteten Inſtitute — muß wegen dieſem dummen Fortſchritt der Staatsdruck in's Stocken kommen!“ —

Dem Oberkirchenrath und ehemaligen Oberhofprediger Dr. Faßmann war bei all' dieſen Vorbereitungen zur Verſammlung der Religionsforſchenden Aerzte etwas unheimlich zu Muthe; wenn er an die Reden dachte, die er halten ſollte, dann an jene, die er wird hinunterſchlucken, und endlich gar an jene, die er wird einſtecken müſſen, da perlte ihm der Angſtſchweiß über die Stirne herab; dem guten Herrn wäre der status quo am behaglichſten geweſen.

Er ſah gar nicht ein, warum denn jener ſeichte abgeſchmackte Rationalismus, den er vor

dreißig Jahren von verſchiedenen deutſchen Univerſitäten heimgeſchleppt, nicht mehr genügen ſolle, und warum die Menſchheit mit den alten Schibolets von Gott, Vernunftglaube, Chriſtus der Menſchenfreund, Glück und ſüßer Friede des Tugendhaften u. ſ. w. ſich nicht mehr zufrieden geben wolle. Er glich hierin gar vielen dieſer Herren vom gleichen Schlage. Sie meinen, gerade bei ihrer Freiheit und ihrer Vernunft und ihrer Entwicklung ſoll die Reformation ſtehen bleiben. Es umgibt ein behaglich Leben ihren ſüßen Leib; unſere Zeit aber will keinen gemäßigten Fortſchritt, unſere Zeit jagt ſie zu einem Sturmrennen, dabei findet jedoch die Behaglichkeit kein Gedeihen, und die ſüße Gewohnheit des Daſeins, Fortſchrittlobens und Moraliſirens geht zu Ende.

Zuerſt wurde der wirkliche Papſt abgeſchafft, und der löſchpapierene des Symbols kam an ſeine Stelle; die dürre Form konnte ſich auch nicht halten; das Papier wurde nach und nach angegriffen und hatte keine Lebenskraft zur Vertheidigung in ſich — der Papierpapſt vermoderte.

Nun ſollte die mit Rationalismus balſamirte und eingeſpritzte Bibel in Menſchenſpiritus aufbewahrt werden, es will aber dieſer mit dem lebloſen Leichnam (den die Schule als Cadaver behandelte und dem ſie ein Stück um das andere abſchnitt) auch nichts zu thun haben, und verſucht, ihn aus ſich hinauszuwerfen — und da kommt nun der Wendepunkt, wo das allgemeine Prieſterthum zu Ende geht, um dem irdiſchen Allgemeinen, dem allgemeinen Königthum Platz zu machen. Das allgemeine Prieſterthum aber muß vor ſeinem ſeligen Ende die irdiſche Erbſchaft, welche es bisher vom verordneten abgeſonderten Prieſterthum unrechtmäßig aufbewahrt, herausgeben, und zum allgemeinen Erbe überliefern.

Nachdem keine Autorität mehr Geltung hat, dürfen die Lehrenden auch die Autorität des Geldes, die Autorität der Beſoldung nimmer anſprechen. Sie mögen fürder, als verheirathete Bettelmönche der modernen Geſellſchaft, ihr Leben friſten! Und da geht der Fortſchritt offenbar zu weit; Conſiſtorialräthe und Superintendenten darf die

Vernunft nicht angreifen — die dürfen von gehaltvollen Männern nicht zu gehaltleeren oder gar gehaltloſen herabgeſtimmt werden, und das iſt eben der Standpunkt, wo die Entwicklung zu hemmen iſt, wo das Flüßige kriſtalliſirt werden muß.

In Anbetracht dieſer Dinge iſt es wahrhaft tragiſch, was man Alles conſervativ nennt. Daß die Irreligiöſen und Glaubensloſen nur eine Comödie der Erhaltung des Beſtehenden ſpielen, will Vielen gar nicht eingehen. Es gibt einen Conſervatismus des Epikuräismus, einen Conſervatismus um einer guten Anſtellung willen, einen Conſervatismus, welcher Religion eine Dummheit und den richtenden Gott eine Fabel nennt, und der eben ſo gut nach der einen Seite hin den Fürſten lobhudelt, und nach der andern hin, wenn es ihm möglich iſt, das Volk bedrückt und verachtet, und in derſelben Stunde auch als ein Mann des Fortſchrittes in's Blaue ſich bewundern läßt — dabei aber doch immer mit ängſtlicher Behutſamkeit ſein conſervatives Verhalten in den Vordergrund ſtellt. Falſtaff würde ſagen:

„O hätt' ich nur Odem, zu nennen, was euch gleicht, alle Titel guter Kameradſchaft ſeien euch gegönnt!“*) Das ſind die reißenden radikalen Wölfe in gleißenden conſervativen Schaafspelzen; das ſind die ſtärkſten Feinde der Regierungen, das iſt hie und da die verzerrte bureaukratiſche Revolution mit der Maske einer loyalen Geſinnung; oder mit Einem Wort, die größte aller Lumpereien iſt der radikale Servilismus!

„Was kann in einer ſolchen Verſammlung, wie in der welche bevorſteht, Alles zur Sprache kommen?“ Dieſe Frage quälte Dr. Faßmann ſehr. Die Stelle als Oberkirchenrath war eben nicht geeignet, ihm viele Freunde zu machen. Er übte ſein Amt auf ſeine bureaukratiſche Autorität hin, mit einer Sorgloſigkeit und Bequemlichkeit, welche diejenigen, die durch ſeine Anordnungen unangenehm betroffen wurden, eben nicht immer als Recht und als Eingebungen des heiligen oberkirchenräthlichen Geiſtes anzuerkennen geſonnen waren.

Vor nicht gar langer Zeit ſoll dem guten

*) Heinrich IV. 1. Theil, 2. Act, 4. Scene.

Mann ein ſchauderhaftes Begebniß zugeſtoſſen ſein. Dr. Faßmann hatte einer alten Einrichtung zu Möpſelglück gemäß, die Diakonen oder Hilfspredigerſtellen nach Einſicht zu verleihen; er konnte die Betreffenden nach Gutachten von ihren Poſten weggeben, ſie nach Verdienſt befördern oder zurückſetzen. Am erſten April und am erſten September eines jeden Jahres wurden derlei Beſetzungen vorgenommen, und zwar in dieſer Weiſe.

Das innerſte Gemach der Kanzlei, im Allerheiligſten des Oberkirchenrathes, zierte eine große Karte des Herzogthums, auf feſter Pappe aufgeſpannt, und an jedem Ort, mit ein oder mehreren Diaconſtellen, waren ein oder mehrere runde Knöpflein mit den daraufgeſchriebenen Namen der dort angeſtellten Individuen (nach Art derjenigen bei Orgelregiſtern, nur ein wenig kleiner) eingeſteckt. Somit hatte der Kirchenrath jederzeit eine Ueberſicht, und bei vorkommenden Veränderungen durften nur die Knöpflein verſetzt werden. Im vorletzten März und vorletzten Auguſt pflegte der Oberkirchenrath gewöhnlich ſeine Orgelregiſterzüge

vorzunehmen. Am letzten März und letzten August durfte dann Morgens der betreffende Schreiber in dieß innerſte Kanzleigemach eindringen, er mußte die Knöpflein genau durchſtudiren, und für diejenigen, die auf einen andern Poſten hingeſteckt waren, die Dekrete ausfertigen. Die Unterſchrift des Oberkirchenrathes war ſchon früher fertig, denn Dr. Faßmann hatte zuverſichtliche Leute in ſeiner Kanzlei — er konnte ihnen die Dekretformulare, die unten mit ſeinem koſtbaren Namenszug gezeichnet waren, ſorglos anvertrauen. Ein Unterſchleif konnte zudem hiebei ohnedieß nicht Statt finden.

Faßmann beſaß ein Notizenbuch. In dieß verzeichnete er die Bittſchriften und Begehrungen ſeiner Diakonen, die im letzten Halbjahr einliefen. Das Notizenbuch ſchlug bisweilen in ein ſchwarzes Buch um, denn auch vorkommende Klagen wurden darin in der nöthigen Entfaltung und Größe, wie bei einer Schmetterlingſammlung aufgeſpießt. Dieß Buch war an den angezeigten Tagen Faßmanns Studium, und nach ſeinem günſti-

gen oder ungünſtigen Inhalt wurde die wunderbare Schickſalswebe der bedeutungsvollen Knöpflein vollzogen.

Alles dieß mußten wir vorausſenden, um die nachfolgende Begebenheit in das volle Licht zu ſtellen.

Es begab ſich einſt am dreißigſten des Monats Auguſt, daß die hochberühmte Univerſität zu Möpſelglück ihr hundertjähriges Gründungsfeſt feierte. Die Feier ſollte begangen werden würdiglich und mit Auferbauung, wie es geziemlich iſt. Die Regierung bewilligte zweitauſend Thaler, für dieß Geld war in Möpſelglück was anzufangen. Vormittag gab es einen glänzenden Aufzug; die Studenten im altdeutſchen Koſtüm und mit jungdeutſcher Geſinnung ſchritten voran, und hintendrein im vollſten Glanz ſchritten die Lehrer in die Leibfarben ihrer Facultäten gehüllt, ſo daß den Zuſehern in Anbetracht dieſer wiſſenſchaftlichen Farbenentwicklung ordentlich ſchwindlich vor den Augen wurde. Man zog in die große Aula, und redete von neun Uhr Vormittags bis zwei Uhr

Nachmittags, fünf volle geſchlagene Stunden, man hielt eine Rede nach der andern! Auch in dieſen Reden ſpielte der Fortſchritt eine bedeutende Rolle. Es war vor lauter Fortſchritt an gar kein Weiterkommen zu denken.

Die letzte und langweiligſte Rede hatte ſich Dr. Faßmann vorbehalten; er ſetzte gründlich auseinander, wie man den Pelz waſchen könne, ohne ihn naß zu machen; er ſagte: wie er der Meinung eines Jeglichen ſeine Werthſchätzung zuerkenne, und wie es doch Alle miteinander wieder bedenken ſollen, daß man der hohen Geſammtintelligenz einer erleuchteten Regierung gegenüber — auch ſeine Meinung dem Geſammtwohle anpaſſen müſſe; hauptſächlich aber meinte er, ſolle man der Religion nicht vergeſſen, und wenn auch die Regierung in ihrer Hochherzigkeit duldet, daß man die verſchiedenſten und entgegengeſetzteſten Anſichten davon haben, ausſprechen und lehren könne, vermöge der Gedanken, Gewiſſens- und Lehrfreiheit, ſo hat doch die Regierung anderſeits das Recht zu hoffen: das Volksbewußtſein werde voll Ver-

trauen und Hingebung, in dem Schooß eben derſelben mütterlichen Regierung in der Zuverſicht fortſchlummern, daß die beſagte Regierung das Geſammtwohl aller ihr Anvertrauten (in Bezug auf Leib und Geiſt) beſtens und unfehlbarſtens zu beſorgen geſonnen ſei.

In dieſer Weiſe perorirte Faßmann eine Stunde lang. Wenn er hinabſah von der Kanzel der Aula, ſo muß es ihm geweſen ſein, als ob er in einen Teich ſähe, in welchen man Broſaamen ſtreut, nach denen die Fiſche ſchnappen; denn eben ſo rießen die Zuhörer vor langer Weile ihre Mäuler auf — und brachen zuletzt in einen freudigen Jubel aus, als Trommetengeſchmetter ihnen das Ende der Rede verkündete. Der Jubel galt aber dem Ende, und nicht der Rede.

Das war der Hauptheil der Feier — aber was geſchieht mit den 2000 Thalern? — Die Reden koſten kein Geld, ſondern nur eine unſägliche Geduld, um ſie anzuhören; der Aufzug koſtet kein Geld, denn Jeder mußte ſich ſein Coſtüm ſelber beſorgen; die Teppiche und Tapetten koſten

nichts, denn der Hof zu Möpſelglück hat ſie hergeliehen — nur die Trompeter und Pauker veranlaßten eine Ausgabe von 5 Thalern, alſo noch immer 1995 Thaler — wie werden dieſe verfeiert? Die Frage iſt ſehr lächerlich, denn ihre Antwort liegt auf der Hand! Wer kennt das Feſtmahl nicht, das doppelt gefärbte Pantherthier, das mit den Reichen ſich ſatt frießt, um gleich darnach mit den Armen vor Hunger zu brüllen; wer kennt das neumodiſche Feſtmahl nicht, das mit angeſtopften Magen dem Proletarier die leere Hand zum Bunde reicht; wer kennt die ſonderbaren Herren nicht, die erſt glühroth werden müſſen und eines Rauſches bedürfen, bis ſich ihr Mund prahleriſch zum Anwalt der Armen aufwirft, ſtatt daß im nüchternen Zuſtande Jeder einen Hungernden hereinriefe, um ihn mitzehren zu laſſen? — Schreit wie ihr wollt, ihr Feſtmahlverſchlinger und Gleichheitsprediger — wer kann euch glauben? Man hört bei euch ſo viele Worte, und ſieht ſo wenig Thaten! Die Qual der Armen iſt doppelt geworden! Früher hatten ſie nur das Zuſehen,

jetzt haben ſie auch noch das Zuhören! Früher bekamen ſie vor den Thüren der Reichen den Abhub der Tafel, und ſie ſagten: Vergelt es Gott! Jetzt hören ſie dafür philantropiſche Reden, und ſagen dazu: Hol euch der Teufel!

Ein großartiges Feſteſſen war bereitet. Gelehrte aus nah und ferne wurden eingeladen — auch die Fremden ſollten es an ihren Leibern erfahren, daß Möpſelglück ein Land ſei, in welchem keine Koſten geſpart werden, um die Wiſſenſchaft zu fördern. Unter freudigem Gemurmel begab ſich die gelehrte Welt in den impoſant geſchmückten Speiſeſaal. Die Pyramiden von Ananas, Orangen, Bergtorten und allerlei Backwerk waren wohlthätige Ruhepunkte, auf die unabſehbaren Wüſten von Reden hinauf, welche in der Aula ihren Flugſand in die Augen der Zuhörer wirbelten. Bei vielen der Herren Gelehrten blickte aus den Bruſttaſchen der ſchwarzen Fräke papierene Jabots heraus, die Einem angſt und bange werden ließen — denn ſie kündeten nur zu deutlich, daß das Martyrthum der Reden noch nicht zu Ende ſei. Manche

dieſer Banditen, mit dem papierenen Dolch am pochenden Herzen, nahmen ſehr wenig Speiſe zu ſich, und tranken faſt gar nichts. Eine gewiſſe Beklommenheit in ihren Zügen deutete darauf hin, daß es ihnen lieber wäre, wenn ſie den beabſichtigten Sermon oder Toaſt ſchon abgehaſpelt hätten. Am befangenſten zeigten ſich natürlich Jene, die bisher ſelten oder gar nie öffentliche Vorträge gehalten, und die nun die ſchöne Gelegenheit, auch ihr Lichtlein ſchimmern zu laſſen, beim Schopfe faſſen wollten. Manche zitterten beim Vortrage ſo ſehr, daß das Papierblatt, aus welchem ſie laſen, einem Fächer glich, und es den Anſchein hatte, als wollten ſie durch die Handhabung desſelben ſich Kühlung verſchaffen.

Den erſten Toaſt brachte Finanzrath Kolem auf den Herzog aus, dem Förderer der Wiſſenſchaft, dem Freunde der Freiheit, des Fortſchrittes und der Entwicklung. Der gute Herr hatte ja die Tafel gezahlt — man ließ ihn hoch leben. Nun folgten raſch Toaſt auf Toaſt. Den Schnellſchreibern krachten die Finger — ſie konnten nicht fol-

gen, denn die Gelehrten tranken zu tachigraphiſch. Die Lippen troffen vom Frankenwein, und nebſtbei überſprudelte jeder Mund von Deutſchheit, deutſcher Geſinnung und von allen jenen Hauptwörtern, denen ſich das Wort deutſch halbwegs paſſend vorſetzen läßt. Es wurde vorzüglich germaniſch getrunken. Brachte ein Herr Gelehrter ſeine Rede glücklich zu Ende, ſo ſuchte er die Entbehrung, die er ſich vor dem Abhalten derſelben auferlegt, reichlich einzubringen, und verdoppelte ſeinen Eifer. Alles pfuſchte dem Profeſſor der Mechanik in ſein Handwerk, denn Jeder gab ſich mit Erfindung der großartigſten Flaſchenzüge ab. Als es ſchon recht toll herzugehen anfing, rückte Dr. Weltbrenner, (der ſich, wie wir früher gezeigt, mit ſo wunderbaren und trieftigen Gründen gegen die Anklage communiſtiſcher Beſtrebungen herauszufechten wußte) mit ſeinem Toaſt heran: Er trank auf das Wohl einer neuen Organiſation der Geſellſchaft, auf gleichmäßige Vertheilung der Arbeit und des Genuſſes, auf Verbannung des Mamons (Ausrottung des Geldes), der, ein Feuer-

und Verderbenſprühender Drache, noch immer vor den Pforten des irdiſchen Paradieſes ſich lagert. Das Gelärm war ſo groß, daß nur die Zunächſtſtehenden Weltbrenners Worte vernehmen konnten; man ſah nur, daß es einen Toaſt gelte, und ſtimmte freudig ein, und trank wacker darauf los.

Weltbrenner mußte herzlich darüber lachen, als ſogar der Oberkirchenrath und mehrere andere Herren vom venerabili Consistorio in ſeinen Trinkſpruch einſtimmten; ſie hörten ja nicht was geſchah, und wußten alſo auch nicht was ſie thaten. Das geſchieht öfter — die Herren wiſſen oft nicht, was geſchieht — und wiſſen auch nicht, was ſie thun; ſie arbeiten jenen durchtriebenen Schelmen tapfer in die Hände, die ihr Ziel unverwandten Blickes in's Auge faſſen, und ihre unbewußten Helfer dafür mitleidig auslachen.

Ein Augenzeuge erzählt, daß Dr. Weltbrenner, nach Ausbringung ſeines Toaſtes, über den Hof in den Rauchſolon ging, und bei dieſer Gelegenheit von ein paar Bettlern um ein Almoſen angegangen wurde. Dieſe Keckheit empörte den nob-

len Redner für Gleichheit des Genuſſes dermaſſen, daß er, den Bittſtellern unwillig den Rücken zukehrend, ſich gegen ſeine Begleiter äußerte: „Nicht einmal bei einem ſolchen Feſte kann man von dem verfluchten Geſindel geſichert ſein!“

So dauerte nun der Austauſch der Geſinnungen bis in die Nacht hinein. Es war ſchon zehn Uhr vorüber, als man auf's Neue anfing, kalte Speiſen und Wein zu ſerviren. Mit großer Heiterkeit und Einigkeit aller divergirenden Geſinnungen wurde der Tag beſchloſſen. Allerdings ein großer Tag, nicht nur für Möpſelglück, ſondern für ganz Deutſchland! Wie ſtünde es mit der deutſchen Wiſſenſchaft, wenn dieſer Tag nicht gefeiert worden wäre? Und noch mehr — wie ſtünde es mit der deutſchen Einheit, wenn dieſes Feſtmahl die anweſenden Gelehrten mit ſeinen roſigen Banden nicht umſchlungen hätte?

Was für eine Freude war es, daß Einem ordentlich das Herz lachte, wenn man es mit anſah, als die ſämmtlichen Herren Gäſte ſich die Hände gaben — daß in Zukunft Einer dem Andern in

ſeinen Anſichten durchaus nicht geniren wolle; daß ein Jeder in Zukunft über Religion und Politik, Staat und Kirche denken und lehren könne, was er wolle; daß die ſubjective Anſicht immer zu retten und in Ehren zu halten ſei, und daß man es dennoch beſchloſſen habe, wenn auch zerfallen in allen Dingen, doch einig zu ſein in der deutſchen Einheit für ewig; und alle Streitigkeiten in deutſcher Sprache, und alle künftigen Kriege gegeneinander mit deutſchen Waffen zu führen — worin eben ganz allein die deutſche Einheit beſtehe und zu ſuchen ſei!*)

*) Iſt es doch in ganz Deutſchland faſt eben ſo wie in Möpſelglück. Der große Unpartheiiſche: Herr Gervinus, ſagt in ſeinem Proſpectus zur neuen deutſchen Zeitung unter Andern: „Seitdem Oeſterreich ſeine frühern Uebergriffe und ſelbſt viele Handhaben ſeines mächtigen Einfluſſes in Deutſchland mit freiwilliger Entſagung aufgegeben hat, ſeit Preußen eine weſentlich ganz deutſche Macht geworden iſt und durch die uneigennützige Gründung des Zollvereins den Dank der Nation verdient hat, ſeit Bayern in patriotiſcher

Ach Gott, was gab es da für Freudenthränen, der deſtillirte Champagner floß in Zährenform über die roſigen Wangen — das letzte Lebehoch tönte der deutſchen Einheit; die Bogen des Speiſeſaales zitterten, und die hohen Fenſter klirrten und die Vorhänge und Draperien wogten hin und her, als ob ihnen über dieß Einheitsgeſchrei ordentlich bange geworden wäre.

Haltung voranſchreitet, ſeitdem muß alle unſere Hoffnung darauf ſtehen, und all' unſer Streben darauf ausgehen, für alle Zukunft Eintracht und Einigung über jedes innere Zerwürfniß erhaben zu ſtellen." Das iſt ganz die unſterbliche Möpſelglücker — deutſche Einheit. Herr Gervinus iſt ein ſo durchtrieben feiner Politikus, daß er am Ende gar zu fein wird, und man es ordentlich mit den Händen greifen kann, wo er hinauswill. Dem guten Bayern hat er in der obigen Tirade die Rolle eines Ofenſchirms, oder eines fünften Rades zugewieſen. „O, Sie Schlauer Sie," ſollte hierauf ſchnippiſch die große gegoſſene Bavaria ſagen, und dem feinen Politikus mit dem ellenlangen Finger dabei koſend auf die Naſe tupfen.

Man konnte auf das gefeierte Feſt die Worte (welche Brentano irgendwo ſagt) anwenden: Die Scene war ungemein rührend, die Haltung aller niedrigen, mittelhohen, hohen, höheren und höchſten Anweſenden war ganz vortrefflich, und das ſchönſte Wetter erhöhte das ſchöne Feſt, welches ewig in den Herzen aller biedern, edelgeſinnten, gebildeten und civiliſirten Möpſelglücker mit dem Griffel der Erinnerung in dem Marmortempel des Andenkens eingekratzt, und mit der Kreide der Vaterlandsliebe in das Ofenloch des Patriotismus eingeſchrieben bleiben wird.

Jetzt iſt der Zeitpunkt, in welchem wir wieder auf die Geſchichte der beknöpfelten Karte von Möpſelglück zurückkommen müſſen.

Der Oberkirchenrath war nach Vollendung der Univerſitätsfeier ſehr angegriffen; auch kein Wunder, der Mann hatte ſeine Jahre, und war derlei Exceſſe nicht gewohnt. Die lange Rede, die er gehalten, die vielen Geſpräche, in welche er beim Speiſen verwickelt wurde, die mannigfachen Verlegenheiten, in welche er gerathen war, der

köſtliche Wein, den er mehr als gewöhnlich getrunken, das Gebrülle der deutſchen Einheit, was ihm noch in den Ohren ſummte — alles das brachte ihn in einen gewiſſen Zuſtand der Exaltation und darnach der darauf folgenden Abſpannung. Er verfügte ſich, bedeutend ſchlaftrunken, in ſeine Wohnung. Faßmann iſt Witwer und kinderloſer Vater. Er gab für heute ſeinen Dienſtleuten die Weiſung, ſie mögen ſich nur um die gewöhnliche Zeit ſchlafen legen — er habe den Thor- und Kanzleiſchlüſſel bei ſich, und werde gleich durch die Kanzlei in ſein Schlafzimmer gehen. So that er auch, der gute Mann; es geſchah Alles, wie er ſich's vorgenommen, und wie er es gewohnt war, wenn er, wie es wohl nicht oft geſchah, eine etwas länger dauernde Abendgeſellſchaft beſuchte. Er ſchonte ſeine Dienſtleute über die Maſſen; ſie hatten es recht gut bei ihm, denn Faßmann iſt im Grunde, das muß man ihm laſſen, ein gutmüthiger Mann. Bei ſolchen außerordentlichen Fällen, wie der angezeigte, mußte der Stiefelknecht im Kanzleizimmer ſtehen — ſonſt in

einem Vorzimmer auf der andern Seite; im Schlafgemache konnte er dieß Möbel nicht leiden, denn dort lag ein kostbarer Fußteppich, und der durfte nicht ohne Noth bestaubt oder beschmutzt werden. Der Herr Stiefelknecht kam in den Paß zwischen dem Schreibtisch und der oftberührten Landkarte zu stehen. Faßmann suchte denselben mit den Füßen im Finstern herumtappend — die Lichtmaschine war im Schlafzimmer — man hatte heute vergessen das Stiefelinstrument herzustellen, das machte den Mann ein klein wenig mißmuthig; er versuchte nun die Fußspitzen als Stiefelknecht-Stellvertreter zu gebrauchen — und fiel bei diesem Experiment mit dem etwas breiten Rücken von der Seite her streifend so an die wichtige Karte, daß an die fünfzehn Knöpflein herausfielen. Faßmann beachtete das nicht; er dachte sich: Bleibt liegen — morgen werde ich euch schon wieder aufheben; so ging er in sein Schlafzimmer, entkleidete sich und legte sich zu Bette.

Es ist ein Sprichwort: „Oft will ein Unglück sein," und wenn ein solches Unglück sein

will, ſo weiß es ſich durch alle Hinderniſſe, die es aufhalten könnten, Bahn zu brechen. Die Vorbereitung zur Univerſitätsrede ließ Faßmann für dießmal nicht dazukommen, die beabſichtigten Veränderungen auf der Karte an dem hiezu beſtimmten Tage zu treffen. Er ſchob ſelbe auf den kommenden Tag auf. Der Morgen graute. Ein Dienſtmädchen, welches angewieſen war, täglich die innerſte Schreibſtube auszukehren, verrichtete dieß Geſchäft früher als gewöhnlich, und ſuchte Alles ſo leiſe als möglich zu machen, um nur den gnädigen Herrn im Zimmer nebenan nicht im Schlafe zu ſtören. Das Mädchen war erſt vom Lande hereingekommen und voll guten Willens. Sie combinirte, daß die am Boden liegenden Knöpflein eben nicht in den Miſt gehören, und ſteckte ſelbe ganz treuherzig in die leeren Löcher auf der Karte, und freute ſich im Stillen, wie nach einer guten That — denn ſiehe, die Löcher waren alle ausgefüllt, und hiezu reichten die herabgefallenen Knöpflein gerade hin. Uebrigens glich eines dem

andern — keines war in der Fläche leer, auf jedes war etwas geschrieben.

Eben heute kam der expedirende Aktuar auch früher als gewöhnlich herangeschlichen. Schon sechs Jahre lang versah er seine Stelle. Endlich kam die Zeit, in welcher er die Rachel erlangen sollte: einen vortheilhaften Posten bei der Möpselglücker Regierung, durch Verwendung des Oberkirchen-Rathes, der daselbst bedeutende Freunde besaß.

Der Aktuar zeigte in seinen Amtsverrichtungen nie einen so großen Eifer, wie seit einer Woche her; denn eben jetzt galt es ja Alles — eben jetzt mußte er sich die Gunst seines Chefs im höchsten Grade zu erringen suchen. Er wollte selbem heute eine Ueberraschung bereiten — er wollte auf alle, heute an ihn ergehenden, Befehle sagen können: „Ist schon geschehen, Euer Gnaden, ist schon geschehen!“ In diesem außerordentlichen Diensteifer schleicht auch er in die Stube. Er bemerkt, daß an der Karte schon Veränderungen geschehen sind, und notirt eine Stunde lang in aller Stille dabei herum,

und ſchreibt mit flüchtiger Hand die neuen Dekreten, und wundert ſich über die vielen Verſetzungen — fünfzehn auf einmal waren ihm während ſeiner Amtspraxis gar nicht vorgekommen. Noch mehr wunderten ihn die Individuen, welche verſetzt wurden, und die ſonderbaren Plätze, welche Manche bekamen — und wieder wunderte ihn, wie Manche, die ſchon ſeit Einem Jahre um andere Stellen nachgeſucht, nicht im Mindeſten berückſichtigt waren.

Doch, was helfen all' dieſe Erſtaunungen, die Pflicht des Aktuars war, den Willen ſeines Herrn zu thun, ſonſt hatte er ſich um nichts zu bekümmern. Geſiegelte und unterſchriebene Formulare waren bereit. Es ging dem Aktuar zu ſeiner höchſteigenen Zufriedenheit Alles außerordentlich ſchnell von der Hand. Die großen langen Packete aller ſonſt noch zu expedirenden Akten lagen geſiegelt und adreſſirt vor ihm. Der Amtsbote ließ heute lange auf ſich warten. Faßmann ſollte an ſeinem Aktuar den unverdroſſenſten Dienſteifer bemerken, deßhalb unterzog ſich dieſer ſelbſt dem

Geſchäfte des Amtsboten — trug die Packete auf die nahe Poſt, und warf ſie in den Kaſten. Schon die nächſte Stunde wirbelten vier Poſthörner luſtig durch die Stadtthore; die Briefpoſt galoppirte in die vier Hauptſtraſſen des Herzogthums. „Nun iſt Alles beſorgt und aufgehoben, wie wird der Kirchenrath ſeinen Diener loben!“ ſo dachte ſich der Aktuar — Schillers Verſe verhunzend. Die Confuſion war unaufhaltbar und im ſchönſten Gange.

Während dieſer Begebenheit ſchlummerte der Kirchenrath ſüß — nicht ahnend was in ſeiner nächſten Nähe für Dinge vorgehen. Er hatte einen lieblichen Traum; es träumte ihm: er ſei plötzlich zum Herzog berufen, und dieſer habe ihm, wegen der außerordentlichen Ordentlichkeit ſeiner mehrjährigen Geſchäftsführung, eigenhändig den weißen Rabenorden zweiter Claſſe mit Diamantauge und Goldſchnabel an der rothgelben Schleife mit doppeltem Steifleinwandfutter an die Bruſt geheftet. Sein Auge ſchwamm in Seligkeit; eine Thräne fiel dem weißen Raben auf den Kopf; es war, als

ob er aus lauter Freude aus seinem Diamantauge mitgeweint hätte. Faßmann bewegte sich voll des Entzückens bei der Thüre des Audienzsaales hinaus, und berührte, um sich von der Wirklichkeit des Ehrenzeichens zu überzeugen, dasselbe; es dünkte ihm außerordentlich groß — da erwachte er plötzlich und — hatte seine goldene Dose in der Hand. — Wieder ein leerer Traum, dachte sich Faßmann, ein leerer Traum, wie das ganze Leben!

Wenn dem Oberkirchenrath irgend eine Begebenheit die Quere lief, so pflegte er dieser stets einen salbungsvollen Zopf anzuhängen, wie er es von der süßlichen, salbadernden, nutzanwendenden, rationalistisch-moralischen Schule aus seiner Jugendzeit her gewohnt war. Faßmann erhob sich dann von seinem Lager, und bildete sich ein, seine Rede von gestern habe gewiß eine großartige Sensation hervorgerufen, wie man es offenbar aus dem gar nimmer enden wollenden Jubel abnehmen konnte, der am Ende der Rede losbrach. An diesen winzigen Trost klammerte er sich, um die Enttäuschung des Traumes zu verwürgen.

Darnach machte Faßmann einen kleinen Spaziergang — und gegen Mittag begab er ſich in die Kanzlei, um dort nachzuſchauen. Es entwickelte ſich daſelbſt folgende Scene. Herr Schmutzengrob, der Aktuar, konnte das Lob ſeines Amtseifers gar nicht erwarten. Faßmann fragt um Dieß und Jenes. Heute war Alles geſchehen — Alles aufgearbeitet, Alles expedirt. Endlich ſagt Faßmann: „A propos! Schmutzengrob, ich werde heute die Veränderungen auf der Karte vornehmen, und morgen muß mir der Schmutzengrob die Dekreten ſchreiben, und ſogleich auf die Poſt geben!“

„Dekreten, Euer Gnaden? Auf die Poſt? Wollen Euer Gnaden noch neue Verſetzungen vornehmen? Fünfzehn hab' ich heute ſchon expedirt!“

„Wie? fragt Faßmann, iſt der Schmutzengrob von Sinnen, oder hat Er ſich ſchon Vormittag dem Trunk ergeben?“

„Bitte um Entſchuldigung, erwiederte dieſer im gekränkten Ehrgefühle, ich habe ja heute fünfzehn Veränderungen auf der Karte angezeigt gefunden!“

„So, wie, was?“ fragte Faßmann in halber Verzweiflung, und ſchoß in das Zimmer, in welchem die Karte aufgehängt war — und der Aktuar nahm ſein Verzeichniß und zeigte auf der Karte die veränderten Knöpflein.

Während dem erzählte das Stubenmädchen der Wirthſchafterin, daß ſie heute Knöpflein am Boden gefunden, und ſich gleich gedacht habe, wie dieſe zu den andern gehören müſſen, die in dem großen beſchriebenen Pappenſtiel ſtecken; und äußerte zugleich ihre Neugierde in der Frage: Was denn die Maſchinerie für eine Bedeutung habe. Während dem fordert Faßmann ſein Dienſtperſonal zu Gericht — und hört, immer bläßer werdend, was vorgegangen. — Als er zur Ueberzeugung gelangte, daß die hinausgeſchickten Papiere nimmer einzuholen ſeien, jammerte er über den Scandal, den ihm die fatale Geſchichte bereiten werde.

„Man dürfe ja nur ſagen, daß ein Irrthum geſchehen ſei, und kann die Dekrete widerrufen!“ meinte Schmutzengrob.

„Irrthum? fragte Faßmann bitter, Irrthum? So lange ich dieſer Kanzlei vorſtehe, iſt noch kein Irrthum geſchehen — das heißt: faktiſch geſchehen — und das heißt wiederum: eingeſtanden worden! Ich lege dem Schmutzengrob hiemit die ſtrengſte Verſchwiegenheit über den ganzen Vorfall auf; denn wenn er bekannt würde, müßte ich mein Lebenlang zum Geſpötte dienen! — An der ganzen Geſchichte iſt ohnedieß nur ſeine Tölpelhaftigkeit und Voreiligkeit Schuld; merke ſich das der Schmutzengrob! Ich muß ſagen, ich bin recht froh, Ihn einmal los zu werden!“

Ha, dachte ſich Schmutzengrob, die neue Anſtellung muß ſchon ſo viel als gewiß ſein. Alſo nur noch dieſe paar Tage Geduld — und Alles miteinander in Gottes Namen hinuntergewürgt!

Faßmann lief es heiß und kalt über den Rücken, wenn er bedachte, in was für Umſtände ihn dieſer Vorfall verwickeln werde. Die Einen werden kommen und über Willkühr und Tyrannei klagen, daß man ſie von den Orten, wo ſie gern

geblieben wären, weggenommen; die Andern, die eine Veränderung gewünſcht haben, werden mir überall ſorgloſe Unthätigkeit und boshafte Quälerei vorwerfen — und ich muß alle dieſe Feuer aushalten! — Aber Faßmann war ein Mann der ſtrengſten, eiſernen Conſequenz: „Nur keine Blöße geben," war ſein Princip, und das mußte durchgeführt werden um jeden Preis.

Es dauerte kaum drei Tage, als eine Anzahl von Mißvergnügten im erſten Stockwerke des Gaſthauſes zum König Herodes zu Möpſelglück beiſammen ſaßen und abendmahlten.

Es waren gegen fünf und zwanzig Herren, die alle am künftigen Vormittag mit ihren Anliegen zum Oberkirchenrath gehen wollten; die Mehrzahl davon beſtand aus Malcontenten; ein Theil wollte Klage führen wegen Verſetzung, nachdem von ihm keine ſolche verlangt worden; ein Anderer wegen Nichtverſetzung, nachdem eine ſolche von ihm verlangt worden; und nur drei unter ihnen waren gekommen, um ſich zu bedanken, denn dieſe bekamen unverhofft ſehr gute Anſtellungen,

und eben dieſe drei waren den ganzen Abend hindurch die am meiſten ſchweigſamen.

Was die Andern mehrere Stunden hindurch für Geſpräche führten, iſt uns nicht bekannt; nur ſo viel iſt uns zu Ohren gekommen, daß Derjenige, welcher dieſen Abend im König Herodes beſondere Lobſprüche auf die Weisheit des Oberkirchenrathes hätte vernehmen wollen, ſehr fehl gegangen wäre.

Als am andern Tage die Hausklingel erſcholl, und einer der Verſetzten angekündigt wurde, warf ſich Faßmann in vollkommene Autoritätspoſitur, und war ſchon gefaßt, mißliebige Aeußerungen mit aller Strenge zurückzuweiſen. Doch ſiehe da, der Mann bedankte ſich und war ſehr zufrieden — und ſo kam noch Einer, und dann noch Einer, und auch dieſe ſtrömten über vor Dank. „Sonderbar! ſagte der Kirchenrath bei ſich ſelber, das geht ja prächtig; dieſe Beſetzungen hinter meinen Rücken und durch die flinke Hand meines Stubenmädchens ſind am Ende beſſer ausgefallen, als wenn ich mich Stundenlang damit abgequält hätte.“

Doch es kamen auch die Andern herangeſtiefelt. Jetzt ging es dem Dr. Faßmann ſchwer! Es regnete Beruhigungen und Verſicherungen, daß ſeine Abſichten, wenn auch verborgen, doch immer die beſten ſeien; er vertröſtete auf die nächſte Zukunft, auf das nächſte Halbjahr, wo Jedem ſo viel als möglich nach Verlangen geſchehen ſoll. Er ließ es durchſchimmern, daß es Keinen reuen werde, wenn er ſich ſeinen wohlgemeinten Anordnungen (die, wenn ſie auch nicht offen am Tage liegen, doch als um ſo viel wohlmeinender erkannt werden müſſen) gehorſamlich fügen wolle.

Auch dieſer Tag war übertaucht — aber deßhalb war die Geſchichte noch nicht zu Ende. Aktuar Schmutzengrob bekam die gewünſchte Stelle. Aus Dankbarkeit gegen Dr. Faßmann, der ihm dazu verholfen, verbreitete er die Knöpfe-Geſchichte in ihrer ganzen Wahrheit und Lächerlichkeit; wußte aber dabei die Sache ſo einzuleiten, daß es den Anſchein hatte, als ob die Erzählung durch die Wirthſchafterin Faßmann's ausgekommen wäre, denn dieſer war er von jeher Spinnenfeind, und der

edle Aktuar meinte hier eine Gelegenheit gefunden zu haben, ſie ihrem Herrn verhaßt zu machen.

Mancher Amtschef verſchiedener Militär- und Civilbranchen zu Möpſelglück lachte herzlich über dieſe Knöpfe-Geſchichte; und es waren doch viele unter ihnen, die gar keine bedeutende Urſache gehabt hätten, darüber zu lachen; denn ſie verfuhren eben ſo fataliſtiſch mit ihren Köpfen, wie Faßmann mit ſeinen Knöpfen.

Als der gute Herr in Erfahrung gebracht, wie er durch die Entdeckung der heilloſen Geſchichte zum Stadt- und Landgeſpräch geworden, nahm er Urlaub und gebrauchte durch einige Monate die Seebäder. Wäre er doch lieber gleich in Möpſelglück geblieben, den Kopf hätte es gewiß nicht gegolten — und vergeſſen machen konnte er den Vorfall auch nicht, denn er tragt Lebenskraft genug in ſich, um durch Tradition noch auf das dritte Geſchlecht zu kommen.

XV.

Wie eine Kirchenverſammlung in die Klemme kommt, weil ſie zwiſchen Vorwärts und Rückwärts ſteckt, und ſich nicht rühren kann. Wie der Communismus nothwendig wird, wenn die guten Werke unverdienſtlich ſind.

Ein altes Sprichwort ſagt: „Selten ein Unglück, wo nicht ein Glück dabei iſt.“ Von der Wahrheit dieſes Sprichwortes konnte ſich Faßmann überzeugen. Er ſtärkte ſich in den Seebädern, und knüpfte nach ſeiner moraliſirenden Weiſe an das ſalzige Meerwaſſer die Betrachtung: „was es für ein Uebel ſei, wenn das Salz der Erde dumm geworden.“ Indeſſen ſollte der ſelige Traum, den er Jahre lang im Stillen gehegt, ſeiner Erfüllung nahe kommen.

Man bedachte am Hofe zu Möpſelglück ſeine langjährigen Verdienſte, und wollte ihn für den Spott entſchädigen, welcher jüngſter Zeit über ihn hereingebrochen war, und ſo wurde nun die Knopf-Geſchichte die nächſte Veranlaſſung, ihn auszuzeichnen.

Einige Tage nach ſeiner Rückkunft vom Seebade ließ ihn der Herzog zu ſich beſcheiden, und heftete ihm eigenhändig den weißen Rabenorden zweiter Claſſe, mit Demantauge und Goldſchnabel und allen noch ſonſt geträumten Band- und Steifleinwand-verhältniſſen an die Bruſt. — Der Traum war in Erfüllung gegangen. Jetzt aber murmelte Faßmann als er dekorirt nach Hauſe ging: „Wäre nur die Knopf-Geſchichte nicht laut geworden, ſo hätt' ich jetzt eine reine Freude, ſo aber kommt immer dieſer bittere Gedanke in meine freudigen Wallungen — immer dieſer Wermuthstropfe in meinen Jubelbecher. „Ja, ja, dem Sterblichen iſt keine reine Luſt beſchieden!“ Das waren die ſchwarzen Gedanken im Kopfe des Kirchenrathes, die dem weißen Raben auf ſeiner Bruſt unmittelbar nachhüpften.

Aber die Gedanken des Kirchenrathes wurden immer noch ſchwärzer und ſchwärzer, je näher die Zeit der allgemeinen Landes-Kirchenverſammlung heranrückte. Eine dogmatiſche Autorität war weder zu halten, noch einzuführen; das wußte er,

und ſeine adminiſtrative Autorität hatte durch die jüngſten Ereigniſſe den Gnadenſtoß erlitten. Die ſcharfen Reden Derer, die ganz folgerichtig auf der einmal angenommenen Grundlage fortſchritten, mußten ihn vernichten; das Feuer der Lichtfreunde mußte ſeine antiquirte rationaliſtiſche Bretſchneiderei, wie eine Holzmühle mit explodirenden Sägeſpänen in die Luft ſprengen — auch den Pietiſten konnte er keinen Stand halten.

Die Sitzungen nahmen ihren Anfang; und ſiehe da, die Sache verlief, wenigſtens in Beziehung auf Faßmann's Perſönlichkeit ruhiger, als er ſich denken konnte. Er fand eigentlich ſehr wenig Gelegenheit, ſeine Stimme laut werden zu laſſen.

Die Magiſtrate der Möpſelglückiſchen Städte, die zum wahren Bewußtſein des Proteſtirens gekommen waren, proteſtirten im vorhinein gegen alle Beſtimmungen und Beſchlußnahmen der Verſammlung. Die Leute waren zur Einſicht gekommen, daß ſich der echte Proteſtantismus mit keiner Autorität vertragen könne, und daß alle bisherige Autorität, die ſich ſeit drei Jahrhunderten

gezeigt, gar nichts anders als landesherrliche oder Consistorial-Anmaßung sei, und hinfüro nicht mehr bestehen dürfe. Die Möpselglücker Stadtmagistrate wurden eingeschüchtert; ob aber ihren Begehrungen etwas Stich- und Standhältiges entgegengesetzt worden, ist nicht zur Oeffentlichkeit gekommen.

Nach langem Dafür- und Dawiderreden stellte man ein Symbol für Prediger auf, das aber jeder Schüler Alephs ohne Gewissensscrupel beschwören konnte. Der Hauptaugenmerk der Versammlung richtete sich darnach, nachdem man in Erfahrung gebracht, daß mit einem Aufstellen von Lehrsätzen für die Laien nichts anzufangen sei, auf Disciplinargegenstände der Prediger. In Beziehung auf jene Bestimmungen, von denen man sich ein kräftiges Einwirken auf das religiöse Leben verhoffte, kam man zur Ueberzeugung, daß man keine Ueberzeugung festhalten könne, und zum Beschluße, daß man nichts beschließen dürfe.

Einige Tage vor'm Ende der Versammlung

las man in einer Möpſelglücker-Zeitung folgenden Artikel von unbekannter Hand:

„Ein Kranker liegt im Sterben. Es ſtehen eine Menge von Aerzten ringsum und halten Rath, was für ein Mittel ihm zu geben ſei, daß ſeine Lebensgeiſter neu erſtarken. Nun iſt aber der Kranke ein großer Herr, und ſteht vieles Volk unten am Platze, und ruft hinauf: „Ihr Aerzte habt kein Recht, dem Kranken was einzugeben!“ und laſſen ſich die Aerzte einſchüchtern vom Tumult, und zweifeln nebenbei ſelber an ihrem Recht, dem Kranken ein Mittel vorzuſchreiben. Nach langem Rathen was zu thun ſei, legten ſie den Kranken auf weichere Kiſſen und weißeres Linnen, und gehen darnach von dannen, als hätten ſie ihre Sache recht gut gemacht — und ſie haben auch gethan, was man ihnen thun ließ, denn mehr durften ſie nicht thun, als ſie gethan haben. Zudem erklärte ſich der Kranke ſelber, nicht einnehmen zu können, und nichts zu wollen. Und ſo mußten ſie ihn nun liegen laſſen; und es waren gewiß Ehrenmänner darunter, die es redlich mein-

ten und die mit ſchwerem Herzen fortgingen. Und ſollten auch die Aerzte ein zweites Mal zuſammenkommen, ſo wird es nur ſein, um zum zweiten Mal dasſelbe zu ſagen, was zum erſten Mal geſagt worden, nämlich: „Wir kommen zum Beſchluß, daß wir nichts beſchließen können!“

Wir verwahren uns gegen jeden Vorwurf der Gehäßigkeit, wenn wir der Meinung des Mannes, welcher den obigen Aufſatz geſchrieben, gänzlich beipflichten.

Wenn wir aber auch Niemand haſſen, ſo iſt es uns doch nicht möglich, vor den Thatſachen, die wir ſehen, die Augen zuzuſchließen. Das Princip, welches mit dem Wegwerfen der Autorität begonnen, mußte ſich vollenden, und eben jene, die bei dieſer Vollendung auf eine höchſt fatale Weiſe am meiſten betheiligt ſind, die müſſen zur dramatiſchen Schlußſcene Richard III. kommen, und gleich ihm rufen: Eine Autorität, eine Autorität, ein Königreich für eine Autorität!

Auch in Möpſelglück iſt jene ſorgenfreie Zeit

zum Abſchluß gekommen, in der man ſich der ſüßeſten Meinung hingab, der Staat könne in ſich ſelber vollkommen befeſtigt daſtehen, und ganz geſund ſein, während alle kirchlichen Verhältniſſe wanken und alle Glieder der Kirche im Fieber und Krampf zuckend ſich bewegen. — Die Thatſachen geben Zeugniß gegen das Reich Gottes der reinen Theorie, welches Hegel bei ſeiner Antrittsrede zu Heidelberg anrühmte, um etwaigen Befürchtungen einer unreinen Praktik vorzubeugen.

Das gewaltige Aktenbuch, welches über die Verſammlung ausgegeben wurde, war im Grunde nichts anders als ein weitläufiger Todtenſchein, welcher das Abſterben des Chriſtenthums im Proteſtantismus verkündete, und über denſelben die offene Erklärung abgab, er habe den letzten Reſt kirchlichen Lebens ausgehaucht.

Man hoffte einen Damm zu bauen, um ſelben den ſocialen und communiſtiſchen Bewegungen der Zeit entgegenzuſetzen, ſah aber mit verdrießlicher Miene, daß hier kein neuer Damm aufzuführen iſt, wenn man den alten eingeriſſen hat.

Die alte Kirche wollte man nicht — und die Ohnmacht, in der Gegenwart eine neue zu gründen, geſtand man in der Hoffnung auf eine Kirche der Zukunft ein.

Der neue Communiſt erhebt mit geballter Fauſt Einſprache gegen den Satz: Die guten Werke ſind nicht verdienſtlich; der neue Communismus lehrt ihre Nothwendigkeit. Mit dem neuen Communismus kann nur der alte fertig werden, der die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der guten Werke anerkennt; und das iſt der chriſtliche Communismus — wer ſich den Armen desſelben entrungen hat, den muß der neue Communismus umfaſſen, der aber umarmt wie in der alten peinlichen Gerichtsordnung die eiſerne Jungfrau; die innere Maſchinerie ließ, wie bekannt, aus der Bruſt hervorſpringende Dolche und Meſſer zum ſchwellenden Buſen werden, und ihre Arme waren eiſern. Schon hält ſie ſehnſüchtig ihre Arme ausgeſtreckt, und weh' Denjenigen, welchen ſie ihre heiße Liebe geſchworen.

In der Bruſt raſſelt das Räderwerk — und

das Geraſſel tönt ſchmachtend und verlangend wie einer heißen Sehnſucht Lied. Es muß aber eher die Geſellſchaft hinabgeſtoſſen werden in den dunklen Kerker, in dem die Jungfrau hauſet; vorläufig iſt die Geſellſchaft an den Abgrund hingeſtellt. Verläugnen muß ſie das Jenſeits und die Augen ſchließen vor dem Licht der Offenbarung, um dann in die Finſterniß vollends hinabzuſtürzen.

Man heißt die guten Leute die Augen zumachen, man lehret ſie kunſtgerecht läugnen — und das nennt man die Theorie der Troſtloſigkeit. Dieſe iſt der letzte Stoß, den die Geſellſchaft braucht zu ihrem Sturze.

Die Regierungsmänner zu Möpſelglück können die Hand auf's Herz legen und dabei ſagen: Wir haben redlich (ob nun vollkommen, halb, oder gar nicht bewußt) das unſere gethan, um dieſen letzten Stoß nur recht ſchnell herbeizuführen. Wir haben die Cenſur wacker gehandhabt — daß ſie ſtürzen, graben und unterminiren ſoll an dem Bau der alten Stadt Gottes, die uns überaus hinderlich geſchienen in unſerm Reich; nur ver-

irrten ſich unſere minirenden Emiſſäre in den unterirdiſchen Gängen, und gruben uns in der eigenen Veſte Höhlen und Löcher, und füllten ſelbe ſäuberlich mit Pulver aus, und legten die langen glimmenden Lunten d'rauf; freilich haben wir das nicht gewollt, und finden uns jetzt genöthigt, uns die große Gefahr auszureden und aus dem Sinn zu ſchlagen, ſonſt könnten wir ja keiner frohen Stunde mehr genießen.

Wir wollen aber bei alle dem nicht ablaſſen von unſern Maximen, und müſſen conſequent ſein!

Vorwärts! tönt es uns entgegen von allen Seiten, und wir ſind doch ohnedieß ſchon am vorwärtſeſten, und wiſſen nicht, wohin ſetzen unſern Fuß, da der Boden allenthalben wanket.

Vorwärts! heißt es in der Wiſſenſchaft des Gedankens — und Hegel-Aleph hat ſie doch auf unſerm Weg ſchon abgeſchloſſen; und Feuerbach machte dort das Pförtlein auf, wo die Welt der Wiſſenſchaft mit Brettern verſchlagen iſt, und wir ſahen keinen noch halbgehofften transcenden-

ten Sternenhimmel, ſondern nichts als die baare, lautloſe, ſchwarze Nacht.

Vorwärts! rufen ſie uns zu im Staatenleben; aber wo werden jene Dränger zu rufen aufhören, die keine von Gott eingeſetzte Autorität anerkennen; wann wird es ihnen genug Vorwärts ſein? Das iſt wohl nicht ſchwer zu löſen!

Vorwärts! rufen ſie unſerer Kirche zu, und ſie iſt ohnehin ſchon zum äußerſten gebracht!

Es hat uns dieß fatale „Vorwärts“ vor Zeiten gar ſo ſehr geſchmeichelt, und die radikalen Vogelſteller deutſcher Zunge haben den Syrup des Lobes in ihren Vogelleim gemiſcht, und Lorbeerblätter ewigen Ruhmes auf die beſtrichenen Leimruthen aufgepappt, und wir flogen darauf hin, und ſetzten uns fröhlich nieder, und ſangen frohe Lieder von der goldenen Möpſelglückerzukunft, und freuten uns im Traume, wie weiland der ägyptiſche Joſeph, unſerer künftigen Größe, und wie dieſer ſich ergötzte an den Garben, die ſich demüthig vor ihm verbeugten; ſo vermeinten wir auch ſchon, die Deutſchen durch allerhand ver-

ſchiedenjährigen Kriegsjammer ausgedroſchenen, leerköpfigen Strohbünde, die werden einſt herbeikommen, um vor uns, den Männern der höchſten Intelligenz aus Ehrfurcht und Devotion, niederzufallen und uns anzubeten.

Doch da wir jetzt nicht mehr weiter wollen, haben wir die Gunſt der deutſchen Herren radikalen Vogelfänger verſcherzt, und ſtatt Lieb und Lob nur Haß und Spott geerntet; und ſehen nun mit Bedauern ein, daß all unſere Aufopferung umſonſt geweſen.

In dieſer Weiſe phantaſirten einige (aber nur ſehr wenige) Regierungsmänner zu Möpſelglück, die noch einen gewiſſen Blick in die Zukunft bewahrt haben, und in denen bisweilen die verhängnißvolle Frage aufdämmerte: Wer weiß, ob wir uns nicht gar am Holzwege befinden?

Und wir antworten treuherziger Weiſe auf die treuherzige Frage: Ja wohl ſeid ihr auf dem Holzweg, und das noch auf einem recht holperigen dazu, auf welchem ihr alle Augenblicke riskirt Hals und Bein zu brechen.

Wenn ein Kirchenhirt, von ſeiner Pflicht durchdrungen, die Heiligkeit der Ehe, und ſomit auch die der Familie in ganzer Kraft erhalten wollte, ſo habt ihr dieß Beginnen hierarchiſche Hartnäckigkeit, und einen im Finſtern ſchleichenden Geiſt des Aufruhrs genannt, und euch an den geweihten Miethlingen und Sklaven eurer verknöcherten und verknechteten Kirchenräthe erfreut, welche mit der ſüßeſten Unbefangenheit den Zopf von weiland Febronius gedreht, bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts herüber zu ſchleppen die Kühnheit gehabt haben, und die jetzt noch mit lächerlicher Genauigkeit befließen ſind, daß ja kein Zierbändlein desſelben zerknittert, und kein Härlein daran gekrümmt werde.

So habt ihr euch mit ſelbſtgemachten Geſpenſtern des Aufruhrs herumgebiſſen, während der wahre Geiſt des Aufruhrs (in euern Journalen und Kammern, und ſelbſt im Allerheiligſten eurer Miniſterien) ungeſtört an ſeiner Webe ſaß, und das Schifflein luſtig fortarbeitend hin und wieder ſchleuderte.

Das Alles iſt nun allerdings ſehr klug geweſen, eben ſo klug, als der Umſtand, daß ihr in derſelben Zeit die Preſſe an ſchlechte (auch das Judenthum verhöhnende) Juden verkauft habt, und dieſen die Erlaubniß gabet, das Volk mit Cenſurbewilligung liederlich zu machen, es in gräßliche Unwiſſenheit, Bezugs aller Kirchenangelegenheiten zu ſtürzen, es dagegen zu erfüllen mit prahlſüchtiger Aufgeblaſenheit und zügelloſer Genußſucht. Ihr habt die Schränke eines Biſchofs aufgebrochen, um nachzuforſchen, ob ſeine Entſcheidungen in Eheſachen nicht nach Revolution riechen, und habt nebenbei eine Preſſe ſubventionirt, die jeden Vertheidiger kirchlicher Rechte als ſtaatsgefährlich und voll umſtürzlicher Tendenzen angepfropft, ausſchreien mußte. Ihr habt euch alle Mühe gegeben, um das hiſtoriſche Princip und den hiſtoriſchen Boden in der Kirche aufzulöſen und zu verſchwemmen und wolltet aber in demſelben Augenblicke das hiſtoriſche Princip und den hiſtoriſchen Boden im Staate feſthalten und behaupten. Und das iſt eine Dummheit gegen den heili-

gen Geiſt der Weltgeſchichte, welche euch dieſelbe in dieſem Leben nicht vergeben kann, denn die einzelne Perſönlichkeit hat ihr Gericht im Jenſeits; der Staat, der kein Jenſeits hat, muß ſein Gericht noch hier auf Erden finden unter Gottes Sonne! Ihr habt den Segen der Cenſur verliehen, als man den Kelch am Altare umſtürzte; den andern Umſturz, der darauf folgt, den wird der Fluch der Cenſur, ihr Damnatur auch nicht mehr einhalten können.*)

Wir brechen jetzt auf einmal mitten im Capitel ab, um die gegründete Vermuthung auszuſprechen, daß manchen unſerer geneigten Leſer, die ſich mehr Geſchichte und Romantik verhofft haben, ſchon vor langer Weile Hören und Sehen vergangen iſt. Wir müſſen daher unſer Treiben ſo ein klein wenig rechtfertigen. Unſer Jahrhundert

*) Die Möpſelglücker-Zuſtände finden ſich hie und da in Deutſchland zerſtreut; es wäre höchſt ungerecht, alle unſere Betrachtungen auf Ein Land oder Eine Stadt hinaufzuhängen.

hat in der Literatur mit Romantik angefangen, und wir wiſſen nicht, womit es endigen wird. Gegenwärtig haben wir noch kaum drei Jahre auf den Mittelpunkt, auf das Jahr 1850, und wer wagt es einen Kalender zu ſchreiben, der nur bis dorthin die europäiſchen Wetterzüge mit Sicherheit andeutet? Wir wiſſen nur mit Gewißheit, was für Lebensfragen in der Gegenwart daſtehen, die unerbittlich ihre Löſung verlangen, und die uns gewiß nicht aus dem Wege gehen werden, bis dieſe erfolgt iſt. Unſere Geſchichte ſoll ein Bild des Jahrhunderts ſein; mit Romantik hat ſie angefangen, in Politik wird ſie fortgeſetzt, und ihr wahres Ende muß in der Schwebe bleiben. Wir haben die Geſchichte: Prinzenſchule genannt, und all' das Geſchriebene macht eben die Prinzenſchule aus; und es iſt ſehr traurig, wenn ſich ein Prinz nur achtſam und fleißig gebärdet in der Schule, die ihm zwiſchen ſeinen vier Wänden abgehalten wird, und wenn er ſich hingegen unfleißig und unachtſam zeigt in der großen Schule, die ihm ſein eigen Land und die Länder ſeiner

Nachbarn geben, und wenn er ſich die guten Lehren, die er hagelbicht von allen Seiten her empfängt, nicht hinter die Ohren ſchreibt, und ſelbe an ihm verloren gehen.

Wir kehren alſo wieder zum Prinzen zurück, um ſein Verhalten gegenüber den öffentlichen, ſowie gegenüber ſeinen Privatverhältniſſen zu betrachten.

XVI.

Wie Chelidonia mit Einem Schlag den gordiſchen Knoten zerhaut, um den Verlauf der Begebenheiten in ſeinen ſtandesgemäßen Entwickelungen nicht aufzuhalten.

Eine geraume Zeit iſt vorübergegangen, ſeit wir Bianor und Chelidonia zum letzten Mal ſahen, ſeit Prinz Achilles ſeinen Brief geſchrieben. Der Prinz wurde, das kann man ſich wohl denken, von allen Seiten gehörig bearbeitet, daß er einmal vernünftig werde, und ſeine überſpannten Heirathsideen, Bezugs Chelidonia, aufgebe. Achilles konnte den heranſtürmenden Vorſtellungen, oder

vielmehr Gewalten, nicht genug Widerſtand leiſten. Der Herzog, ſein Vater, nannte ihn einmal ſogar, des Unmuths voll, verrückt, und baar aller philoſophiſchen Lebensanſchauung. Der Prinz erinnerte ſich an den Brief, in welchem er ſo heroiſch allen Anſinnen ſeines Vaters Widerſtand zu leiſten verſprochen; er dachte: „Was muß Chelidonia von mir halten? Bin auch ich erbötig, mir mein Herz brechen zu laſſen, ſo ſchadet das meiner Ehre nichts; nun breche ich aber mein Wort, und hier kann ich dem Vorwurf der Ehrloſigkeit nicht entgehen.“ Achilles war in der höchſten Spannung, er wußte ſich nicht aus dieſer Wirrniß zu erlöſen. Es traten andere Ereigniſſe dazwiſchen.

Der Herzog machte einmal auf beleidigende Weiſe dem Hofmarſchall Vorwürfe, über die Prätenſionen ſeines Ziehſohnes und ſeiner Ziehtochter, und ließ hiebei durchſchimmern, als ob er (der Herzog) der Meinung wäre, es ſei ein geheimer hochfahrender Wunſch des Hofmarſchalls, eine nahe Verbindung ſeiner geliebten Verwandten, mit dem herzoglichen Hauſe herbeizuführen.

Der Hofmarſchall, ein ergrauter Kriegsmann, konnte dieß nicht vertragen, noch in derſelben Woche bat er den Herzog ſchriftlich um Entlaſſung aus ſeinem bisherigen Dienſte, mit dem Beiſatze, daß ihm unendlich leid ſei, ſein noch übriges Leben nicht dem herzoglichen Hauſe mehr widmen zu können — aber ſeine Geſundheitsumſtände fordern eine Luftveränderung.

Das war dem Herzog eben recht; er hoffte, daß der Marſchall irgend etwas thun werde, was die Hinderniſſe, welche ſeinen Plänen im Wege ſtanden, beſeitigen wird. Es war Alles berechnet, um den Marſchall dahinzubringen, daß er ſeine Kinder auffordere, in Zukunft von jeder Correſpondenz oder Verbindung mit dem Prinzen und der Prinzeſſin abzuſtehen. —

Nun aber machte es ſich noch beſſer. Der Marſchall wollte ſich verreiſen, und man konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß dieſes nicht ohne ſeinen beiden Lieben, an denen ſein ganzes Leben hing, geſchehen werde. Er ſelber hatte gar nie an eine Verbindung gedacht, wie der Herzog

ſolche Gedanken ihm zur Laſt legte. Wer die Hausgeſchichte, und die bisherigen Obſervanzen von und zu Möpſelglück wußte, dem konnte dergleichen auch gar nicht in den Sinn kommen.

Wir müſſen hier eines Umſtandes erwähnen, der füglicher Weiſe nicht mit Stillſchweigen übergangen werden kann. Bianor und Chelidonia waren, von einer katholiſchen Linie abſtammend, alſo katholiſch. Der Hofmarſchall war Proteſtant. Sein Vater wurde es in den ſiebenziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als es ſich darum handelte, General zu Möpſelglück zu werden. Die chriſtlichen Anſichten holte ſich dieſer Herr General (wie ein Theil des Adels und die ſogenannten Gebildeten jener Zeit zumeiſt) aus der Schule Voltaires. In einem türkiſchen Staate, wo es chriſtlich zugegangen wäre, und man nicht täglich für ſein armes Leben hätte fürchten müſſen, wäre er mit derſelben Leichtigkeit Türke geworden. Sein Sohn der Hofmarſchall zeigte ſich bei weitem geſinnungsvoller; er war aber auch das Kind einer etwas beſſeren Zeit. Er nahm von ſeiner katholiſchen Mutter,

die er überaus liebte, eine Menge Remiſcenzen in ſein Greiſenalter herüber, und war im edlen und wahren Sinne des Wortes tolerant, d. h. er verlangte die Toleranz nicht ausſchließlich für ſich, ſondern er gewährte ſie auch andern. Er ließ Bianor und Chelidonia in der Religion ihrer verſtorbenen Aeltern erziehen, und ſie durften über ihre Confeſſion nie ein ſpitziges Wort aus ſeinem Munde vernehmen.

Alles das müſſen wir anführen; denn wir erleben es ja jetzt alle Tage, daß eben dieſe religiöſen Fragen gar nicht mehr umgangen werden können. Was nun in unſerer Zeit ſpielt, wird unwillkührlich hinein verwickelt; jetzt iſt es nicht mehr möglich, ſich gegen dieſe Bewegung indifferent zu ſtellen; und das was für ſich ſo oft noch heuchleriſcher Weiſe den Namen: Indifferentismus in Anſpruch nimmt, iſt am Ende nichts anderes als eine Partei, die voll Wuth ſteckt, und ſelbe augenblicklich los läßt, wie ſich nur eine Gelegenheit gibt — gleich einem geſpannten Dampfkeſſel, bei welchem man nur kleine Hähne umdrehen darf,

um den Dampf ziſchend herausfahren zu ſehen. Oder mit Einem Worte: Wir glauben an keinen Indifferentismus, der indifferent wäre gegen ſich ſelber, und das ſollte der echte Indifferentismus doch ſein!

Wir müſſen wieder einige Briefe auffangen, um von der Lage der Dinge zwiſchen Achilles und Chelidonia Nachricht zu erhalten. Chelidonia ſchrieb ihren Brief, von dem wir ſchon früher geſprochen, nach langem, langem Nachdenken; ſie konnte, trotz allem ſtandhaften Muth der Entſagung, weder ihre Weiblichkeit, noch ihre Liebe verläugnen.

Der Brief iſt datirt zwei Tage vor ihrer Abreiſe mit ihrem Bruder und dem reſignirten Hofmarſchall nach Italien. Wohl wird auch der Marſchall in aller Schonung ernſte, aber doch liebevolle Worte mit Bianor und Chelidonia geſprochen haben.

Eure Hoheit!

Wochenlang habe ich nachgedacht, wie ich Ihnen das ſchreiben ſoll, was ich ſchreiben wollte.

Endlich bin ich zum Entſchluß gekommen, die Form meines Schreibens eben ſo aufrichtig, wahr und präcis zu geſtalten, als es meine innerſte Geſinnung iſt. Ich halte es für eine heilige Pflicht, die Sie Ihren Unterthanen, dem Wohle Ihres Landes ſchuldig ſind, daß Sie die Prinzeß Amalie heirathen. Sie iſt eine gute und edle Seele; ich hoffe, Sie werden mit ihr glücklich ſein. Ich halte es für eine heilige Pflicht, daß Sie dieß Opfer bringen; weil es überhaupt meine Ueberzeugung iſt, daß nur einzig auf der Idee des Opfers der chriſtliche Staat beſtehen kann. Die Theorien keiner Staatsphiloſophie, und ſollten ſelbe auch von einem der erſten Hof- und Staatsnachdenker ausgeheckt worden ſein, werden je das chriſtliche Prinzip erſetzen können; und wo man dieſe Theorien in Anwendung brachte, wird man am Ende mit Bedauern, leider vielleicht ſchon zu ſpät einſehen, daß man ein mißlungenes Experiment gemacht hat; nach deſſen Mißglückung es aber auch unmöglich geworden iſt, den Lauf der Dinge ferner noch in der Hand zu haben, oder auch auf ſelben

nur mehr den mindeſten Einfluß nehmen zu können. Selbſt, ob man die Entwicklung der Zukunft gegenwärtig noch regeln und leiten kann, iſt eine ſchwere Frage, die ich nicht zu beantworten weiß. Mit innigem Bedauern habe ich in Ihrem letzten Briefe die Worte abgöttiſcher Verehrung geleſen, die Sie gegen mich ausgeſprochen. Sie ſehen, es wird mir ſchwer, das Weib zu verläugnen, und kaum habe ich einige Worte über die öffentlichen Zuſtände geſprochen, ſo ziehe ich mich ſchon wieder zurück in das Schneckenhaus meiner Subjectivität, in die Gedanken meines Herzens. Sie haben mich nach der Schulweisheit, in der man Sie erzogen hat, zum Gott gemacht, zur Emanation göttlicher Weſenheit. Lieber, theurer Prinz! Wir ſind keine Götter, wir ſind geſchaffene, wir ſind arme ſündige Menſchen! Wir ſind gar arme Götter; das Siegel des Jammers und der Erdennoth iſt unſerm Geiſte unauslöſchlich eingedrückt; die Idee der Bedingtheit und Abhängigkeit iſt uns angeboren, und wir können ſie durch keinen Glauben an ein ſpeculatives Syſtem, wel-

ches ſie verläugnen will, ledig werden; dieſe Idee iſt der unzerſtörbare Grund chriſtlicher Wiſſenſchaft im Menſchengeiſte, ſie iſt die erſte Gnade der Erlöſung und Freiheit — eben weil ſie uns das Bedürfniß der Erlöſung fühlbar macht. Wie ſich der Menſchengeiſt in ſeiner Bedingtheit erfaßt, ſo muß er auch zugleich den Gedanken an das unbedingte Sein, den Gedanken an Gott denken, der nicht er ſelber iſt; das Daſein Gottes muß der Menſch ſowohl anerkennen, als bekennen, d. h. glauben, wenn er ſein eigenes Sein begreifen will. Sie werden vielleicht ſagen: Es ſei nicht der Beruf des Weibes, die Anſichten des Mannes zu regeln, oder auf ſelbe einen Einfluß zu nehmen; aber auch das können Sie nicht, ohne ſich ſelber zu widerſprechen, denn Sie haben ja meinen Geiſt dem göttlichen gleich geſtellt und den Ihrigen auch — ſomit ſtünden wir uns nach Ihrer Anſicht als göttliche Geiſter, als gleichberechtigte Offenbarungen göttlicher Weſenheit gegenüber. Aber das ſind wir Gott ſei Dank nicht; ich ſage: Gott ſei Dank — denn lieber bin ich

ein Geſchöpf, das in dem Gedanken an die Vorſehung eines perſönlichen Gottes eine unzerſtörbare Seligkeit in ſich trägt, als daß ich ein elender Gott wäre — auf ſich ſelbſt geſtellt, und in ſich ſelber unglücklich und der Verzweiflung anheimgefallen; ich bin keine ſolche Närrin, wie ſo viele Frauen unſerer Zeit, die in Scheffers Laienbrevier einen modiſchen Troſt finden können; man hat mich, ich kann es Gott nicht genug danken, dem Elend auf den Grund ſehen gelehrt; mich ekeln die Phraſen dieſer pietiſtiſchen Andächtelei des Eins im All, und des All im Eins an bis in die Tiefen meines Geiſtes; ich ſehe hinter den veilchenverſchlungenen Worten nur den bodenloſen Abgrund der Verzweiflung.

Lieber Prinz! Nur der Gedanke an Vorſehung, Erlöſung, und Opfer macht ein gebrechliches Weib ſtark genug, dem Mann ihrer Liebe zu entſagen im Hinblick auf größere erhabenere Beſtimmungen, die uns abhalten von der Erſtarrung unſers natürlichen Willens, den man den Zug der Herzen nennt; eben dieſer Hinblick macht aber

auch den geiſtigen Willen eiſern, und ſtählt ſeine Kraft, daß er das einmal als gut und recht Erkannte durchführe, trotz dem natürlichen Willen, d. h. trotz Thränen und gebrochenem Herzen.

Ich hätte ſchweigen ſollen über meinen innern Kampf; ich fühle es, es wäre größer und edler geweſen — aber ich bin ein Weib, und ſchäme mich am Ende meiner Schwäche nicht — denn ich kann mich ja auch meiner Stärke rühmen. Rühmen? Wer rühmt ſich nicht gerne? Das ſind ja eben die Faktoren unſers Lebensjammers, der Sünde: Hoffart und Sinnlichkeit.

Wir wollen das Große und Edle, was wir thun, das Opfer, was wir bringen, als groß und edel, und als Opfer auch alſogleich von Andern erkannt wiſſen! Verzeihen Sie meine Offenheit, theuerer Prinz! es iſt ja dieß und muß dieß ſein, der letzte Brief, in dem ich mit Ihnen von unſerer Vergangenheit ſpreche. Lieber Prinz! ich bin keine Pietiſtin, und Sie wiſſen, daß ich das Zurſchautragen der Frömmigkeit nie liebte, eben weil die eitel zur Schau getragene Frömmigkeit keine

mehr iſt; aber Eines muß ich Ihnen doch ſagen: Ich ſchließe Sie alltäglich in mein Gebet ein.

Mögen Sie aus dem Glaubenskreis des Antichriſtenthums, in den ſie gezogen worden ſind, recht bald herauskommen, und in der chriſtlichen Erkenntniß die Ueberzeugung der ewigen Wahrheit finden. Gewiß, Sie werden da mehr zu wiſſen bekommen, als Sie jetzt wiſſen, und weniger zu glauben haben, als Sie jetzt glauben! Glaube und Wiſſen ſind ja keine Gegenſätze, ſie reichen ſich in der Wahrheit zur vollkommenen Gewißheit die Hände! Doch der, welcher ſeinen Glauben der Unwahrheit zuwendet, der muß jedenfalls mehr glauben, als der, welcher ſich der Wahrheit zugekehrt hat, denn Dieſer weiß um den feſten Grund und Inhalt ſeines Glaubens, während Jener an die Prinzipien und den Inhalt ſeines Wiſſens glaubt.

Der ordinäre, ungebildete Spötter, und der wiſſenſchaftlich gebildete Ungläubige, Beide glauben, und Beide hängen von Autoritäten ab; und iſt es nicht gerade ein charakteriſtiſches Zeichen

der Zeit, daß in der religiösen Welt der Unglaube, wie in der politischen der Radicalismus eine Autorität ist, die ihre blinden Anhänger hat, und ist nicht fast im ganzen deutschen Land ein wahrer Köhlerglaube an den Unglauben ausgebrochen? Und fordern nicht am Ende die genialsten Denker des Unglaubens, die radicalsten Feinde der kirchlichen Autorität — die unbedingteste Hingabe an ihre Systeme, die sie immer mit einem von ihrer Lehrautorität ausgehenden Glaubenssatz anfangen?*)

*) Die Comtesse hat ganz Recht. Hegel meint auch: Das Denken Gottes von Seite des Menschen, sei weniger ein Beweis für Gottes Dasein, als vielmehr Gott selber, so daß mit unserm Begriffe von Gott uns zugleich Gottes Dasein gegeben werde. Hegel setzt also voraus, daß es außer Gott keine Substanz mehr gebe, und auf diese große Voraussetzung baut er weiter, daß Geist und Natur bloße Erscheinungen Gottes seien. Das muß nun auch auf Autorität hin geglaubt werden. Die Junghegelianer nehmen es auf mit gläubigem Gemüthe, aber

Kriſtalliſirt ſich nicht auch um die modernſten Philoſophen eine Art kirchlichen, apoſtoliſchen Kreiſes, der mit Fluch- und Bannſtrahlen wacker um ſich wirft, der ſogar Jeden in das Narrenhaus verdammt, welcher ſich unterſteht, mit der Weisheitstheorie des Meiſters nicht einverſtanden zu ſein? Spiegelt ſich nicht die vollendetſte philoſophiſche Intoleranz in den denkwürdigen Worten ab, die Förſter an Hegels Grab geſprochen: „Heran denn, ihr Stürme des Winters, und bedeckt mit rauhem Froſt und hohem Schneelager dieß Grab, unſere Liebe wird nicht erkalten; heran, ihr Phariſäer und Schriftgelehrten, die ihr hochmüthig und unwiſſend ihn verkanntet und verläumdetet, wir werden ſeinen Ruhm und ſeine Ehre zu vertreten wiſſen; heran Thorheit, Wahnſinn, Feigheit, Abtrünnigkeit, Heuchelei, Fanatismus; heran

an der Hegel'ſchen Moral, wie an ſeiner Staatslehre werden ſie zu Häretikern, ſie ſind in ihren Folgerungen ſchärfer als Hegel, und ihre Forderungen, die ſie an die gegenwärtigen Machthaber ſtellen, ſind nichts weniger als ſchmeichelhaft.

knechtiſche Geſinnung und Obſcurantismus, wir fürchten euch nicht, denn ſein Geiſt wird unſer Führer ſein.“

Wer kann aus irgend einem Concil der Kirche ein ähnliches Anathem aufweiſen? Der Grabredner fordert nur Dummköpfe und Spitzbuben heraus zum Kampf — mit denen iſt freilich leicht fertig zu werden. Daran, daß Männer kommen, die in der Gewalt des Geiſtes und der Freiheit den Kampf aufnehmen werden, daran hatte freilich Förſter im erſten Anfall des Schmerzes über des Meiſters Verluſt gar nicht Zeit zu denken.

Und wenn es wahr wäre, daß die verſchiedenen Anſichten der Menſchen nur unterſchiedliche Offenbarungen des Urgeiſtes ſind, hat dann nicht Jeder das Recht, daß man auch ihn gewähren laſſe, und muß dann ſolch' ein ausſchließendes Gebaren nicht ein blanker Unſinn genannt werden?

Und wenn nun dieß mein Schreiben Einer von den hochgelehrten Herren zu Möpſelglück in die Hände bekäme, was würde er darüber ſagen?

Wenn es noch recht gut ginge, höchſtens mit verächtlichem Naſenrümpfen die Worte: Schade um das gute Kind, daß ſie in die Hände der verfluchten Jeſuiten gefallen iſt, die ſie auf ſchändliche Weiſe, wie ein unſchuldiges Opferlamm, zu ihren geheimen Umtrieben mißbrauchen. Es liegt offen auf der Hand — ſie wird als Werkzeug verwendet, um den Prinzen, wenn auch nicht katholiſch zu machen, ſo doch wenigſtens für das Unweſen des Jeſuitismus weicher zu ſtimmen, und ſich ſeiner Nachſicht dafür zu verſichern.

Ihr Urtheil, Prinz, über mich, davon bin ich vollkommen überzeugt, wird mit dem dieſer Herren nicht übereinſtimmen. Sie wiſſen, daß meine Worte nichts anders ſind, als meine heiligſte innigſte Ueberzeugung. Lieber Prinz! Sie ſind unglücklich und fühlen Ihr Unglück; Sie ſind nicht zu jener Hoffart erſtarrt, die vorgibt, in dem Abſolutismus des Geiſtes ihren Himmel auf Erden zu finden. Sie geſtehen es, daß Sie eine Hölle in der Bruſt tragen, wenn Sie der Gedanke an den Tod, wie ihn dieſe Lehre darſtellt, wenn Sie der Gedanke

an die Vernichtung ihres Seins erfaßt, und Sie ſind nicht genug Kind der Zeit, um ſich mit dem flittergoldenen Troſte von der Heimkehr in Gottes Weſen, vom Rückgang in das All zufrieden zu geben. —

Möge dieſe Zerriſſenheit Urſache werden, daß Sie nicht ermüdet die Hände in den Schooß ſinken laſſen und der Verzweiflung verfallen, ſondern daß Sie die Wahrheit auf einem andern Wege ſuchen, als auf dem, welchen man Ihnen angewieſen — und daß Sie ſomit über Gott, Geiſt, Natur und den Menſchen zu jener Wiſſenſchaft gelangen, die allein im Stande iſt, den wahren Frieden zu geben.

Die Wiſſenſchaft der Allvergötterung iſt keine veſte Burg, in die der Menſch ſich abſchließen kann, um im Frieden zu leben. Abgeſehen von dem unermeßlichen Heere der großen und kleinen Leiden des Menſchenlebens, die jeden Tag gegen ihn heranziehen, und gegen die er keine Waffen hat und keinen Troſt, ſteht unerſchüttert die große unzerſtörbare Schleudermaſchine des Gewiſſens vor

ſeinen Mauern, deren zerſchmetterndes und immer wiederkehrendes Geſchoß ihn für die Dauer keine Ruhe finden läßt. Die Macht des Gewiſſens iſt eine perſönliche heilige Macht, die dem Menſchengeiſte bald warnend, bald rächend gegenübertritt, nicht aber die Gewalt eines organiſchen Geſetzes. „Wie käme es auch ſonſt, (ſagt einer der größten Denker) daß der Geiſt dieſes organiſchen Geſetzes auf eine Weiſe los werden könnte, wie er keines andern Geſetzes (z. B. ſeiner erkennenden Thätigkeit) los werden kann? Wie käme es ferner, daß gerade im Momente, wo der Geiſt glaubt, mit ſeinem Gegner fertig geworden zu ſein, dieſer gegen ſeinen Willen in der Nacht ſeiner Seele vor ihn hintritt, und wie der Engel mit Jakob, ſo mit ihm ringt bis zur Morgenröthe, ſei es nun, daß dieſe ihm auf dem Schaffote, oder in der Einöde aufgehen? Eine Spekulation, die auf dieſen Zweikampf und auf ſein Gottesurtheil keine Rückſicht nimmt, die zieht zwar gelähmt, wie Jakob an der Hüfte, aber ohne Segen vom Schauplatze der Spekulation.“

Seien Sie überzeugt, Prinz, eine heilige geläuterte Liebe führt mir die Hand, indem ich Ihnen ſchreibe, ich möchte Sie gerne ſo glücklich wiſſen, ſo glücklich ein Menſch hier auf Erden ſein kann. Wahrhaft glücklich ſind wir aber nur dann, wenn wir erhaben ſein können über jeden Schmerz, den ein herbes Geſchick in unſer Leben geflochten! Gewiß, wie oft ein trauriges Verhängniß als eine ſchwarze Wolke ober der Geſchichte ganzer Völker ſchwebt, ſo auch ober dem Leben einzelner Menſchen. Wir tragen mittelbare Folgen fremder Verſchuldungen an uns, und aus den Zuſtänden von Schmerz und Freude, Glück und Unglück, die oft ſo bunt in unſer Leben gewürfelt ſind, und die ſonach unſere äußeren Zuſtände bedingen, läßt ſich unſer innerer ſittlicher Werth nicht ermeſſen. Oder mit andern Worten: Geiſt und Natur, Freiheit und Nothwendigkeit ſind die zwei dynamiſchen Faktoren des Menſchenlebens, die in gegenſeitige Abhängigkeit geſtellt, in gegenſeitigem Kampfe begriffen, am Ende unſere Lebensgeſchichte ausmachen. Bewahren wir die wahre

Freiheit des Geiſtes, ſo werden wir getragen und geſchützt von der Vorſehung, und mag dann was immer für ein Verhängniß über uns hereinbrechen — der im Innern begründete Friede wird durch Nichts, was von Außen kommt, erſchüttert werden.

Der wahrhaft große, der geiſtig und ſittlich große Menſch muß etwas Größeres können, als jedem Verlangen ſeines Herzens die Bahn zu brechen, als jeden ſeiner natürlichen Wünſche der Erfüllung entgegenzuführen. Um ſo mehr wird dieß Opfer vom Regenten gefordert, und gewiß eben jetzt in der neueſten Zeit dringender als jemals.

Jeder Fürſt, der das Sittengeſetz verhöhnt im Angeſichte ſeines Volkes (und wo vermag je ein Fürſt ſeine Sünde dem Volke zu verbergen?) der iſt auch ſomit der erſte Radikale in ſeinem eigenen Reich. Der Fürſt kann mit dem beſten Willen nicht alle Armen wohlhabend machen und jeden Jammer aus ſeinem Reiche bannen; er kann aber in ſeiner Weiſe durch Opfer und Selbſtbeherrſchung dem aufgewühlten Proletariat

die Lehre geben, daß auch er einen höhern Herrn anerkenne, als den ſeiner ſinnlichen Willkühr. Mehr noch, als durch die Zerrüttung der Finanzen, haben Ludwig XIV. und ſein Nachfolger durch die, wie ein Krebsſchaden, um ſich freſſende Entſittlichung ihrer Höfe die Revolution heraufbeſchworen. Der Unglaube an Gottes ausgleichende Gerechtigkeit, der Mangel an wahrer Nächſtenliebe, Hochmuth und Sinnenluſt der Reichen — das ſind die Gnadenſtöße, die dem armen Proletarier das Herz zerbrechen; das ſind die vier Evangeliſten des Communismus, die ihn eindringender predigen, als alle Redner communiſtiſcher Vereine. Wären die Höfe, die Regierungen, die Großen und Reichen wahrhaft chriſtlich, und hätten die Fürſten zu jeder Zeit das große Wort bedacht, daß ſie von Gottes Gnaden ſind, dann hätten ſie auch nie buhlen dürfen um die Gnade des Volkes, ſie hätten ſich die Ehrfurcht und die innige ungeheuchelte Liebe desſelben erzwungen, und nie die gährende Ungnade desſelben zu befürchten gehabt. Iſt das Volk erſt durch Wort

und Beiſpiel heidniſch geworden, dann kennt es weder im Mangel eines Lebensbedürfniſſes noch im Zuge ſeiner Luſt einen Zügel mehr; dann wird ſein Hunger nach dem Ausſpruch der Heiden: ſein böſer Rathgeber ſein, und Cato's Wort wird ſich erfüllen: „Ein Magen, der nach Speiſe verlangt, iſt gehörlos, und achtet auf kein Geſetz.“

Verzeihen Sie, theurer Prinz, daß ich durch mein Schreiben der Wahrheit ihren Zoll entrichte; ich mußte es Ihnen ſagen, daß mit dem Annehmen der allvergötternden Weltanſchauung dem Fürſtenthum die letzte Stunde ſchlägt, daß mit der Verläugnung des Jenſeits die chriſtlichen Staatsformen nothwendiger Weiſe zertrümmern müſſen, und das um ſo mehr und um ſo eher, um ſo mehr und um ſo länger ſie ſchon der Lüge die Hand zum Bunde reichten, um ſo mehr ſie mit dem Unglauben, der ſich in den Mantel der Gewiſſensfreiheit hüllte, gemeinſchaftlichen Chorus gemacht — und um ſo thörichter ſie durch das Anſtacheln zur Verhöhnung aller kirchlichen An-

torität eine Vergrößerung ihrer Macht und ihres Anſehens zu finden gemeint haben.

Die ernſte Betrachtung der Weltgeſchicke, die ich meinem Lehrer zu danken habe — erhebt mich über mich ſelbſt — die Angelegenheiten meines eigenen Lebens dünken mir kleiner; ich weiß mich aufzurütteln aus den phantaſtiſchen Träumen jugendlicher Wehmuth — es iſt meine Pflicht mir klar aufgegangen, der Schmerz ihrer Erfüllung hat mich geküßt, und ich bin aus der ſchüchternen Jungfrau zum Weibe geworden. Prinz, ich habe Ihnen meinen Kampf nicht verheimlicht, ich habe von ihm geſprochen, nicht um Sie wankend zu machen — ſondern um ſie zu ſtärken, wie ich, das ſchwache Weib, ſtark geworden bin. Sie werden von meinem Aufenthalte nichts erfahren, bis ihre Vermählung mit der Prinzeſſin von Bärnheim vorbei iſt. Ich laſſe nicht mäckeln an meinem Entſchluß — ich wäre ſchwach, feig, verachtungswerth; ich will keine Seifenblaſen gemacht haben, die beim Anwehen eines milden Lüftchens auseinander-

fahren. — — — Es empfiehlt Sie in den Schutz Gottes

Eine

wahre Freundin: Chelidonia.

P. S. Mein Bruder wird das Schreiben überbringen, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Wir reisen zusammen.

Bianor selber begab sich zum Prinzen nach Möpselglück. Nachdem Achilles den Brief gelesen, weinte er wie ein Kind. Der Brief sieht aus, als ob es gar nicht möglich wäre, daß ein Mädchen in der Lage Chelidonia's ihn geschrieben haben könnte — und doch ist es so. Er ist, einige nothwendige aber kleine Veränderungen ausgenommen, keine Erfindung. Es bleibt am Ende doch nichts unergründlicher als das Menschenherz, wenn auch die gewöhnlich zusammengeschriebenen Charakterstiefel der Romanhelden, über das Dutzend gerade im Modeschwung gehender Leisten geschlagen werden. Der Prinz hatte seinen hochfahrenden Sinn noch nie so sehr abgelegt — als nach Durchlesung des Briefes. Jetzt ging es

ihm erſt recht zu Herzen, was für einen Verluſt er zu erleiden habe. Er redete einen halben Tag lang mit Bianor, ſie tröſteten ſich gegenſeitig. Achilles war dießmal nicht mehr ſo abgeneigt ſeine troſt- und bodenloſen Weltanſichten aufzugeben, es bedünkte ihm ſogar, daß der ſeit dem letzten Dezenium ſtreng angetriebene Möpſelglückerfortſchritt eben nicht zum Beſten führen dürfte. Auch der alte Herzog geſtand es bisweilen, daß er in der neueſten Zeit ſich oft keinen Rath wiſſe — denn längſt vergeſſene Fragen ſteigen wie verſchollene und verweſt vermeinte Leichen aus den Gräbern hervor und geben der Regierungskunſt Nüſſe aufzuknacken, von denen ſich dieſelbe vor noch dreißig Jahren auch gar nichts träumen ließ.

Noch ſind immer viele religionsfeindliche Stockpolitiker der Meinung, daß die religiöſen Kämpfe der Gegenwart nur aus Zeitlang und in Ermanglung eines würdigeren, ſoliderен, materielleren ſublunariſchen Gegenſtandes durchgefochten werden. Die Herren hoffen die Gewiſſen ihrer Mitmenſchen eben ſo ſchnell abzudanken,

als ſie ſich bemühen, die Anforderungen ihrer eigenen Gewiſſen in den dunklen Hintergrund zu ſchieben. Bei alledem geſtaltet ſich aber die Weltlage immer heilloſer, und allen Ehrlichen, die was darein zu reden haben, muß vor ihrer Entwicklung bange werden. Selbſt der, dem was ſeine Perſönlichkeit betrifft, die ganze Geſchichte eigentlich wenig angeht, muß fröſteln, wenn er der Zukunft gedenkt, und wohl mag er dabei die bekannten Worte ſprechen: „Die Welt iſt aus ihren Angeln, und ich bin froh, daß ich nicht berufen bin, ſie einzuhängen.“

Der Prinz ſelber überredete ſeinen Freund ſo lange zu einer perſönlichen Abſchiedsviſitte bei ſeiner Schweſter Blanda, bis dieſer nachgab.

Es that Achilles ſehr leid um ſeinen Freund, wie um ſeine Schweſter, aber doch war er es nebenbei ſehr zufrieden, daß ſich Bianor ſo edelmüthig erwies, Blanda ſelber noch zur Vermählung mit dem Erbprinzen von Weiningen zu überreden. Wäre es ihm einerſeits erwünſcht geweſen, Blanda mit ſeinem Freunde glücklich zu

wiſſen, ſo war es ihm anderſeits doch noch lieber, ſeine Schweſter in Zukunft als ſouveraine Herzogin von Weiningen zu ſehen. So ſcheint ſich ſelbſt oft bei edleren Menſchen der Quell der Freundſchaft zu trüben durch die aufgeblaſenen Fröſche des Hochmuths und durch die giftigen Molche einer aus der Tiefe auftauchenden gemeinen Geſinnung. Die Zufriedenheit des Prinzen mit der Vermählung ſeiner Schweſter mag wohl zunächſt in jenem Umſtande ihren Grund haben, daß der Menſch das Erdenglück ſeiner Freunde und Lieben immer mehr durch den reelen Beſitz, als durch den unſichtbaren innern Reichthum des Herzens geſichert meint.

Der Prinz war nun von der größten Hochachtung gegen ſeinen Freund durchdrungen; er ſchrieb in der Eile auch ein paar Zeilen an Chelidonia — nachdem er viele tauſend Worte über ſie und an ſie zu Bianor geſprochen. Der kleine Brief lautete:

Liebe Chelidonia!

Sie haben mich vernichtet! Jetzt erſt weiß ich, was Größe iſt — jetzt ſteh ich gebeugter vor

Ihnen da, als ich es je ahnen konnte! Sie ſind eine Prieſterin, die es nicht allein verſteht ſelbſt zu opfern — die auch andere zum Opfer zu zwingen weiß; Bianor wird Ihnen mehr ſagen, ich kann jetzt nicht mehr ſchreiben, mir verſagt die Hand ihren Dienſt. Sie haben mich vom ſtolzen Gott zum erbarmungswürdigen Menſchen gemacht, und Sie ſelber ſind ein Seraph geworden, der die Hände zum Gebete faltet für den

armen Achilles.

Als vollends der Herzog vernommen, wie ſich Alles nach ſeinem Wunſche füge — da beantwortete er erſt die Eingabe des Hofmarſchalls — er erſuchte ihn faſt, ſeinen Titel und ſeine Bezüge wie bisher beizubehalten; und ſollte er auch in Zukunft ſich wo immer aufzuhalten geſonnen ſein, ſo wird doch, ſo lange er am Leben bleiben wird — ſeine Stelle durch Niemand andern beſetzt werden. Folgten auch verſchiedentliche Verſicherungen der herzoglichen Huld und Gewogenheit; ſammt dem weißen Rabenorden in Diamanten mit einem aus einem Rubin geſchnittenen

kleinen und zierlichen Marſchallſtäbchen im Schnabel. Das machte kein gutes Blut bei den andern Hofämtern zu Möpſelglück; der Herzog hatte durch dieſe Unvorſichtigkeit einen Sturm heraufbeſchworen, der ſich erſt legte, nachdem der Truchſeß in ſeinen Rabenordenſchnabel ein winziges Rubintellerchen, der Jägermeiſter ein kleines Rubinhörnlein und der Oberſtallmeiſter ein Rubinhufeiſelchen bekam. Den Weißenrabenordensſtatuten mußte hiemit ein neuer Paragraph angehängt werden.

XVII.

Wie das unergründliche Myſterium von der verloren gegangenen Einheit Deutſchland's im Guſtav Adolphverein, dann im Deutſchkatholicismus geſucht wird — wie aber, gleich bei den Alchymiſten, die den Stein der Weiſen aufſpüren wollen, der Rauch durch den Schlott fliegt und ſtatt reinem Golde nur ſchmutzige Aſche im Topfe zurückbleibt.

In der Entwickelung der religiöſen Zuſtände erfolgte nun zu Möpſelglück eine Criſis

nach der andern. Aleph genoß noch das Unglück, ſich als Herrn und Meiſter der geiſtigen Bewegung, für welchen er Jahrelang gegolten — ſelber zu überleben. Der Strom der Kritik, in den er ſich geſtürzt, und den er Anfangs mit geübten Armen zu bemeiſtern wähnte, tauchte ihn ſelber in die Tiefe — und die Wogen ſchlugen hoch über ſeinem Haupte zuſammen. Aleph und ſeine nächſten Anhänger gebärdeten ſich jetzt aus Verzweiflung religiös, und ſchalten jene, die weiter gingen, als ſie gegangen waren, Pantheiſten; ſonderbar: als ob nur jene Pantheiſten wären, die (wie Strauß und Feuerbach) das Weſen Gottes nur innerhalb der Welt exiſtiren laſſen, und nicht auch die Alt-Alephiten, die Gottes Weſen in und über der Welt zugleich anſetzen. — Dieſer Streit war nur für die Streitenden allein — die Maſſen nahmen keinen Antheil mehr daran, und horchten auf andere Lehrer.

Während die Univerſitäts-Profeſſoren der Pflichten gegen den bezahlenden, ſie erhaltenden Staat eingedenk, ſich hinabmüdeten im Herum-

ſalbadern mit leeren Kategorien einer abſtrakten Sittlichkeit, (für welche aber kein Zuhörer einen Schritt macht, um ſie in der That zu erfüllen), und nebenbei den Staat als jüngſten Vernunftſtaat zu conſtruiren, trieb die junge und jüngſte Kritik ihre üppigen Sproſſen nach allen Seiten hin. Die Jüngeren ſchalten die Jungen, die Jüngſten die Jüngeren, und die Allerjüngſten wieder die Jüngſten — religiös, und ſo iſt es in neueſter Zeit auch in Deutſchland ſo weit gekommen, daß Bruno Bauer als Bigott, Betbruder und Hyperreligiöſer verſchrien wurde, der durch ſeine Schriften nur zur Verherrlichung der chriſtlichen Religion beigetragen hat.*)

Die Kritik der Kritik, und die Kritik der Kritik der Kritik u. ſ. w. wurde der neue Gott, das neue, einträgliche, lebenbringende und brotſpendende Altarsſakrament, und je kritiſcher Jemand gegen alle vorhergegangenen Kri-

*) So heißt es in der Broſchüre: „Verſtandesthum und Individuum.“

tiken ſchreiben konnte, deſto eher durfte der Buchhändler auf einen guten Abſatz und der Autor auf ein verhältnißmäßiges Honorar rechnen.

Nun kam aber Einer (denn auch Möpſelglück hat einen Max Stirner, wie Berlin, und warum ſollte es auch keinen haben?) welcher der Kritik den Todesſtoß gab, und das „Ich“ mit all ſeinen Anſprüchen und Launen und all ſeinen viehiſchen Intereſſen zur Gottheit erhob. Jeder ſtellt ſich ſelber auf den Altar, um ſich in ſeiner Willkühr und ſeinen Gelüſten anzubeten. Und in dieſer Religion iſt das allgemeine Prieſterthum vollendet, das Sprüchwort: „Hilf dir ſo wird dir Gott helfen“ hat ſeine letzte Wendung in dem Ausſpruch: Bete dich ſelber an, ſo wirſt du Gott anbeten, folge deiner Willkühr, ſo vollziehſt du Gottes Willen. —

Nehmen nun auch dieſe Theorie einige noch Jüngſt-jüngere auf das kritiſche Korn, und beſchuldigen dieſelbige des Myſticismus — ſo erheben wir uns gegen die Jüngſt-jüngeren und ſagen: Nein — da habt ihr Unrecht, dieſe Egois-

mustheorie iſt allein die Religion und die Kirche der Zukunft — ſie iſt das allgemein verſtändliche Dogma, und wir finden darin eben ſo wenig Myſticismus — als in dem naturrechtlichen Acte, wo der Wolf ein Lamm zerreißt, der Geier eine Taube zerfiedert, die Rieſenſchlange den Hirſchen erdroſſelt, und der Marder oder Iltis in den Hühnerſtall ſchleichen, um dort wie in einem feierlichen Tempel ihre Opfer zu verrichten. Das iſt kein Myſticismus, das iſt die reinſte, klarſte, begreiflichſte Naturreligion, gegen welche ſich gar nichts einwenden läßt, da hat ſich der Geiſt als ſittliches, verantwortliches Weſen durch ſeine eigene Selbſtverläugnung aufgegeben, und die Natur hat ihr Prieſterthum angetreten! Max Stirner hat zu Berlin, wie unſer ungenannter Autor zu Möpſelglück die rechte Saite angeſchlagen, die im Volke nachtönt — die zerfreſſende Religion des Egoismus — in welcher einer den andern auffrißt, das iſt die wahre Religion des Begriffes — ihr Kornfeld ſteht in voller Reife da, das bezeugen die Klatſchroſen, die Kornblumen dieſer

Saat, die hunderte von Tagesblättern, die die Geſinnung des Volkes ausſprechen und die nebenbei auf die geſegnete Ernte der Zukunft hinweiſen.

Die verkehrte Wiſſenſchaft, die mit Heuchelei und Afterdemuth angefangen, mußte in Lüge und Aufgeblaſenheit zu ihrem Ende kommen. Der Kriticismus demüthigte ſich in ſcheinheiliger Nichtswiſſerei, und bald darauf behauptete der Pantheismus, er wiſſe Alles. Den feigen Pilatusſeelen, die ſich in den Zauberkreis der Frage: „Was iſt Wahrheit?“ abſperren, iſt es um Wahrheit nicht zu thun, ihr Wille verſchmäht die Aufforderung der Wahrheit, er kann es, weil er frei iſt; treten derlei Pilatuſſe nun je aus dem Zweifel heraus, ſo geſchieht es nur, um einer Weltanſicht zu huldigen, die ihre Handlungsweiſe gut heißt, oder ſie wenigſtens nicht beeinträchtigt. So iſt es wohl von je geweſen. Jetzt aber hat ſich das Verhältniß auch gewendet. Man verbreitete die verkehrte Weltanſicht von den Kathedern aus, und die Handlungs-

weiſe der Schüler wird einen Wiederhall geben, der die Welt erbeben macht. Es muß die Frucht den Baum bezeugen.

Auch der Guſtav Adolph-Verein wurde, das kann man ſich wohl denken, zu Möpſelglück begierig aufgegriffen, um nach allen mißlungenen Einheitsverſuchen, doch eine Einheit in der durch die echt deutſche Guſtav Adolph-Liebe gefüllten Caſſe darzuſtellen, unter dem Schutz jenes edlen uneigennützigen Helden, der Deutſchland ſo heiß geliebt — daß er für die Krone Karl des Großen auch ſein koſtbares Leben hingab — nachdem er echt königlich Hunderttauſende von gemeinen Lanzknechtſeelen ſich als Wegbereiter in's Himmelreich vorangeſchickt hatte. Guſtavadolphsleben erſchienen in vielen kleinen Ausgaben für das Volk, und in dieſen kernigen Volksbüchern wurde es unumſtößlich dargeſtellt, wie die gegenwärtige Einigkeit und das gegenwärtige Glück Deutſchlands nur einzig dem heiligen uneigennützigen Schwedenkönig zu verdanken ſei, und neben dem Titelblatt ſah man das bekannte Guſtavadolph-

porträt mit dem Feldherrnſtabe in der Hand, Rüſtung und Halskrauſe und unten die Unterſchrift:

Zum Schutze der Gewiſſen und der Freiheit
Gab er ſein Leben für das deutſche Volk!*)

*) Gfrörer (Proteſtant, gegenwärtig Profeſſor der Geſchichte zu Freiburg im Breisgau) ſagt in ſeiner Geſchichte Guſtav Adolphs, 2te Auflage, Seite 496: „Ich fürchte, die Katholiken hatten damals mehr Grund den Gegnern zu zürnen, als umgekehrt die Proteſtanten. Denn, wer war es, der angeblich zum Schutze der Gewiſſen und der Freiheit, in der That aber nur des Kaiſers rechtlicher Obergewalt zu trotzen, den Fremden, den Dänen, den Engländer, den Franzoſen in's Reich rief — die Evangeliſchen oder Katholiken? Mußte nicht ein guter Katholik einer Parthei fluchen, die das Erbtheil der Ahnen den alten Feinden des Reiches Preis gab?“ Gfrörer hat den Guſtav-Adolph-Verein, wie man ſieht, nicht erfunden. Der Mann hat eine Gründlichkeit in ſeinen Studien, die unangenehm iſt; er hat ſogar nichts gethan, um den koſtbarlichen Aberglauben an die deutſche Reichsgeſchichte (für das dumme Volk) aufrecht zu erhalten. Er wagte ferner ſogar

Doch — wozu ſollen wir die Leſer mit den Geſchichten des Guſtav Adolphs-Vereins noch weiter behelligen? man ſehe in den Jahrbüchern des Vereins bei dem Artikel Möpſelglück nach, und wird dort Alles in Aktenſtücken dargelegt finden. Und ſollte aus Vernachläſſigung des Zuſammenſtellers, Möpſelglück nicht zu finden ſein, ſo kann man ſicherlich annehmen, daß der Verein daſelbſt in demſelben Frieden und derſelben Eintracht und Erbaulichkeit beſtehe, wie in dem übrigen Deutſchland; und daß er ſich dort ebenſo die Geſchichte ſeiner eigenen Verherrlichung geſchrieben hat — wie ſeine Aktenſtücke, in alle Zeitungen niedergelegt, ein vollkommenes Muſterbild von der deutſchen Einheit für alle Zeiten darſtellen. Und ſollte es manchem Befangenen dünken,

in demſelben Buche S. 814 eine glänzende Rechtfertigung und Schuldloserklärung Tilly's zu ſchreiben, welche in die Wagſchale der geſchichtlichen Wahrheit geworfen, Millionen Romanenbände der Tillyſchen Grauſamkeit (erfunden zur religiöſen Erquickung des deutſchen Janhagels), hoch in die Luft ſchnellen.

daß dieſe in der Mannigfaltigkeit angeſtrebte Einheit, doch gar zu wenig Eins, und gar zu viel mannigfaltig ſei, ſo möge dieſer Befangene erwägen — daß ſich Alles in der Welt erſt entwickeln muß — und wenn man ſich ſchon in religiöſen Angelegenheiten auf die Kirche der Zukunft zu vertröſten hat, warum ſoll man ſich bei dieſen kleinen Wirren des Guſtav-Adolphvereins nicht auf den Guſtav-Adolphverein der Zukunft vertröſten, wie er ſich in einigen Tauſend Jahren herauswachſen wird — wo dann durch ihn auf eine ſolche politiſche Einheit zu hoffen ſein dürfte, wie die politiſche Einheit zu jener Zeit in Deutſchland herrſchte, wo Guſtav Adolph zum Schutze der frommen Seelen und zarten Gewiſſen ſeine väterliche Sorgfalt dem deutſchen Volke zugewendet.

Man wird all' dieſe Erwähnungen und Erwägungen fanatiſch, herb und bitter nennen — aber Thatſachen laſſen ſich eben nicht aus der Weltgeſchichte hinauswerfen. Es dauert uns des armen Volkes, denn das Volk kann nichts für

ſeinen Irrthum — was ſoll man aber von ſo vielen Stimmführern ſagen, die abſichtlich lügen, abſichtlich das Volk verdummen, abſichtlich heucheln, die die Weltgeſchichte eben ſo torquiren, wie die Vernunft, um ſich und andere von der Wahrheit abzulenken, und ſich und andere in der Lüge zu befeſtigen.

Eine Lava von gehäßigen Lügen hat ſich vulkaniſch ſeit ein paar Jahrhunderten über die Geſchichte gegoſſen, wie einſt über Herkulanum und Pompeji, und erſt ſeit nicht gar langer Zeit haben die Ausgrabungen begonnen, welche uns die ſtaunenswertheſten Erſcheinungen zu Tage fördern.

Je raſcher ſich der Weltgeiſt zu Möpſelglück entwickelte, deſto ſchneller verlor auch Aleph die Fäden aus ſeiner Hand, mit welchen es ihm einige Jahre lang gelungen war, die geiſtige Bewegung nach ſeinem Gutdünken zu gängeln. Er ſtarb, ob er aber bis zu ſeinem letzten Athemzuge in der troſtvollen Hingebung an den Weltgeiſt verharrte, oder ob ihn nicht vielleicht ein Unglaube an ſeinen Unglauben anwandelte, das

wiſſen wir nicht. Bei ſeinem Tode waren auf einmal für einige Tage alle Möpſelglückergegenſätze verſöhnt — man veranſtaltete ein großartiges Leichenbegängniß, und beim Grabe wurden Reden verſchiedenen Inhaltes losgelaſſen.

Nachdem Finanzrath Kolem darauf hingedeutet — wie es dem großen Aleph gelungen war, die veralteten Formen des chriſtlichen Aberglaubens zu zerbrechen, und das religiöſe Bewußtſein klar und rein aus der lautern Quelle des Menſchengeiſtes hervorſprudeln zu machen, ſo, daß wir nun ſtatt den abgeſchmackten Gegenſätzen von Sünde und göttlicher Gerechtigkeit — in uns nur Göttlichkeit, Gottesbewußtſein und göttliche Weſenheit finden — begann auch Faßmann ſeine Rede, und ſuchte den Geiſt des Hingeſchiedenen für ſein chriſtliches Bekenntniß zu erſtreiten. Wenn man dieſen Zank um den Geiſt Alephs an ſeinem Grabe mit anhörte, wurde man unwillkührlich auf den Streit des Erzengels mit dem Teufel um den Leichnam Moſis erinnert. Und ſonderbar — an Hegels Grabe zu Berlin wurde die-

ſelbe Scene producirt — damals ſtellte Förſter den Satan und Marheineke den Erzengel Michael vor. Faßmann machte ſich's übrigens bequem, er ſchloß die Grabrede Alephs mit denſelben Worten, die Marheineke bei Hegels Leiche ſprach: „Darum geziemt es denn auch uns, die wir im Geiſte zu leben berufen ſind, unſern Schmerz um ihn zu reinigen und zu verklären, zum lautern Schmerz des Geiſtes, was er gewollt und nur angedeutet hat, muthig fortzuſetzen, und es in das allgemeinſte Verſtändniß zu bringen; und können wir nicht Alle ihn erreichen in der Tiefe ſeines Wiſſens, und in ſeiner außerordentlichen Gelehrſamkeit, ihm doch ähnlich zu werden in ſeiner Liebe, Sanftmuth und Geduld, in ſeiner Demuth und Beſcheidenheit, in ſeiner treuen Nachfolge Jeſu Chriſti, deſſen Jünger zu ſein, ſein größter Ruhm auf Erden war. Selig, ſelig die Todten, die ſo in dem Herrn ſterben, der Geiſt ruht aus von ſeiner Arbeit, und ſeine Werke folgen ihm nach.“ *)

*) Siehe Roſenkranz Hegels Leben Seite 562.

Als Faßmann dieſe Worte geſprochen, ſollen in der Nähe einige nervenſchwache Grabſteine umgefallen ſein; ſo erzählte man ſich im Scherz — daß aber einigen der Anweſenden wirklich ſchlimm wurde, läßt ſich leicht denken. Es war auch hier wieder ganz dasſelbe Verhältniß, wie zu Berlin. Den Schlimmgewordenen zu Berlin wird wahrſcheinlich bei den ſalbungsvollen Worten Marheinekes, Hegels Ausſpruch in's Gedächtniß gekommen ſein: „In Schwaben ſagt man von etwas längſt Geſchehenem: es iſt ſchon ſo lange, daß es bald nicht mehr wahr iſt. So iſt Chriſtus ſchon ſo lange für unſere Sünden geſtorben, daß es bald nicht mehr wahr iſt.“*) Oder ſelbige Herren, denen plötzlich bei Erwähnung der treuen Nachfolge Chriſti zum Umfallen geworden, werden des Umſtandes gedacht haben, wie Hegel, da er als Prüfungscommiſſär die Gymnaſiaſten über ihre Univerſitätsreife prüfte — es ſtets zu tadeln pflegte; „wenn auf manchen Gymna-

*) Siehe Roſenkranz Hegels Leben Seite 541.

ſien viel von Chriſtus oder gar vom Teufel geredet ward.“*) Oder, abgeſeh'n von all' dieſen Erinnerungen, muß es den beſagten Herren plötzlich klar vor der Seele geſtanden ſein — wie in Hegels Syſtem weder Chriſtus noch der Teufel einen Platz haben könne.

Das iſt die neue Kritik, die beweist, daß weiß — ſchwarz, und daß ſchwarz — weiß iſt, daß Lüge Wahrheit iſt, und daß Wahrheit Lüge iſt — daß links — rechts iſt, und daß rechts links iſt u. ſ. w. Ein Meiſterſtück dieſer Kritik iſt uns von einem neuen Berliner Gelehrten verheißen, der uns klar machen wird, wie Friedrich II. nach der Nachfolge Chriſti ſein ganzes Leben eingerichtet; ja, wie der große Friedrich ſogar als Verfaſſer dieſes Buches in Zukunft betrachtet werden müſſe. Das ſind die gelehrten Huſaren vom Regiment: Spiegelfechter — die, wenn es eben gefordert würde, den römiſchen Kaiſer Nero aus dem Heidenthum herausfechten, und

*) Siehe Roſenkranz Hegels Leben Seite 329.

Innozenz III. in die Pfanne des Muhamedanismus hauen.

Eine Scene, die zu dieſer Zeit im König Herodes geſpielt hat, können wir nicht umgehen. Bisweilen ereignete es ſich doch, daß in einer jener renomirten Abendgeſellſchaften, trotz dem, daß Leute von Hof ſich dabei einfanden (z. B. der einflußreiche Bretthupfer) auch auf Regierung und Politik die Sprache kam. Ein Dr. Puffer (vielleicht noch erinnerlich von einem Einwurfe her, welchen er ſich in die Rede des großen Bamboſt zu machen erlaubte), äußerte ſich, als in der Geſellſchaft hie und da Befürchtungen für die Zukunft laut wurden, und meinte, daß dieſe eben nicht unbegründet ſeien. Er ließ ſich verlauten, daß ſelbſt zu Möpſelglück Leute vorne am Brett ſtünden, die ſich unermüdlich beſtreben, den Staatswagen noch mehr in die Patſche hineinzuführen.

Als Dr. Puffer dergleichen zu ſprechen begann, ſpitzte Herr Flittergold, ein Angeſtellter, ſeine Ohren. Flittergold war ein Mann, deſſen Mund ſtets voll Patriotismus, Religionsſpott,

Gottesverläugnung ſammt ſaubern Witzen und Anſpielungen überſprudelte. Er war patriotiſcher Dichter, und verſäumte keine Gelegenheit, ſeine vaterländiſche Muſe in allen möglichen Verſebeugungen und Reimwendungen erklingen zu laſſen. Nebſtbei hatte er den unzerſtörbaren Ruhm eines abgefeimten Intrigants, und hörte ſich in Geſellſchaft gerne wegen ſeines wüſten Lebenswandels beſpotten. Das letztere (es iſt Thatſache) machte neben dem Loslegen ſeiner patriotiſchen Gefühle, die höchſte Freude ſeines Lebens aus.

Nachdem nun Flittergold, der große Vaterlandsfreund, unliebſame Anſpielungen auf Regierungsmänner fallen hörte, fühlte er ſich plötzlich vom gewohnten Patriotismus angebläht, und rief bramarbaſirend zu Puffer über den Tiſch hinüber: „Herr Dr. Puffer, ich muß mir in meiner Gegenwart derlei Aeußerungen verbieten — ich bin herzoglicher Staatsdiener, ich habe anno 14 die patriotiſchen Lieder gemacht, ich habe das Volk aufgerufen, ſich zu rüſten für Fürſt und Vaterland.“ —

„Nun," unterbrach ihn Puffer, „ich meine eben daß dieſer Patriotismus, neben ſonſtiger Gottloſigkeit nichts ſein kann als: Heuchelei!"

„Erlauben Sie mir, die patriotiſchen Lieder von Flittergold" —

„Das hätten Sie weder zu ſchreiben gebraucht, noch iſt es nöthig, es zu ſagen, Ihren Liedern ſieht man es auf den erſten Blick an, daß ſie von Flittergold ſind!"

„Ich bitte keine Anſpielung auf meinen ehrlichen Namen. Wenn in meinen patriotiſchen Liedern keine Wahrheit wäre, wie hätten ſie von den beſten Componiſten in Muſik geſetzt werden, wie hätten ſie mir anno 14 einen Ruf verſchaffen können, der über ganz Deutſchland" —

„Ich muß Ihnen nur ſagen, daß der Patriotismus von anno 14, und die patriotiſchen Lieder von anno 14, und das Volk und die Geſinnung von anno 14 geſtorben und begraben ſind im Sarge der Weltgeſchichte um nimmer wieder aufzuſtehn! Mit dem Flitter- und Rauſchgoldpatriotismus läßt ſich unſer heutiger Verfall

nicht einmal mehr verdecken, vielweniger zuſammenhalten — wer an keinen Gott und an kein Gericht glaubt — der kann keine Achtung vor dem Recht eines Fürſten und keine vor dem Recht eines Volkes haben, höchſtens eine ſolche heucheln!“

„Ich ſage Ihnen, Dr. Puffer, man kann ein redlicher Patriot ſein, und dabei alle Pietiſterei von Herzensgrund haſſen — und ich ſage, wer ein ächter Patriot iſt, der muß auch zugleich ein Feind alles Pietismus ſein.“

„Nun, da muß ich Ihnen ſagen, Herr Flittergold, daß ich den Pietismus von Grund des Herzens verabſcheue, denn der Pietismus iſt eine gemachte falſche Frömmigkeit, und die widert mich an — ſie iſt mir eben ſo zuwider, als der gemachte falſche Patriotismus — aber wir ſind über die Bedeutung unſrer Worte nicht einig — nach Ihnen iſt das Chriſtenthum Pietismus, und die ſalbungsvolle Pietät Ihrer vaterlandsliebetriefenden Lieder iſt bei Ihnen Patriotismus, Ihnen iſt Niederträchtigkeit: Klugheit, Viehheit nennen Sie Lebensgenuß. Kurz, Sie

ſollen zu Ihren patriotiſchen Liedern noch ein neues Wörterbuch für Allerweltkerle herausgeben, das könnte Sie als ehrenwerthen Charakter beliebt machen."

Nachdem Puffer in dieſer Weiſe, wie er ſich's ſchon lange vorgenommen, ſeinem Herzen Luft gemacht, entfernte ſich der patriotiſche Liederdichter wüthend — und äußerte ſich im Fortgehn: Er könne nicht mehr ferner in eine Geſellſchaft kommen, in der Anſtand und gute Lebensart mit Füſſen getreten werde.

Seither ſteht aber der Privatdocent Dr. Puffer im ſchwarzen Buche der Regierung zu Möpſelglück, und wird niemals Profeſſor werden, denn man betrachtet ihn als Malcontenten, als Feind des Vaterlandes u. ſ. w. Dieſen Umſtand hat er der Vaterlandsliebe des großen Patrioten Flittergold zu verdanken, der in ganz Deutſchland ſeiner patriotiſchen Lieder und Reden wegen bekannt iſt. Wer kennt ihn nicht? Wem iſt er nicht ſchon hie und da untergekommen?

Wer ſich über die ſonſtige Volksgeſinnung

zu Möpſelglück ſichere Kunde verſchaffen will, der darf nur des Abends die Kneipen ſowohl in der Reſidenz, als in den Provinzialſtädten beſuchen; da hat die rechte Philiſterweisheit ſo eigentlich ihren Lehrſtuhl aufgeſchlagen. Die Leute haben ſich das Allgemeinverſtändliche von der jungen Theologie und Philoſophie und Kritik ſo ziemlich eigen gemacht. Daß die Religion eine ſichere Wahrheit, und das Sittengeſetz eine ſtrenge Verbindlichkeit fordere, das dünkt allen zuſammen ein Aberglaube, der, Dank dem Lichte und ſeinen Freunden, das Zeitliche geſegnet hat. Dieſer Eine lichtvolle Satz macht den gemeinſchaftlichen Glauben des Büreaukraten und Proletariers, des Fabrikanten und des Arbeiters, des Profeſſors und des Nachtwächters aus. Das zweite Dogma beſteht im Wunſche, den Jeder in ſich trägt: — Jeder will ſeine Lage verbeſſert wiſſen, um jeden Preis; gewähren ihm die gegenwärtigen Zuſtände keine Ausſicht auf eine ſolche Verbeſſerung und hat er nichts zu verlieren,

ſo iſt ihm der Umſturz höchſt willkommen, denn er kann ja dabei nur gewinnen. Einen kleinen Umſturz, einen Umſturz, der jenen, welcher ihn gerade wünſcht — ein wenig mehr in die Höhe bringt, der ihm vielleicht ein größeres Anſehen, eine größere Macht verſchaffen könnte, der den Einen zum Abgeordneten einer Kammer machen, den andern zur Entwicklung vermeintlicher glänzender Rednergaben verhelfen würde, wünſcht ſelbſt der Beſitzende und der Angeſtellte. Es iſt ein Jeder Communiſt in ſeiner Weiſe; d. h. jeder will etwas von dem haben, was gegenwärtig Reichere und Mächtigere beſitzen, aber keiner will von dem, was er hat, den Armen und Unmächtigen freiwillig etwas zukommen laſſen. Der Communismus iſt nicht der Bau von unten auf — ſondern vielmehr der Umſturz von unten auf. Die chriſtliche Charitas, das eigentliche Cement der Geſellſchaft, iſt chemiſch zerſetzt und weggeworfen, und nun ſtrebt ein Jeder der höher ſteht unwillkührlich darnach, ſich bei dem, der unter ihm ſteht, recht gründlich verhaßt zu

machen. Die heidniſchen Büreaukraten, welche zunächſt mit dem Volke zu thun haben, benehmen ſich abwechſelnd mit einer ſolchen Wolfsgier und dann wieder mit einer ſolchen Pfauenhaftigkeit, als ob ſie vom Staate den Auftrag erhalten hätten, beim Volke ſo viel als möglich verhaßt, verachtet und lächerlich zu werden.

Man muß es nur gerade herausſagen: Den Leuten mangelt die Wahrheit und der Ernſt des Lebens, es mangelt ihnen die Idee der Kirche und des Chriſtenthums; und ſo ſind ſie vom rechten Standpunkte, von dem das Leben angeſchaut werden muß — verrückt worden, und laſſen ſich von Lüge, Thorheit, Eitelkeit und Heuchelei herumſchleudern; ſie ſind in ewigem Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Wie könnten ſonſt in einem und demſelben Kopf die heterogenſten Dinge Platz haben? Da gibt es Herren, die mit modernen Freiheits- und Gleichheitsideen en gros handeln, und jeden armen Teufel (den reichen Japaneſen gleich) nur blos aus dem Grunde verachten, weil er an ihren Vergnügungen und Freuden nicht

Theil nehmen kann. Das ist aber auch bei den meisten Möpselglückerphilistern der einzige Stolz, den sie haben — das einzige Gut, auf das sie sich etwas einbilden zu dürfen vermeinen.

Gebildetsein! du allumfassendes Wort, in dir liegt der Weisheits- und Wissenschafts-Communismus des 19. Jahrhunderts! Das ist der Communismus, der sich vorläufig recht breit gemacht in der gebildeten Welt. Kein Weiser soll mehr den Reichthum der Wissenschaft mühsam aufhäufen und ordnen in seinem Geiste, alles Volk soll daran Theil nehmen. Alle Wissenschaft ist zur Rumforderſuppe zerhackt und zerhauen, und wird ausgesotten und hindangegeben in Journalen und Romanen, in Conversationslexicis und in Theatern, und wer Geld hat, um zu kaufen, oder den Eintritt zu bezahlen, und wer sagen kann: Gottvoll, himmlisch, unvergleichlich! und wer, wenn er den andern mit dem Ellenbogen ein paar Rippen eingestossen, mit auseinander gehaltenen Händen, und eingezogenem Kopf zu murmeln weiß, Pardon — der hat hie-

mit das Recht, jeden Bauer und Handwerker als blöden Tölpel anzuſehen, denn er hat ja die Weisheit des Genuſſes vor ihm voraus. Der nach der gewöhnlichen Zeitanſicht Gebildete iſt lüſtern und hoffärtig — und nach ſeinen Lebensäußerungen zu urtheilen, voll des Ingrimms und Haſſes, denn an ihm zeigen ſich ganz die entgegengeſetzten Folgen der Charitas, ſo daß man von ihm ſagen kann: „Der Haß iſt ungeduldig, er iſt hart, er beneidet, er iſt leichtſinnig, er bläst auf, er iſt ehrgeizig, eigennützig, jähzornig, er denkt nur Arges, er erfreut ſich nicht über die Gerechtigkeit, ſondern über die Lüge, er leidet nichts, er glaubet nichts, er hoffet nichts und er duldet nichts.“ Und hat nun ſo ein junger Möpſelglückerphiliſter all dieſe Eigenſchaften in ſchönſter Harmonie beiſammen, ſo iſt er der rechte Kerl: denn er iſt blaſirt — und ſteht als Blaſirter auf den Höhen der Zeit! Und zu dieſer Höhe wird noch die ganze deutſche Jugend kommen, d. h. die Jungen werden zu erbärmlich ſein, um Lumpe ſein zu können!

Seit dem Beginn unſerer Geſchichte iſt ſchon manches Jahr vorübergerauſcht — vieles hat ſich zu Möpſelglück geändert, das Extrazimmer im König Herodes bildet aber immer noch den literäriſchen Salon. Bretthupfer iſt alt geworden, auch er gibt noch bisweilen dem König Herodes die Ehre ſeines Daſeins, jetzt ſteckt er aber nimmer in ſeinem Hofcoſtüm, wie eingegoſſen; die unwiderſtehliche Neugier und Klatſchſucht, ſammt der lächerlichſten Aufgeblaſenheit, die er ſtets mehr und mehr gepflogen, haben den Mann ordentlich abgemagert. Seine Naſe ſcheint jetzt noch viel ſpitzer zugeſchliffen, als ehedem, und man ſieht es derſelben immer deutlicher an, daß es eine Naſe iſt, die das unüberwindliche Beſtreben hat, überall dabei zu ſein. Er redet ſogar über Politik — und ſieht voll Freuden — im Vertrauen auf die Weisheit und Intelligenz, welche zu Möpſelglück herrſcht — in die Zukunft hinaus; ſie dünkt ihm ein lachender Frühling, und die Wölklein ringsum ſind ihm nichts anders, als unbedeutende Aprilſchauer.

Wenn im König Herodes die Sprache auf den Communismus kömmt, so ſagt Bretthupfer ſtets mit ſiegreichem Lächeln: „Die ganze Sache iſt doch gar zu dumm, und derlei Beſtrebungen werden doch jederzeit an dem feſten Beſtand der intelligenten Mehrzahl ſcheitern müſſen.“ In die höchſte freudige Extaſe wurde Bretthupfer neuerlichſt durch eine Broſchüre gebracht, die mit aller Klarheit den Beweis liefert, daß die Geſellſchaft mit communiſtiſchen Grundſätzen durchaus nicht beſtehen kann. Wenn nun ſeither Bretthupfer das Wort Communismus hört, ſo bekommt er einen Lachkrampf, der ihn faſt zu zerſchütteln droht, und wenn er ruhiger wird, beruft er ſich auf das koſtbare Büchlein, und auf die darin enthaltenen handgreiflichen Beweiſe. Denn es ſteht auch ferner noch in dieſem Büchlein, daß bald die ſchrecklichſte Tyrannei dem communiſtiſchen Unweſen ein Ende machen würde.

Nun ſind die Behauptungen dieſes Büchleins alle ſehr ſchön und ſehr klar und ſehr ſchlagend,

aber bei alledem bleibt noch ein ſchauerlicher Riß, eine gähnende Kluft, ein ſchwarzer unausgefüllter Abgrund, der damit noch nicht überſprungen iſt, wenn man ſich rücklings gegen ihn ſtellt, oder ſo thut, als ob man ihn gar nicht ſehen würde!

Durch den Beweis, daß die Geſellſchaft mit dem Communismus nicht beſtehen kann, weil der Communismus nothwendiger Weiſe mit der ſchauerlichſten Tyrannei enden würde — iſt leider noch nicht erwieſen, daß die Geſellſchaft den Communismus auch nicht verſuchen wird, freilich nur: um die vorausgeſetzte Tyrannei an ihrem eigenen Leibe zu erfahren.

Eben ſo könnte man den Beweis führen, daß die Berliner Gauner nicht mehr ſtehlen werden. Man braucht ſelbe nur eines ſchönen Morgens zuſammenzurufen und ihnen zu ſagen: „Meine Herren, bedenken Sie, daß Ihr Treiben keinen Beſtand haben kann — Sie haben ſich doch ſchon zur Genüge überzeugt, daß Ihre Verſuche: Die Gütergemeinſchaft faktiſch herzuſtellen,

immer mit Tyrannei enden; Sie werden „eingespunnen," und wiſſen, daß Feſtung, Zuchthaus u. ſ. w. kein Spaß ſind — die meiſten von Ihnen haben die Tyrannei der Geſetze ſchon kennen gelernt!"

Und auf eine ſolche Anrede würden alle Diebe zur rechten Einſicht gelangen — und die Polizei würde von dieſer Stunde an nichts mehr zu thun haben! — Und der eben angeführte Beweis gegen den Communismus hat gerade dieſelbe Wirkſamkeit, wie die eben erwähnte Rede gegen die Gaunerei, und die Inhaber communiſtiſcher Tendenzen werden ſich dadurch eben ſo gewiß bekehren laſſen, als die Berliner Gauner. *)

*) Es ſoll hiemit nicht geſagt ſein, daß es nur zu Berlin Gauner gebe, wir haben leider Gott in unſerm aufgeklärten Jahrhundert nirgends eine Noth an Spitzbuben; nur haben die Berliner Gauner den Vorzug, daß ſie ihrer Bedeutung wegen an einem Polizeibeamten ihren Statiſtiker und Hofbiographen gefunden, der ſeine reichen Erfahrungen dem Publikum Broſchürenweiſe mittheilt (Zimmermann: Die Diebe zu

Auf alle Beweiſe, daß die Geſellſchaft mit dem Communismus nicht wird beſtehen können, läßt ſich am Ende ſagen: Ganz gut, meine Herren, der Terrorismus in Paris hat auch nicht gar lange gedauert, aber was lag darin für ein Troſt für diejenigen, die durch ſelben um ihr Hab und Gut gekommen, oder für diejenigen, die nicht nur um ihren Beſitz, ſondern auch um ihren Kopf verkürzt wurden? In dieſer Art von Troſtverleihung hat ſich unſere Zeit zu einer wahren Größe emporgearbeitet. Wie werden ſich jene Hausbeſitzer

---

Berlin 1847, zwei Bände). Derſelbe hat in ſeiner ängſtlichen und genauen Gewiſſenhaftigkeit eigene Typen für die Gattungen der falſchen Schlüſſel ſchneiden laſſen, um die Formen gedruckt darſtellen zu können, wofür ihm die Diebe zu vielem Dank verpflichtet ſind; denn wenn bisher einer oder der andere ſeinen Schlüſſelbund noch nicht vollſtändig hatte, ſo darf er ſich jetzt die mangelnden Exemplare nur nach polizeilicher Angabe verfertigen laſſen. Das iſt doch einmal eine Schlüſſelgewalt, die ſich auch zu Berlin Anerkennung zu verſchaffen weiß.

erfreuen und beruhigen, denen der Volksunwille ihre Wohnungen zerstört, wenn sie theils von amtlicher Seite, theils von Seite der Journalistik den süßen Trost vernehmen: Der ganze Hergang habe durchaus keinen politischen Anstrich gehabt!

Bretthupfer sollte noch in seinem schon etwas vorgerückten Alter berufen sein, zu Möpselglück eine Rolle zu spielen. Es war in jenen Tagen, in welchen der mächtige Gedanke des Deutschkatholicismus wie ein feueriger Wagen mit höllischem Gelärme alle Philisternerven erschütternd durch Deutschland rasselte — als Bretthupfer, seiner alten Gewohnheit gemäß, bei der herzoglichen Caroſſe hintenauf zu stehen, sich auch bei dem durch Möpselglück rollenden Gespann, zum Lakaiendienste verwenden ließ. Er war nämlich getaufter Katholik, huldigte aber längst schon den erleuchteten Ansichten der Aufklärung, und man hörte ihn im König Herodes nicht zu wenigen Malen sich rühmen — er wisse schon seit zwanzig Jahren nicht, wie eine Kirche inwendig aus-

ſchaue. Jetzt war es an der Zeit, ſeine Geſinnungen öffentlich an den Tag zu legen. Nachdem Bretthupfer aus guten Händen wußte, daß man von Hof aus auf die neue Bewegung nicht eben ungünſtig hinſchaue, weil man in einem gewiſſen (leider aber in dieſer Zeit ſehr am Schnupfen erkrankten) Inſtinkte, eine neue Verherrlichung des Möpſelglücker Herzogthums aus derſelben herauszuwittern vermeinte — ſo erklärte ſich Herr Bretthupfer als Deutſchkatholik, und wurde Vorſteher der Möpſelglücker Gemeinde.

Dieſelbe erhielt ſich, raſch in ihrer geiſtigen Entwicklung fortſchreitend, drei volle Monate lang. Im erſten Monat ſtellte man das Schneidemühlerbekenntniß auf, im zweiten trat das Leipziger an deſſen Stelle, und als im dritten Monate nur ſehr wenig Martyrer des Zeitgeiſtes in der Kirche, und auch in der Gemeindeverſammlung ſich ſehen ließen, und auch überdieß kein rechter Prediger ausfindig zu machen war; ſo kamen die wenigen Verſammelten zu folgendem Entſchluß: „Was brauchen wir ferner uns zu verſammeln? Human und

moraliſch können wir zu Hauſe ſein, und den Glauben an ein unbekanntes höchſtes Weſen, wie an die mögliche jenſeitige Fortdauer — wollen wir vor der Hand wenigſtens nicht in Abrede ſtellen. Jeder Familienvater leſe in Zukunft an Sonntagen den Seinigen etwas Erbauliches vor z. B. die Leipziger Allgemeine oder irgend ein anderes Blatt, was ſich um unſere Kirchengeſchichte beſondere Verdienſte erworben. So haben wir den eigenthümlichen Urgottesdienſt erſt recht hergeſtellt, dieweil jedes Familienhaupt auch zugleich das Prieſterthum für die Seinen übernehmen wird."

Der Grobſchmid, welcher bisher am eifrigſten gegen die Einzahlung in die Gemeindecaſſe debattirte, freute ſich am meiſten über dieſen Vorſchlag, denn er hatte ja bisher alles in der neuen Kirchenordnung vernünftig gefunden — und fügte ſich mit größter Hingebung jedem Glaubensartikel — nur das Zahlen dünkte ihm Ketzerei.

Bretthupfer allein war mit dieſer gänzlichen Auflöſung nicht einverſtanden; aber er mußte der Mehrzahl weichen. „Etwas, meinte er, hätte

doch bleiben ſollen.“ Er ſah mit Wehmuth auf ſein eingehendes Gemeindepräſidium, und der eingegangene Vorſteher war wiederum nichts anders, als ein ausfahrender Hintenſteher. Im König Herodes, wo er ſich nach Erlangung ſeiner neuen Würde mit dem innigſten Behagen über ſeine Präſidentengeſchäfte breit gemacht — mußte er nun auch ſeinen Hochmuth büßen. Von jenem Tage an, wo die gänzliche Auflöſung der Gemeindeverſammlung aus Vernunftgründen beſchloſſen wurde — wo alſo auch Bretthupfer ſeiner Vorſteherſchaft verluſtig ging — wurde er ſpottweiſe: der Herr Präſident genannt. Es war dieß für Bretthupfer ein verzweifelter Fall — der Spott zerſchnitt einerſeits ſein eitles Herz, und anderſeits wollte er die ſüße Gewohnheit — allabendlich den König Herodes zu beſuchen nicht aufgeben. Er ſchrieb nun, um wohlfeiler darauszukommen, den ganzen Verfall des neuen freien Chriſtenthums den Jeſuiten zu,*) welche Zank ausſäend, offenbar

*) Einige norddeutſche Blätter ſchrieben den Verfall des Deutſchkatholicismus den Umtrieben der Jeſuiten zu.

auch in dieſer Angelegenheit ihre Hände im Spiel hatten, und die überhaupt an allen Weltübeln Schuld tragen. So wußte ſich der kluge Mann wenigſtens für den Augenblick Ruhe zu verſchaffen — indem er jene Sündenböcke vorſchob, die in der neuen Zeit Alles tragen müßen.

Als die reichen Juden zu Möpſelglück ſahen, wie ſich Alles moderniſirte, fanden ſie ſich ebenfalls bewogen, bei der großen Vorwärtsmaſchine mit anzuſchieben. Ihr alter Rabbiner, Herr Habakuk Stern, war ein Talmudiſt von der ſtrengſten Sorte, und wollte um jeden Preis das Geſetz in ſeinen ſtarren Formen, mit all ſeinen zackigen Ausläufern, die in's Leben der chriſtlichen Geſellſchaft hineinragen, aufrecht erhalten wiſſen. Die armen Juden verehrten ihn wie einen der großen Propheten, die reiche Judenſchaft aber ſchämte ſich ſeiner, ſie trug um ſo mehr Verlangen nach einem ſogenannten gereinigten Moſaismus, je ſchmutziger ſie ſich in ihren Geldgeſchäften erwies. Man hätte vielleicht in Ruhe das Auslöſchen des alten Rabbi Stern abgewartet; als

er aber ſeine ſcharfen Reden gegen das Reformiren in Israel wie Sternſchnuppen auf die reichen Juden niederſchleuderte, ſo fühlten ſich dieſe zur Rache getrieben und ließen ſich, ohne den Tod des Alten abzuwarten, einen Reformrabbiner vom reinſten Blute kommen, der neben dem Reformiren des Geiſtes in Israel auch dazu auserſehen war, die noch übrigen Lebenstage des alten Lehrers zu verbittern. Man wählte den jungen Dr. Sternbeißer aus der Berliner Reformſchule. Der alte Stern wurde penſionirt, aber mit der Bedingung, den Reden ſeines Nachfolgers beizuwohnen, und ſo, wenigſtens durch ſeine Gegenwart das Reformweſen zu billigen.*) Die Rache war ſataniſch. Das pantheiſtiſche Gewäſche des modernen Judenjungen träufelte wie Gift in die Ohren des alten Rabbi — es that einem das Herz weh, wenn man das Wetterleuchten des innern Zornes über ſein Antlitz hinzucken ſah. Und all dieſe reichen Wechsler zahlten mit beim Antithier-

*) Auch geſchehen.

quälereiverein — aber den alten Mann mochten ſie nicht ohne Qualen hinſterben laſſen. Der neue Juden-Uhlich, oder auch Herr Ronge in Iſrael, war in Bezug auf ſeine Wiſſenſchaft ein armſeliger Tropf, aber er redete was ſeine Miethherrn gerne hörten, und nebenbei ſuchte er auch die alte orthodoxe Judenſchaft ſo viel es anging zu befriedigen. Er ließ in ſeinen Waſſerbrühen hebräiſche Schnitten herumſchwimmen, redete von der großen Aufgabe Iſraels, citirte die neuen Lamden (jüdiſchen Gelehrten) von Moſes des Mendels Sohn bis zum Weltwunder den Herrn Prager-Kabbaliſten Eibeſchütz, ſprach von Unſterblichkeit, und gab als Beweis dafür das ſonderbare Gefühl, welches man empfindet, wenn man am Sarge einer lieben Leiche ſteht, er empfahl auch den vernünftigen Lebensgenuß, und ſchnatterte am Ende jeder Rede den Segen: Jebarechecha u. ſ. w. mit der Salbung eines Maimonides, um auch die alten Juden durch derlei beibehaltene Formeln zufrieden zu ſtellen. Er machte es mit Einem Worte gerade ſo, wie vor kurzem

der Reformjüngling und Rabbi Dr. Friedländer zu Berlin. Somit haben die Lichtjuden den alten Bund, wie die Lichtchriſten den neuen gereinigt, und können ſich vom Standpunkte des neuen Judenthums und des reinen Evangeliums gemächlich die Hände bieten. So dürfte es Herrn Wislicenus auch zu Möpſelglück gelingen, eine Vereinigung zwiſchen Juden und Chriſten auf dem Boden der neuen Geiſtesbildung zu bewerkſtelligen. Auch zu Möpſelglück werden von nun an (nach der neuen geiſtvollen Vorrichtung des Herrn Wislicenus zu Halle) die Juden ohne die anſtößige Taufe zu Chriſten gemacht. Wislicenus ſoll bereits beim heiligen Geiſt um ein Patent für ſeine geniale Erfindung eingereicht haben. Wir ſehen hier im Chriſtwerden ohne Taufe auf dem Gebiete des geiſtigen Lebens einen ähnlichen Vorgang, wie bei der Operation mittelſt Schwefeläther ohne Schmerzen im Gebiete des Naturlebens. Die Hallenſer Taufſcheine lauten: „Mittelſt Schwefeläthernarkoſe der neuen Geiſtesbildung, bewußtlos und ſchmerzlos, in's Chriſten-

thum herübergeſchmuggelt.“ Durch ein ſolches Patent werden nun Juden zu Chriſten. Das iſt ſtatt der Waſſertaufe die Papiertaufe. Es gibt Papiergeld, warum ſollte es nicht auch eine Papiertaufe geben?

Unter den Secten, welche zu Möpſelglück wie Stechäpfel wucherten, ſtellte ſich die Wirkung der Wiedertäufer am bedeutendſten heraus, denn dieſe lieferten alljährlich eine gute Anzahl ihrer Anhänger in's Narrenhaus ab.*)

Die Frau des Grobſchmides, den wir noch von der Pudelgeſchichte her kennen, war unter die Wiedertäufer gerathen. Ihr Mann, der auf einer nicht geringen Höhe religiöſer Vollendung ſtand (hatte er ja auch ſchon bereits den Deutſchkatholicismus überwunden), durfte von den wiedertäuferiſchen Gemüthserſchütterungen ſeiner Gattin nichts erfahren — denn es blieb ihm nicht unbekannt, daß die Wiedertäufer unter verſchiedenen Titeln Beiträge abverlangen, und die Beiträge

*) Gerade wie zu Berlin.

waren es ja eben, die dem Manne sogar den Deutschkatholicismus, für welchen er anfangs eingestanden war — in der Folge so sehr verleideten. Ein freundlicher Nachbar berichtete dem Grobschmid, daß die Frau desselben bisweilen die Conventikel der Wiedertäufer besuche. Der Grobschmid wollte sich augenblicklich rächen, wurde aber von seinem guten Nachbar durch die Bemerkung zurückgehalten, er möge sich nur vorerst von der Sache überzeugen. Unter dem Betsaale der Wiedertäufer befand sich eine Brantweinschenke — in dieser versammelte der Grobschmid und sein guter Nachbar noch einige andere gute Freunde, und selbe musterten vom Fenster aus Alle, die in's Haus eintraten. Es war an einem schönen Morgen. Bald schritten eine gute Anzahl Männer und Frauen mit etwas verstörten Zügen auf das Thor los — selbe hatten eben im Fischteich hinter dem Schloßgarten die Wiedertaufe empfangen, welche mittelst gänzlichem Untertauchen des Kopfes unter das Wasser ertheilt wird.*) Als der Grobschmid unter den Her-

*) Die Berlinerwiedertäufer haben zu ihrem Taufbecken

ankommenden nun mit eigenen Augen seine Frau gewahrte, brach sein Zorn dergestalt los, daß er augenblicklich mit einem Stock auf sie hinausstürzen wollte. Die Freunde hielten ihn aber zurück, und beredeten ihn, erst abzuwarten, und dann den Augenschein einzunehmen, was oben (im Betsaale) vorgehe.

Als die Wiedergetauften in den Saal traten, empfing sie der Conventikel mit einem Liede, welches man in Begleitung eines Flügels und zweier Violinen absang. Dann wurde eine salbungstriefende Rede über die neuen, reinen, auserwählten Lämmer herabgearbeitet. So viel konnte man durch den dünnen Fußboden in das untere Geschoß herabvernehmen. Der Grobschmid hatte sich nach diesem Auftritt durch kräftig wiederholte Kümmelzüge in einen solchen Zorn hineingetrunken, und seine Freunde waren zu einer Unterhaltung so sehr

---

den Rumelsburgersee auserkoren. Auch eine schöne Gegend. Dem Herrn Wislicenus ist Eine Taufe zu viel, und den Wiedertäufern ist Eine Taufe zu wenig.

aufgelegt, daß ſie auch noch die andern Schenkgäſte zu ihrem Zuge anwarben, und dann in ziemlicher Anzahl über die Stiege polterten und in den Betſaal drangen. Der Redner, der ihre feindliche Abſicht ſogleich erkannte, rief in der Begeiſterung: „Was wollen hier die Söhne des Belials unter den Auserwählten?“

Dieſer Ausruf gab das Signal zu einem allgemeinen Sturm. „Den Belial ſoll er zurück haben,“ rief der Schmid und ſtürzte auf den Redner los — einer der hereingedrungenen Branntweinhelden warf ihn dem andern in die Arme, bis der Unglückliche ohne weitern Schaden zu nehmen (abgeſehen von einem in der Eile herabgeriſſenen Frackſchoß), auf den Corridor geworfen wurde. Die Kanzel wurde zerriſſen, die Stühle zertrümmert, die Fenſter eingeſchlagen, die Männer wollten ſich zur Wehr ſetzen, die Frauen kreiſchten, man rief die Polizei — bis aber dieſe herbeikam, waren die Wiedertäufer, welche ſich wehren wollten, durchgeprügelt, und der Gräuel der Verwüſtung an der heiligen Stätte vollendet. Der Frau des Grob-

ſchmids ſpielte ihr Mann ſo arg mit, daß ſie ſich von nun an bei den Wiedertäufern nicht mehr ſehen ließ. Sie wurde, weil ſie in Furcht vor der Verfolgung ihres Mannes den Conventikel nicht mehr zu beſuchen wagte, zu den Verdammten gerechnet, und wegen ihrer Muthloſigkeit mit dem techniſchen Namen: kreuzesſcheu bezeichnet.*)

Nach dieſem Sieg, den der Grobſchmid mit Hilfe der andern Söhne Belials als Patriarch und Prieſter ſeines eigenen Hauſes über die Auserwählten errungen, durfte ſeine Frau in gar keine Kirche mehr gehen, er beſuchte ja auch keine, und ſomit war (nach dem letzten Beſchluß der deutſchen Möpſelglückergemeinde) ſeine Wohnung von nun an zum wahren Tempel Gottes, ausgeſchmückt mit dem echten Urchriſtenthum, eingeweiht durch patriarchaliſche Prügel, erleuchtet mit den Gasflammen der Aufklärung, gegründet auf den Fortſchritt,

*) Derlei Vorgänge ereignen ſich (wohl auch noch etwas greller) ebenfalls zu Berlin. Siehe z. B. hierüber: Dr. Ideler: Der religiöſe Wahnſinn. Halle 1847.

unbedürftig aller Synoden, frei im heiligen Menſchengeiſte.

In Möpſelglück iſt eine Doppelhochzeit. Glockengeläute, Kanonendonner, Feſtaufzüge, Pracht und Herrlichkeit, Perlen und Diamanten, Trommelwirbel, Paukenſchall, Trompetengeſchmetter, Gedichte mit Roſen, Myrthen, Veilchen, goldenen Zukunftsſchilderungen, und alles zuſammen eingekocht in dem Brei der langen Weile. Die höchſten Perſonen, welche von Seite der herzoglichen Familie zu Möpſelglück das Feſt betrifft, Achilles und Blanda, ſtrahlen in einem beneidenswerthen Glanze. Blanda iſt mit unzähligen Perlen beſäet, unzählig ſind ſie, weil aus ihren Augen immer noch neue nachrollen. Achilles denkt ſeiner heiligen Verſicherungen, ſeiner mit ſcharfen Worten in dem uns bekannten Briefe ausgeſprochenen Unwandelbarkeit — und ein heißer Blutſtrom quillt aus ſeinem Herzen auf — und überſtrahlt ſein Geſicht mit dunkler Schamröthe. Faßmann hält eine Rede von erſtaunlicher Länge, ſchenkt aber den höchſten und minder hohen Zu-

hörern — als er auf dem Angeſicht und in der Haltung des jungen Herzogs von Weiningen, einige Ungeduld bemerkt, zwei enggeſchriebene lange Seiten, denn er weiß im prophetiſchen Geiſte, und hat wohl auch ſchon ſo von ferne her gehört, daß man ihm den Hausorden von Weiningen, das Ritterkreuz der goldenen Traube zuſenden wolle. Nach dieſer goldenen Traube wäſſerten dem halben Lichtfreund die Zähne mehr — und er hatte ſeit langer Zeit eine größere Beſtrebniß darnach, als nach allen Früchten, die er hätte gewinnen können im Weingarten des Herrn. Die Auszeichnung war ihm ſchon ſo viel als ſicher; es handelte ſich nur noch ob er die Traube mit oder ohne dem goldenen Blatt bekommen ſollte. Er combinirte ſchnell, und ließ lieber Ein Blatt ſeiner Rede fallen, um das koſtbarliche Blatt der Traube ſicherer zu erwerben. Verdenken wir es ihm nicht, dem guten Mann, denn weder Gott noch die Welt hat an dem abfallenden Blatt vom welken Baume der Rede etwas verloren, was nicht breitgeſchlagen in den Stunden der Andacht, oder in andern Ein-

ladungskarten zum großen Lichtfreundthum hinausgesendet an das deutsche Volk, zu finden wäre.

Faßmann war ganz selig, als ihm nach vollendeter Trauung in der Schloßkapelle der regierende Herzog von Weiningen die gehoffte Auszeichnung übergab. Er vergaß im Augenblick die Addressen, die Feuerbrände und Zwangjacken, welche ihm die starrköpfigen ausgesprochenen Lichtfreunde Woche für Woche in die bisher so friedlichen Räume seiner Consistorialkanzlei schleuderten. Wohl dämmerte bisweilen wie ein Nachtschrecken der Gedanke in seinem Haupt: Wie? sollte selbst die Kanzlei mit ihrer bisherigen Kraft, mit ihren Eichenschränken und Aktenbündeln, mit ihren Tintenfässern und Streusandbüchsen, mit ihren Protokollen und Dekreten nicht mehr im Stande sein, diese schändliche Bewegung der Zeit — diesen Spuck unruhiger Köpfe einzudämmen, und einzuschüchtern? Ist nicht Alles, was ich auf der Universität gelernt, was ich in der Praxis geübt, was ich als Kanzleichef geleistet, überaus nüchtern und vernünftig gewesen? Was will nun

die Unvernunft gegen die Vernunft, was die flatterhafte Thorheit gegen den ſoliden geſetzten Beſtand, was die Neuerungsſucht gegen den Status quo?

In dieſer Weiſe raiſonirte der geängſtigte Kirchenrath — der jetzt, nachdem er zu ſeiner behaglichen Stellung auch den Schmuck aller erträumten Ehren erlangte, ein ganz überzeugter Anhänger des Status quo geworden. Er war ſeit ſeiner Studienzeit im Status quo geblieben, und hörte nicht die Flügel der Zeit an ſeinen Kanzleifenſtern vorüberrauſchen, er wußte nicht, daß ſeine ganze Erziehung und Univerſitätsbildung flüßig, bewegt, zu einem gewiſſen Ziele ſtrömend war — und hielt jene flüchtigen Momente, die ſich in ſeinem Kopf kriſtalliſirten, für den geeignetſten Status quo, in welchem die kirchliche Bewegung vom 16. Jahrhunderte (ihm und ſeiner Kirchenrathſtelle zu lieb), erſtarren und hängen bleiben ſollte.

Faßmann iſt ein Verfechter der Religion ohne Autorität, und dennoch will er ſich in einer Autorität erhalten, und das iſt unendlich ſcharfſinnig.

Und der Herzog von Möpſelglück ſammt ſei-

nem Miniſterium iſt (vielleicht halb nothgedrungen) auch ein Freund der Religion ohne Autorität, will aber nebenbei die Autorität im Staate aufrecht halten, und fordert von ſeinen Unterthanen Gehorſam, und das iſt auch unendlich ſcharfſinnig!

Und die Büreaukraten zu Möpſelglück meinen, an Kirche und Staat laſſe ſich mit den Steinen Centnerſchwerer Aktenbündel ſammt Dinten- und Streuſand-cement noch ferner leidlich fortbauen — aber die Feuer, die gleich Theaterblitzen aus Hexenmehl ringsum auf der Scene des Landes unter dem Namen: Freie Kirchen und freie Gemeinden aufziſchen, und mehr noch der verführte aufgeregte Volksgeiſt, der dieſen Erſcheinungen heimlich oder öffentlich zujubelt, und den keine Cenſur mehr nieder zu halten im Stande iſt — die geben ganz eigene Signale. Und ſich um dieſe wenig oder gar nicht kümmern, das iſt ebenfalls unendlich ſcharfſinnig!

Und die Schreiber der Preſſe, denen der Angriff jeder Autorität eine Heldenthat iſt, rufen offen oder verſteckt: Keiner von euch hat mehr zu

befehlen, und keiner von uns hat mehr zu gehorchen, wir wollen frei sein in unserer Weise! Diesen Herren nun die Hand bieten, so lang es gilt, jeden Rest kirchlichen Lebens aus dem Staate herauszufegen, ihnen aber erst dann in die Hände fallen, wenn sie mit ihren kratzigen Kehrbesen über die durch religiöse Zerrissenheit oder Leere morsch gewordenen Staatsinstitutionen fahren, das gehört ebenfalls in die Rubrik vom unendlichen Scharfsinn!

Die unchristliche Wissenschaft und Literatur unter dem Namen: Lehrfreiheit gewähren lassen, oder was eben so gut und vielleicht noch sogar besser ist: Die unchristliche Literatur von Seite der Polizei aus mit komischer Strenge verbieten (daß sie um so sicherer gehegt werde), und nebenbei der christlichen Wissenschaft allenthalben Prügel in den Weg werfen, und ihr die Hände binden, daß kein Streit entsteht, wenn sie anfinge, darein zu schlagen, das ist auch unendlich scharfsinnig!

Man wird dieß kleine Taschenwörterbuch des neuen politischen Scharfsinnes — confessionell ein-

Inhalt.

Seite

bei einem Univerſitäts-Jubiläum die deutſche Einheit einen neuen Schwung bekommt, und wie der Oberkirchenrath von bedauerlichen Schickſalsſchlägen hart mitgenommen wird 102

XV.

Wie eine Kirchenverſammlung in die Klemme kommt, weil ſie zwiſchen Vorwärts und Rückwärts ſteckt, und ſich nicht rühren kann. Wie der Communismus nothwendig wird, wenn die guten Werke unverdienſtlich ſind 139

XVI.

Wie Chelidonia mit Einem Schlage den gordiſchen Knoten zerhaut, um den Verlauf der Begebenheiten in ſeinen ſtandesgemäßen Entwickelungen nicht aufzuhalten 155

XVII.

Wie das unergründliche Myſterium von der verloren gegangenen Einheit Deutſchland's im Guſtav Adolphverein, dann im Deutſchkatholicismus geſucht wird — wie aber, gleich bei den Alchymiſten, die den Stein der Weiſen aufſpüren wollen, der Rauch durch den Schlott fliegt und ſtatt reinem Golde nur ſchmutzige Aſche im Topfe zurückbleibt 183

Inhalt.

Seite

XVIII.

Die Zukunft der gegenwärtigen deutſchen Einheit, und die Folgen der Möpſelglücker Lichtfreundlichkeit ſammt einer Unzahl anderer erſtaunenswerther Begebenheiten 234

So eben erschien im Verlage von G. J. Manz in Regensburg und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Des Genies
Malheur und Glück.
Eine Erzählung
von
G. Brunner.

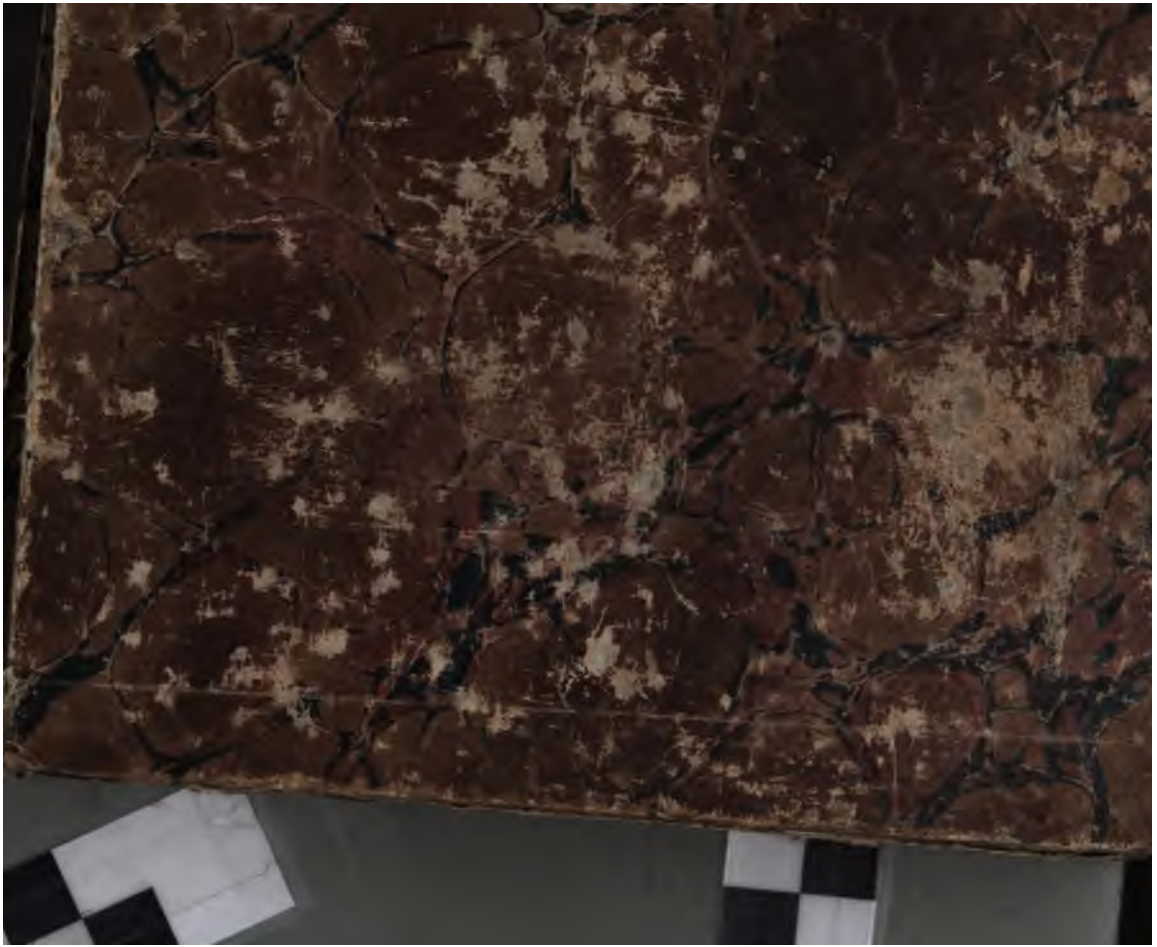
Wer liest jetzt Werke, wo sich die Citaten
Wie Eisgebirge, haben aufgehäuft,
Und wo der Text, als wie ein dünner Schatten
Ganz matt und kränklich oben drüber streift?

Zwei Bände.

Zweite Auflage.

8. geh. 2 fl. 24 kr. oder 1½ Thlr.

Gleich beim ersten Erscheinen dieser Novelle stellten selbst die Leipziger Blätter für lit. Unterhaltung (welche bei Schriften positiv religiöser Richtung gewiß keiner Parteilichkeit zu beschuldigen sind) den Verfasser den englischen Humoristen Swift und Sterne an die Seite, und nannten die Schrift „eine der merkwürdigsten literarischen Erscheinungen der Gegenwart.“ Auch der Berliner Gesellschafter rühmt an dem erzählenden Talent des Verfassers „die unvergleichlichen Figuren und die rechte Plastik des Lebens, mit der die Bilder kräftig aus dem Rahmen hervortreten, so zwar, daß es den Leser ordentlich verdrießt, solche Kapitalmenschen nicht weiter durch's Leben begleiten zu können.“

PT 1928 .B558 P7 C.1
Die Prinzenschule zu Mopsalgu
Stanford University Libraries
3 6105 040 406 162

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004